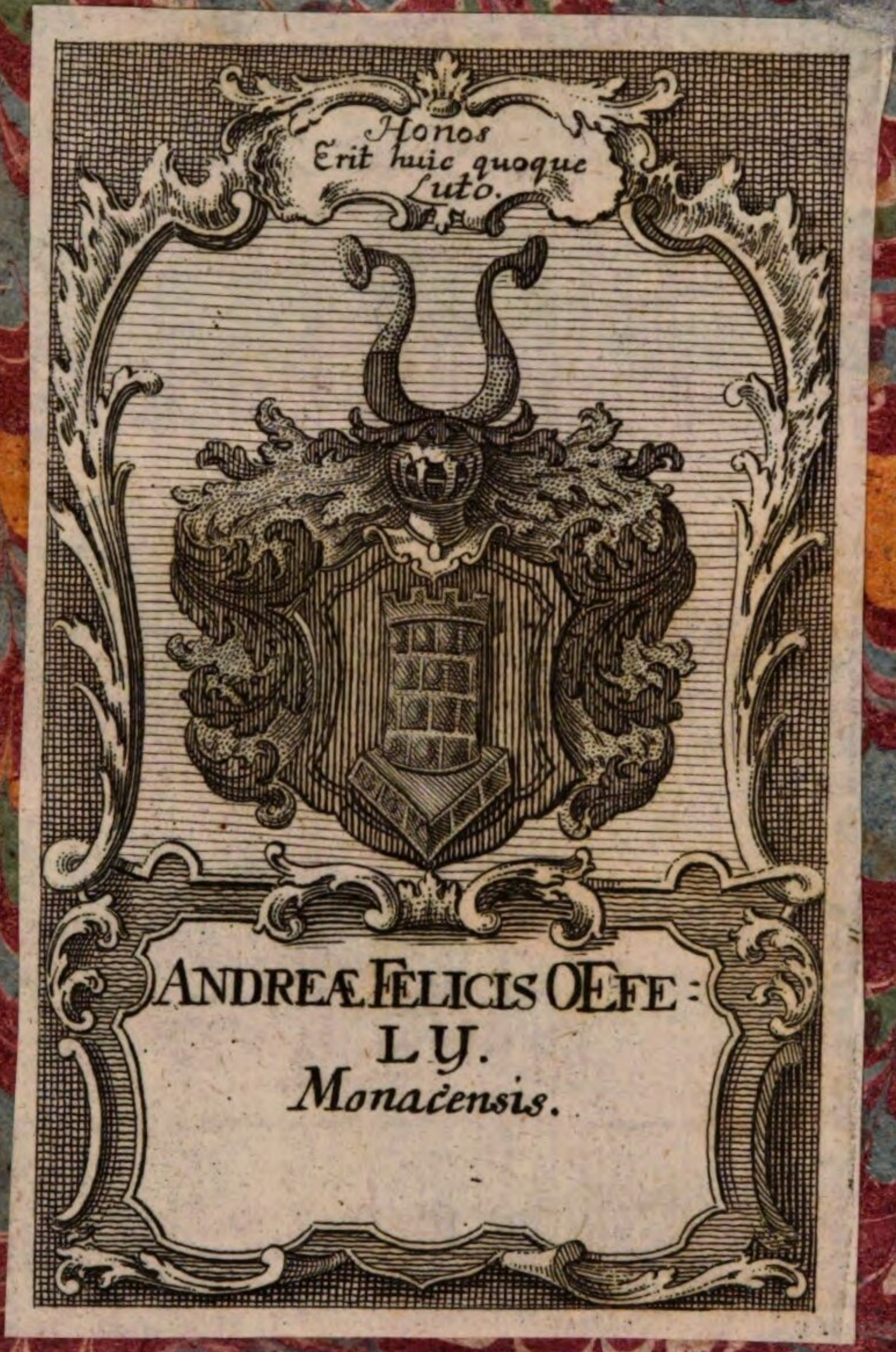

ANDREÆ FELICIS OEFE-
LY.
Monacensis.

A. Lat. 2. 1499 e-1

(Vol I).

~~500~~
446.

3.

<36630354950016

<36630354950016

Bayer. Staatsbibliothek

DER STERBENDE CORNELIUS. I. Buch, XII. Brieff.

Der Heydnische Philosoph,

oder

Gedanken des Plinius,

mit gelehrten und moralischen

Betrachtungen.

Aus dem Französischen

des berühmten

Herrn Professors Formey.

Frankfurt und Leipzig,
bey Heinrich Ludwig Brönner, 1761.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede
des Uebersetzers.

Wenn die Schriften des Herrn Formeys überall starken Abgang finden, so ist solches nicht diesem ungefehren Erfolge beyzumessen, der zuweilen Werken einen grosen Beyfall verschaffet, ohne, daß man recht sagen könne, wie es damit zugehe: Diese Schriften haben alles, was Büchern einen wahren Werth geben kann; und der feinere Theil der Menschen müßte eine eben so gründliche und weitläufige, als sittsame und schöne Gelehrsamkeit, einen richtigen und zierlichen Ausdruck, einen scharfen Verstand, und

ein gutes Herz nicht mehr zu schätzen wissen, und an der glücklichsten Vereinbarung des Angenehmen mit dem Nützlichen kein Belieben mehr haben, wenn die Formeyischen Aufsätze nicht gefallen sollten. Alles, was aus der Feder dieses Verdienst-vollen Mannes flieſſet, ist lesenswürdig, weil es immer zugleich unterrichtet und bessert; und man kann es nicht anders als mit Vergnügen lesen, weil es eine Gelehrsamkeit ohne Prahlerey, ohne Zanksucht, eine Sittenlehre ohne Stolz ist. Zwey Werke des Herrn Formey verdienen diese Lobsprüche vorzüglich: Der christliche Philosoph, und der heydnische Philosoph; welche der Verfasser selbst gewiß nicht unrecht beurtheilet, wenn er in der Französischen Zueignungsschrift an des Kronprinzen von Schweden Königliche Hoheit, sie für zwey Bücher ansieht, aus welchen, zusammen genommen, man sich eine richtige Vorstellung der Lebenspflichten machen könne, wie solche aus den ersten Begriffen der Vernunft und der Religion flieſſen. Hätte er diese Werke als fremde,

und

und nicht als seine eigene, zu beurtheilen gehabt, würde er ohne Zweifel noch gesaget haben, daß sie, ausser der Hinlänglichkeit zu ihrem Hauptzwecke, der nichts geringeres als die Beförderung der wahren Tugend, und der mit derselben unzertrennlich verknüpften Glückseligkeit der Menschen ist, noch den Vorzug haben, ein Schatz der schönsten Gelehrsamkeit zu seyn. Dieses ist besonders von dem heydnischen Philosophen wahr. Denn ob zwar Herr Formey sich in beyden gleich, das ist, dort ein philosophischer Theolog, und hier ein theologischer Philosoph ist: Benennungen und Eigenschaften, die nie getrennet seyn sollten; so war doch das lezte Werk seiner Natur nach einer mannigfaltigen Ausschmückung fähig, die Herr Formey ihm zu ertheilen so geschickt war.

Der christliche Philosoph ist unsern deutschen Lesern schon bekannt genug, indem die Uebersetzung desselben, welche man dem gelehrten Fleiße des H. Doctor Osterländers zu Frankfurt zu verdanken

hat, so vielen Beyfall gefunden, daß bereits an der dritten Auflage verkaufet wird, ob gleich die erste nur vor drey Jahr herausgekommen ist. Wäre es nicht Schaden, wenn der heydnische Philosoph nicht auch deutsch gelesen würde? Einmal ist er als ein zweyter Theil des christlichen Philosophen, oder wenigstens als eine schätzbare Zugabe zu demselben, anzusehen: und dann ist er auch ohne Rücksicht auf diesen, und für sich allein betrachtet, ein vortrefliches Werk; und ich irre mich sehr, oder alle Leser von gutem Geschmacke werden den heydnischen Philosophen für eine der lehrreichesten und zugleich anmuthigsten Schriften halten, die unsere Zeit aufzuweisen hat.

Es ist derselbe zwar schon im Jornung 1757. vollendet gewesen, und zum Druck nach Holland geschicket worden, aber doch erst an der Michaelismesse 1759. in dreyen Duodezbänden groses Formates unter folgendem Titel herausgekommen: Le Philosophe Payen, ou Penſées de Pline; avec un Commentaire

taire litteraire & moral, par Mr. Formey. à Leide, de l'Imp. d'Elie Luzac, Fils. 1759. Die eine Aufschrift, *Philosophe Payen*, ist für das ganze Buch, und läuft auch durch alle drey Bände fort; die andere aber, *Pensées de Pline*, ist nur von dem ersten und grösesten Theile zu verstehen, der sich auf der 176. Seite des dritten Bandes endiget, wo ein neues Werk, das sich aber zu dem ersten vollkommen schicket, nemlich des griechischen Weltweisen Sallusts Abhandlung von den Göttern und von der Welt, anfängt, wovon man das nähere aus den Vorreden ersehen wird, die Herr Formey derselben vorgesetzet hat, und auf welche ich mich Kürze halber beziehe.

Was diese Uebersetzung anlanget, so war ich der Hochachtung für Hr. Formeyen, und der Vortreflichkeit seines Werkes alle Sorgfalt schuldig, um zu verhüten, daß seine Arbeit unter meiner Hand nicht gar zu viel von ihrem Werthe verliehren möchte; und ich habe mich bestens beflissen, rein und getreu zu überse-

zen: ein Vorsatz, welcher allemal leichter gefasset, als hinaus geführet wird. Ausser den Schwierigkeiten, die allen Uebersezungen gemein sind, fand sich hier auch eine besondere bey den Stellen, welche die eigentlichen Worte des Plinius enthalten, und einen grossen Theil des Werks ausmachen. Sollte ich der französischen Uebersetzung des Hr. von Sacy folgen, welche Hr. Formey beybehalten hat? Sie ist schön, recht schön, und so getreu, als wenige französische Uebersetzungen der alten Schriftsteller gefunden werden. Aber es ist doch eine Uebersetzung; und die Copey von einer Copey entfernet sich, um mit Hr. Formeyen selbst zu reden, immer weiter von dem Urbilde. Leser, die sie nur mit dem lateinischen Texte verglichen, würden nicht selten Mühe gehabt haben, zu errathen, warum ich den und den Ausdruck einem andern vorgezogen hätte. Sollte ich mich schlechtweg an das lateinische halten? Nicht zu gedenken, daß eben das, was in jenem Falle von dem einen Theile der Leser zu befahren stund, in diesem von denjenigen zu besorgen war,

welche

welche die Vergleichung nur mit dem Französischen anstellen würden, so setzen die Anmerkungen des Hrn. Formey hin und wieder den Ausdruck und die Wendungen voraus, deren Sacy sich bedienet hat.

Ich habe gewissermaassen einen Mittelweg eingeschlagen, und die französische Uebersetzung zwar nicht aus der Acht gelassen, weil sie vielen dunkeln Stellen zur Auslegung dienet, aber doch mich meistens nach der Urschrift gerichtet, welches an sich eben nicht nothwendig war, bis auf einige wenige Orte, wo man entweder im Französischen einen Druckfehler voraussetzen muß, oder, welches fast wahrscheinlicher ist, Hr. von Sacy den eigentlichen Sinn seines Verfassers übersehen hat. *Opere in longo fas est obrepere somnum.* Im zwölften Briefe des IV. Buches, zum Exempel, saget Plinius, der Quästor Marcellin habe die Besoldung für den ihm zugegebenen Renthschreiber, der inmittelst gestorben war, bereits empfangen, und in Verwahrung gehabt, um ihm

selbige

ſelbige zu Ende des Quartals auszuzahlen, quod acceperat ſcribæ daturus (quem ante legitimum ſalarii tempus amiſerat;) nach dem Franzöſiſchen des Hrn. von Sacy aber hätte Marcellin ſeine eigene Beſoldung von dem Renthſchreiber voraus bekommen, ces appointements qui lui avoient été payés d'avance par ce commis. Im zweyten Briefe des VIII. Buches iſt dieſe Redensart, ampliſſimas ſummas emtionibus *occupare*, im Franzöſiſchen durch *avancer* de très-grandes ſommes, groſſe Summen vorausbezahlen oder vorſchieſſen, gegeben worden, welches doch weder überhaupt, noch hier die Bedeutung derſelben ſeyn kann. *Occupare* pecuniam heiſſet Geld anlegen, wie den Kennern der reinen Latinität nicht unbekannt iſt; und dann zeiget auch der Zuſammenhang, daß Plinius hier bloshin von denen rede, welche beträchtliche Summen auf den Kauf gewendet, das iſt, eine ſtarke Parthey Wein (denn davon iſt die Rede,) gekaufet, oder auch nur benennet hatten: Von denen aber, die viel oder wenig an dem Kaufſchilling vorausbezahlet

let hatten, redet er gleich hierauf noch besonders ꝛc.

Statt des Wortes **Erklärungen**, wodurch man sonst das französische Wort Commentaire auf dem Titelblate gar wohl ausdrucken kann, habe ich lieber **Betrachtungen** gesetzet, weil es mir vorkam, als ob jenes hier nicht so recht passen wollte, indem die Arbeit des Hrn. Formey nicht sowohl in einer eigentlichen Erklärung der Gedanken des Plinius, als vielmehr in Anmerkungen und Betrachtungen über dieselben bestehet; wie er sie denn auch selbst in dem ganzen Werke nur *Reflexions* und *Remarques* nennet.

Wenn etliche wenige Druckfehler und Unrichtigkeiten in der Rechtschreibung der Aufmerksamkeit des Hn. Correctors entgangen sind, und, zum Exempel, etwa ein i für ein y, ein k für ein ck, ein z für ein tz ꝛc. oder umgekehrt, stehen geblieben, so wird ein billiger Leser wohl von selbsten geneigt seyn, dieses mit der einer Art von Unmöglichkeit gleichkommenden Schwie-

rigkeit zu entschuldigen, welcher der fehlerfreye Druck eines Buches unterworfen ist.

Endlich muß ich noch anmerken, daß mich wichtige Geschäften abgehalten haben, den dritten Theil dieses Werks, gleich den beyden ersteren, zu versprochener Zeit dem Herrn Verleger im teutschen zu behändigen. Er ist also hierdurch genöthiget worden, selbigen durch eine andere Feder übersetzen zu lassen.

Hanau den 26ten Julii
1761.

Georg Adam Junker.

Vorrede
des Verfassers.

Die Lesung der guten Schriftsteller des Alterthums ist insgemein eine Folter für junge Leute in den ersten Jahren ihres Studirens; sie wird aber hernach die Lust und das Vergnügen derjenigen, die, wann sie zu mehrern Jahren gekommen sind, die beyden Eigenschaften, welche den Menschen am meisten bezeichnen, ich will sagen das Gefühl, und das Nachdenken, nicht haben verrosten lassen. Sonderlich wird Gefühl erfordert, um sich dieser Lesung zu unterziehen; und ich verstehe dadurch eine feine und zarte Wahrnehmung der in diesen Werken ausgestreueten Schönheiten, eine lebhafte, und ich möchte fast sagen, zärtliche Theilnehmung an

den edlen Zügen, an den starken Redensarten, an den nachdrücklichen Ausdrücken, an den glücklichen Wendungen, womit sie angefüllet sind.

Nichts ist verhaßter als die Pedanterey der Sprachgelehrten, die sich bey jeder Redensart aufhalten, bey jedem Worte ausrufen, und immer in Entzückung stehen, wann sie die gemeinsten Sachen lesen. Das Vorurtheil geht auch zuweilen bey den gelehrtesten Leuten zu weit; man hat es in dem berühmten Streite über die Alten und Neuen gesehen, der gegen das End des verflossenen Jahrhunderts die Gemüther so sehr beschäftigte. Es war dieses eine wahre Verblendung auf beyden Seiten. Die Feinde des Alterthums schienen sich verschworen zu haben, nichts in den Meisterstükken, die es uns nachgelassen hat, für schön zu halten; und was sie in dieser Gesinnung vollends bestärkete, war der übertriebene Eifer ihrer Gegner, die ein feyerliches Gelübd gethan hatten, den Alten, gleich geheiligten Götzen, zu räuchern, sie in allem und durchgängig zu bewundern, und sie als untrügliche Muster auch in solchen Sachen anzupreisen, wo die gesunde Vernunft gegen sie zeugete. Man darf nur die Streitschriften des angenehmen La Motte, und der gelehrten Dacier wieder lesen, und hernach das Mittel zwi-

schen ihren Sätzen nehmen, um ein billiges Urtheil über diesen ganzen Streit zu sprechen. Dieß ist das allgemeine Schicksal aller Streitigkeiten. Man denket nur, sich so weit, als möglich ist, von einander zu entfernen; man wollte gern nichts gemein haben: und von da ist es natürlich in die Uebermaasse zu fallen, und die stärksten Ungereimtheiten, die übertriebensten Thorheiten nicht zu fühlen, deren man sich gewiß schämen würde, wenn man bey ruhigem Gemüthe wäre.

Es ist ein grosser Schaden, daß diejenigen, die die Humaniora, oder Schulwissenschaften, lehren, nicht im Stande sind, ihre Schüler auf den guten Weg zu bringen, oder sie darauf zu befestigen. Wenn sie, an statt ihnen Stücke aus dem Horaz, aus dem Virgil, aus dem Cicero, u. s. w. buchstäblich und mühsam zu erklären, und sie mit ermüdenden Kleinigkeiten aufzuhalten, welche die Ausleger, Leute, die insgemein selber den schlechtesten Geschmack haben, ihnen an die Hand geben; wenn sie, an statt dieselben durch dornichte Wege zu führen, mit ihnen die wahren Schönheiten und die wirklichen Fehler untersuchten, die in den Stücken des Alterthums, die sie ihnen in die Hände geben, angetroffen werden; wenn sie von denselben weit mehrere Proben der Urtheilskraft und

des Nachdenkens, als des Gedächtnisses und der Gelehrigkeit forderten, so würde man sehen, daß die jungen Leute mit den guten Autoren eine angenehme Bekanntschaft, eine vertrauliche Freundschaft machten, die so lange, als ihr Leben, dauern, und demselben tausend Vergnügungen gewähren würden. Allein da sie im Gegentheile den wahren Geschmack, der diese Lesung angenehm machen kan, zerstören, so legen sie der Wiederherstellung dieses Geschmackes starke, zuweilen unüberwindliche Hinderniße in den Weg; und es wird eine lange Folge von Jahren, eine Zusammenstimmung von Ursachen, die den Witz läutern, die Urtheilskraft zur Reife bringen, das Herz veredlen, erfordert, um die Begierde wieder rege zu machen, von sich selbst Bücher zu verstehen, die man seit so langer Zeit nicht in Händen gehabt hat. Man erinnert sich der verdrüßlichen Jahre nicht gerne, in denen man mit ihnen unter der Anführung eines bald unwissenden, bald schmutzigen Schullehrers in den Classen, oder eines Hausprăceptors von eben dem Schlage, ist geplaget gewesen. Die letzteren sind insgemein noch untüchtiger als die ersteren, weil man diejenigen, denen die Erziehung in den Familien übergeben wird, mit geringerer Vorsicht annimmt, als die, die eine öffentliche Stelle bekleiden: obgleich, die Wahrheit zu sagen, beyde mit sowenig Behut-

hutsamkeit bestellet werden, daß oft diejenigen sich schämen sollten, die einst davon werden Rechenschaft geben müssen.

Es geschieht also nur sehr spate, wenn es anders geschieht, und gegen das bereits abnehmende Alter, daß diejenigen, die ihre Schulstudien nicht gänzlich vergessen haben, wieder eine Begierde darnach bekommen, und mit Erstaunen sehen, wie viel sie verlohren haben, daß sie es nicht eher gethan. Allein wenn es gute Köpfe sind, und die ungefehr mit denen übereinstimmen, die die vortreflichen Stücke in allen Arten hervorgebracht haben, welche aus den Jahrhunderten übrig sind, so man als der Zeit des Augusts zugehörig ansehen kan; so bemächtigen sie sich auch gar geschwind dieser so lang vernachläßigten Schätze; sie machen sich, so zu sagen, Freunde, mit denen sie in kurzer Zeit in die gröste Vertraulichkeit gerathen: und von diesem Augenblicke an zehlen sie die Annehmlichkeiten, die sie in diesem Umgange geniessen, unter die grösten ihres Lebens.

Die Beschäftigung, wovon ich rede, und die ich hier anpreise, muß nicht mit dem eigentlich so genannten Studiren der Autoren vermenget werden, in sofern dasselbe zu den Quellen einer tiefen Gelehrsamkeit führet, und

eine genaue Kenntniß der Sprachen, der Alterthümer, und dieser gesamten weitläufigen Wissenschaften erfordert, die bey den Salmasen, bey den Scaligern, bey den Casaubonen, und ihres gleichen, geschimmert haben.

Ich ehre so sehr, als jemand, das Andenken dieser grossen Männer, und die Verdienste derer, die heutiges Tages mit ihnen können verglichen werden, und die, der entsetzlichen Menge der Gelehrten ungeachtet, in Wahrheit sehr dünne gesäet sind. Der geschickte **Kritikus**, der in einer **Leipzigschen lateinischen Monatsschrift** einen Auszug aus meinen *Mêlanges Philosophiques* gemacht hat, hat mir nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, da er mich als einen Verächter dieser berühmten Gelehrten vorgestellet hat, der ihre Wissenschaft verkleinerte, und kindischer Weise ihnen zum Nachtheile redete. In der beurtheilten Stelle hatte ich mein Absehen einzig und allein auf das ehemalige Verfahren dieser Häupter der gelehrten Republick gegen einander, und auf die wenige Anmuth, Höflichkeit, und Lebensart gerichtet, die man in demselben wahrnimmt. Mich dünket, es sey dieses eine so ausgemachte Sache, daß man keine Befugniß gehabt habe, mir darinn zu widersprechen; und dieß war nicht sowohl eine

Folge ihrer Gelehrsamkeit, (denn warum sollte die fleißige Lesung der zierlichsten und gesittesten Schriftsteller Grobheit und Ungezogenheit einflössen?) als eine Wirkung der damaligen Sitten, bey denen man diesen Firniß der Höflichkeit nicht sah, der für das verwichene Jahrhundert aufbehalten war, wo er ächtem Golde glich, anstatt daß er in dem unserigen schon zu Flittergolde wird.

Wie dem seyn mag, und um mich von dem Zwecke, dem meine gegenwärtige Betrachtungen gewidmet sind, nicht noch weiter zu entfernen, so wiederhole ich es, daß ein verständiger Leser der guten Autoren nicht nöthig habe, ein eigentlicher Gelehrter zu seyn, und daß es ihm genug sey, die Werke, die nicht einstimmig für dunkel gehalten werden, ohne Mühe lesen zu können: wobey es ihm unbenommen bleibet, in den Fällen, wo er Erläuterung verlanget, die vielen Hülfsmittel zu Rathe zu ziehen, die jedermann leicht haben kan. Um an dem Lesen Vergnügen zu haben, muß man es in einem fort thun können. Wer bey jeder Zeile stecken bliebe, und genöthiget wäre, ohne Unterlaß in dem Wörterbuche zu blättern, würde einer solchen Arbeit bald überdrüßig werden, es wäre denn, daß er sich es vorgenommen hätte und eine Ehre darinn suchete, diese Schwierigkeiten zu überwinden. Der

Leser aber, den ich voraussetze, ist ein Mensch, der, nachdem er so viele Wissenschaft erlanget hat, als man gemeiniglich zu erlangen pfleget, sie niemals gänzlich aus dem Gesichte verlohren, und sich jederzeit im Stande befunden hat, einen Autor wieder zur Hand zu nehmen, um ein Stück aus demselben, einen Auftritt aus dem Terenz, eine Stelle aus der Aeneis, eine Ode aus dem Horaz, einen Brief aus dem Cicero, oder aus dem Plinius zu lesen, ohne die Uebersetzungen auf der Seite, oder das Lexicon unter der Hand zu haben. Mehr fordere ich nicht. Das übrige kömmt auf die Richtigkeit des Verstandes, und hauptsächlich, wenn ich mich so ausdrükken mag, auf die Scharfsinnigkeit des Herzens an. Diese Eigenschaften werden einen solchen Leser in dem wahren Verstande dessen, so er liest, viel weiter führen, als die eigentlich so genannte Gelehrsamkeit jemals thun wird. Dieses sind die rechten Leser, die die Schriftsteller des Alterthums sich wünschen würden, wenn sie wieder auf die Welt kämen. Dem Horaz würde sonder Zweifel der Beyfall des geistreichen Marquis von Sevigne lieber seyn, als seines Auslegers, des H. Dacier seiner.

Die Schönheiten der Alten, überhaupt genommen, sind keine gezwungene Schönheiten,

ten, keine unnütze Zierathen, keine Schminke; es sind natürliche Schönheiten: und daher kömmt es, daß sie von denen besser gefühlet werden, die die Natur nicht durch einen Mischmasch von Untersuchungen verderbet und gleichsam ersticket haben, welche zwar zuweilen eine kleine Hülfe zum Verstande einer bis dahin übel erklärten Stelle geben, die Urtheilskraft aber zum Verstande wesentlicher Dinge schwächen. Wann man die Augen auf die prächtigen Ausgaben wirft, die den Titel *Variorum* führen, weil man darinn eine Wahl, (und meistens was für eine Wahl!) unter den Anmerkungen verschiedener Gelehrten über einen Autor gemacht hat, so beschäftiget sich das Gesicht mit Vergnügen mit der Zierlichkeit der Schrift, mit der Schönheit des Papieres, und mit den übrigen Vorzügen der Presse. Allein wann nun das Vergnügen des Geistes auf der Augen ihres folgen soll, so sind die Lybischen Wüsteneyen nicht trockener, als die Noten, die man durchlaufen muß. Die einzige Blumen, die daselbst wachsen, sind die abgeschmackten Lobsprüche, die die Ausleger ihrer eigenen scharfen Einsicht geben, die Spöttereyen, oder auch wohl Schmähungen, womit sie alle diejenigen beehren, die mit ihnen nicht einerley Meinung sind, oder nur Mine machen, es nicht zu seyn. Ein Mann von einem richtigen Gefühle, und von

einer gesetzten Urtheilskraft, kann sich mit Belachung dieser grammaticalischen Lumpereyen auf einige Augenblicke einen Zeitvertreib machen; allein er machet bald das Buch zu, und wirft eine Verachtung auf die Noten, die auch oft der Text mit entgelten muß. Und ich glaube, daß nächst den von dem ersten Unterrichte hergenommenen Ursachen, von welchen wir schon geredet haben, diejenigen, welche die Unnützlichkeiten und Schlechtigkeiten der Auslegungen an die Hand geben, die geschicktesten sind, von dem Lesen der Autoren abzuschrecken.

Ich weis nicht, ob ich irre; allein es dünket mich, daß zween verschiedene Männer nöthig wären, um den Anfängern die Bücher des Alterthumes zu erklären. Ich wollte, daß der eine einen kleinen Anfatz von Pedanterey hätte; und zwar um folgender Ursache willen. Ohne dieses ist es fast nicht möglich, die Geduld, den Fleis, ich weis nicht welchen Eifer zu haben, so nothwendig erfordert wird, um jungen Leuten die ersten Gründe der Wissenschaften einzupläuen, die hauptsächlich der Gegenstand des ersten Studirens sind. Die Pädagogie hat etwas betrübtes und verdrüßliches für einen muntern und zärtlichen Geist: er unterzieht sich derselben mit einer Widersetzlichkeit, die, so gute Gesinnun-

nungen er auch übrigens haben mag, durch seine Unterweisung durchbricht, und ihr den besten Theil ihrer Wirksamkeit benimmt. Hingegen ein Mann, der lauter Syntax ist, der von Adverben und Conjunctionen zusammen gesetzet ist, der in Entzückung geräth, so bald er eine besondere Wortfügung anmerken, eine nicht allzu bekannte Anomalie auffangen kann, so ein Mann ist vortreflich, diejenigen zu unterstützen, die die ersten Schritte in Erlernung der Sprachen und Lesung der Autoren thun.

Aber ich möchte zu gleicher Zeit, oder doch bald hernach, einen zweyten Lehrmeister haben, der die nämlichen Stücke, die der Grammaticus zuvor zergliedert und analysiret hat, wieder vor die Hand nähme, und ihre oratorische, poetische und andere dergleichen Schönheiten, die Kunst, die Feinheit, die sich etwa darinn findet, zu fühlen gäbe. Hernach, wenn sie politische und sittliche Gebräuche enthielten, die geschickt wären, zur Bildung des Staats- und Kriegsmannes, des Richters, des Bürgers, des Fürsten, etwas beyzutragen, würde er auch diese entwickeln, und sie mit Beyspielen, mit Gründen, und mit allem, was seine eigene Erkenntniß ihm an die Hand gäbe, bestärken. Dieß würde, meines Bedünkens, das *non plus ultra* der Unterweisung seyn, wovon hier die Rede ist.

Man

Man saget mir vielleicht, es wäre besser, daß ein einziger Mann, ein und eben derselbe Lehrer, diese beyde Dinge verrichtete; und ich gebe es zu. Allein wo soll man ihn finden? Ich bin ein täglicher Zeugen von dem Verlangen, das man in vornehmen Häusern, oder auch wohl an Höfen hätte, das, was man heutiges Tages einen Hofmeister nennet, zu überkommen, dessen Gaben mit persönlichen Verdiensten vergesellschaftet wären; ich habe sogar sehr oft unter denen, die sich anbothen, wählen helfen, und ich könnte einige nennen, die meiner Erwartung, und der Herren, oder Fürsten ihrer, denen ich sie vorgeschlagen hatte, ein Genügen gethan haben. Aber wie klein ist die Anzahl dieser Leute! Wie wenig steht sie mit der Zahl der **Pädagogen** in Verhältniß, die ohne Wissenschaft, ohne Witz, ohne Geschmack, und welches vollends macht, daß man sich über sie beklagen muß, ohne Sitten sind.

Dieser Gedanken von zweenen Lehrmeistern verschiedener Art erinnert mich, daß ich beynahe diesen Vortheil in meiner Jugend gehabt habe, und er veranlasset mich, das Andenken zweener Schullehrer zu erneuern, unter denen ich in der **französischen** (*) Schule zu

(*) Diese Schule, die von dem grosen Kuhrfürsten

zu Berlin zum Theile meine Studien getrieben habe. Der erste, von Oranien gebürtig, der Annibal Vigut hieß, war, nach dem Geständniß aller derer, die ihn gekennet haben,

---

sten ist gestiftet worden, und für welche König Friederich I. im Jahre 1703. Verordnungen machte, hat sich beständig in ziemlichem Flore erhalten. Der berühmte Herr Barbeyrac war bey derselben Lehrer in der zweyten Classe gewesen. Die Stelle eines Lehrers der Weltweisheit war Anfangs mit dem Herrn Sperlette besetzet worden, der ein Mönch gewesen war, und als Professor zu Halle gestorben ist. Sie kam hernach an den Herrn Chauvin, Diener des göttlichen Wortes, und Verfasser eines lateinischen philosophischen Wörterbuches, in Folio, wovon in Holland zwo Auflagen herausgekommen sind. Er war von Nimes, und hatte daselbst im Jahr 1662. auf dem theologischen Catheder seine Sätze vertheidiget. Er hat auch drey Bände in Octav von einem *Journal de Berlin* herausgegeben. Seine Frau, Namens Helene Roux, war die Schwester eines Schatzmeisters von Frankreich gewesen. Eine von seinen Töchtern ward an den Herrn Barbeyrac verheirathet. Herr Chauvin (er hieß Stephan,) hat einen jüngern Bruder, Namens Peter, gehabt, der auch zu Nimes, im Jahr 1646. oder 1647. gebohren war, und durch einen im Haag 1694. gedruckten Tractat von der natürlichen Gottesgelahrtheit bekannt ist. Er war nach des Herrn Gaussen Tode Professor zu Saumür, und nachmals Prediger zu Nantes gewesen. Nach Widerrufung des Edicts flüchtete er

nach

haben, der gröste Pedant, den jemals eine Schule in ihrem düstern Umfange gehabt haben mag. Nichts fehlete ihm von allen innerlichen und äusserlichen Eigenschaften dieser wunderlichen Gattung von Menschen, die Cyrano von Bergerac (*) so lustig, und

nach

---

nach Engelland, erhielt eine Präbende zu Norwich, und starb daselbst noch im vorigen Jahrhunderte. Stephan Chauvin starb im Jahr 1724. Ein Artzt und gewesener Mönch, Pascal genannt, hatte seine Stelle erhalten; sie wurde ihm aber genommen, und dem Herrn La Croze, einem ehemaligen Benedictiner, gegeben, der sich in der gelehrten Welt ein groses Ansehen erworben hat. Ich bin ihm im Jahr 1739. nachgefolget, und da ich, durch göttliche Gnade, Diener am Worte GOttes bin, so macht dieses eine abwechselnde Nachfolge von Mönchen und Predigern, die dem Ansehen nach nicht weiter gehen wird. Herr Ermann, der sich gegenwärtig durch seine Geschicklichkeit im Predigen hervor thut, und von dem man sich alles versprechen kann, hat auch an eben dieser Schule gestanden, und ist hernach Catechet geworden, bald darauf aber Prediger bey der Kirche auf dem Werder, so die vornehmste unter den fünf französischen Kirchen zu Berlin ist.

(*) In seinem *Pedant joué*, einem Stücke, das mir immer recht schön vorgekommen ist. Moliere hat viele artige Züge daraus genommen. Ich ersuche diejenige, die es nicht kennen, es zu lesen; allein die meisten werden wegen der darinn häufig vorkommenden Anspielungen und sprüchwörtlichen Redensarten eines Auslegers bedürfen.

nach meiner Meynung, viel besser als Belzac, abgemahlet hat, dessen Barbon so übertrieben ist, daß er nichts gleichet. Indessen bin ich weit entfernet, die Asche dieses ehrlichen Mannes durch diese Benennung zu beschimpfen, vielmehr stehe ich nicht länger an, zu bekennen, daß ich alles das wenige, so ich an Wissenschaft erlangt haben mag, ihm zu danken habe; daß er es sey, der bald durch Aufhaltung der Lebhaftigkeit, bald durch Ermunterung der Unempfindlichkeit, die wechselsweise bey jungen Leuten herrschen, mir die schätzbarste unter allen Gewohnheiten, die zu arbeiten, gegeben hat: eine Gewohnheit, die die Arbeit leicht machet, und eben dadurch eine Liebe zu derselben einflöset, weil man immer geneigt ist, etwas zu thun, wenn man es ohne Mühe thut. Ich bin daher gänzlich versichert, daß, wenn ich den Hrn. Vigut nicht zum Lehrer in Sexta und Quinta, (im Jahr 1720. und 1721.) gehabt, und nicht noch täglich seines Privatunterrichts genossen hätte, in währender Zeit ich bis zum Jahre 1725. die übrigen Classen durchlief, wenn er, sage ich, alle diese Jahre hindurch, mich nicht so, wie er gethan, beständig im Athem gehalten, und mich nicht mit einem Theile dieses grammaticalischen Feuers, das in ihm war, belebet hätte, mein Fortgang lange nicht so schnell würde gewesen seyn, oder ich wenigstens bald

in diese Schläfrigkeit würde gefallen seyn, der sich diejenigen insgemein zu ergeben pflegen, die nach Vollendung ihrer Studien die Stellen erhalten, nach denen sie trachteten. Dieß ist also die erste, und ohne Vergleichung, die wirksamste Hülfe, die einen Einfluß in den Fortgang meiner Studien gehabt hat.

Ich denke aber zu gleicher Zeit mit Vergnügen an dasjenige zurück, so mir in Prima unter meinem Lehrer der Rhetorik begegnet ist. Dieß war ein blinder Greis(*), (er war es

(*) Er hieß Johannes Audouy. Er war eines Kaufmanns Sohn von Saumür, und hatte daselbst unter den Herrn Gaussen, le Fevre, und andern berühmten Männern damaliger Zeit, studiret. Er hatte die Frau Dacier besonders wohl gekennet, und hat mir mehr als einmal alle Umstände ihrer erstern Heirath mit dem Buchhändler Lesnier erzehlet. Ohne daß Hr. Audouy gelehrt gewesen wäre, hatte er seine Humaniora und seine Muttersprache wohl innen; er redete angenehm, und ich will zu dessen Beweis nichts weiter anführen, als daß es Hr. Lenfants Vergnügen war, ihn täglich zu sehen, bis an seinen Tod 1728. Des Hrn. Audouy seiner erfolgte im Jahr 1737. Ich ward in der Stelle eines Lehrers der Rhetorik sein Nachfolger, die ich niedergeleget habe, um die Profession der Weltweisheit zu übernehmen. Ein alter Schullehrer, Namens Hr. Rossal, bekam damals meinen Platz. Nachdem das Alter diesen auser Stand gesetzet

es mehr als zwanzig Jahre vor seinem Tode geworden,) ein Mann von vielem Witze, der seine Classe sehr nachläßig besorgte, es sey nun, daß das Alter seine Kräfte vermindert hatte, oder vielmehr, weil er zu allen Zeiten die Lustbarkeiten geliebet hatte, welche Gewohnheit ihm noch anhieng, so, daß er nicht leicht eine Gelegenheit vorbey ließ, diejenigen zu geniessen, die sich ihm noch darstellen mochten. Allein ob er gleich immer nur unterbrochen lehrete, so fühlete ich doch den Werth von gewissen Fragmenten seiner Lectionen; und insbesondere hat mir nichts mehr Vergnügen gemacht, als einige Stunden mit Erklärung der Comödien des **Terentius** bey ihm allein zuzubringen. Er mischte in diese Erklärung ein Salz, Annehmlichkeiten, die mich entzücketen; ich hätte gemocht, daß diese Arbeit

---

setzet hatte, seine Dienste zu thun, so kam Hr. Naude, Prediger an der französischen Kirche zu Berlin, im Jahr 1746. an seine Stelle, der dieser doppelten Bedienung, die er auf sich hat, würdigst vorsteht, und einen Namen behauptet, der bereits durch seinen im Jahr 1729. verstorbenen Hrn. Vater, und durch seinen im Jahr 1745. verstorbenen ältern Hrn. Bruder berühmt gemacht ist. Beyde waren Professoren der Mathematik bey der grosen Joachimsschule, und Mitglieder der königlichen Academie. Ich setze diese Anekdoten hieher, in der Versicherung, daß sie jetzo schon, noch mehr aber in der Folge, Vergnügen machen werden.

nie aufgehöret hätte, und ich glaube, daß diese Stückchen, die zusammen vielleicht jährlich keine zwölf Stunden ausgemacht haben, mir den Verstand mehr geschärfet, und meinen Geschmack mehr entwickelt haben, als alle Lectionen, die ich in den übrigen Classen gehabt habe. Dieß ist es, was mich frühzeitig mit den Gedanken angefüllet hat, die ich jetzt vorgetragen habe, und was mich versichert, daß ihre Vollstreckung denjenigen beständig nützlich seyn werde, die es dahin bringen können, sich dieselbe zu verschaffen.

Die Sprache dieser Vorrede, die Ausschweifungen, die ich mir darinn erlaube, die Art von Plauderey, die darinn herrschet, kündigen zum voraus an, was für eine Gestalt und Ausbildung dieses Werk haben werde. Es ist Zeit, die Gelegenheit davon zu erzehlen. Ich habe den Augustmonat dieses Jahres (1756.) zu Charlottenburg zugebracht, einer Stadt mit einem königlichen Garten und Schlosse, so eine Stundweges von der Residenz lieget. Da mein Vorsatz war, in diesem angenehmen Aufenthalte eben sowohl meinen Geist zu erquicken, als meine Gesundheit zu stärken, so hatte ich einige meiner Absicht gemässe Bücher mitgenommen. Ohne sie herzunennen, begnüge ich mich zu sagen, daß die Briefe des Plinius darunter gewesen sind, und daß sie

mir

mir dergestalt gefallen haben, daß ich sie fast zu meinem einzigen Handbuche gemacht habe. Bey aufmerksamer und bedächtlicher Lesung dieses vortreflichen Werkes bin ich von der Stärke und Schönheit der Gedanken, von der edlen Hoheit der Gesinnungen, von der grosen Redlichkeit und Liebe zum gemeinen Besten, die den Autor bezeichnet, so oft gerühret worden, daß ich geglaubet habe, der Welt durch Herausgebung der Gedanken des Plinius einen eben so guten Dienst zu erzeigen, als der Herr Abt von Olivet, und der Herr von La Beaumelle mit den herausgegebenen Gedanken des Cicero, und des Seneca gethan haben. Allein ich habe den Einfall bekommen, es in der Art der Vorstellung noch besser zu machen, als sie, und jeden Gedanken mit den Anmerkungen zu begleiten, die er bey mir erzeugen wird; und ich gebe diesen Anmerkungen den Namen gelehrter und moralischer Betrachtungen, weil sie in der That die Gelehrsamkeit und die Moral zum Gegenstande haben werden.

Bey Schreibung dieser Anmerkungen werde ich mir keine Gewalt thun, und den Kopf nicht zerbrechen, um das, was man heutiges Tages witzig nennet, oder eine gewisse Metaphysik der Gedanken, heraus zu bringen, die eben auch sehr Mode ist, und deren Nutzen ich immer für sehr mittelmäßig gehalten habe.

Ich werde schreiben, wie ich denke, oder wie ich mit einem Freunde reden würde, und ohne allen Zwang deutlich und natürlich sagen, was meiner Meynung nach den Lesern Vergnügen machen kann. Hauptsächlich aber werde ich mein Augenmerk auf ihren Nutzen richten, den ich in allen meinen Schriften nie aus dem Gesichte verlohren habe, welche allen ihren Werth, wenn sie einigen haben, von daher erhalten. Ich habe als Autor keine Ansprüche zu machen; und der Rang, den man mir in der gelehrten Republik anweisen könnte, hat mir nie einen Augenblick Unruhe verursachet. Allein ich bin sehr eifersüchtig auf die Eigenschaft eines Patrioten, eines Freundes des menschlichen Geschlechts, eines Vertheidigers, nach meinen schwachen Einsichten, der gesunden Begriffe der Sittenlehre und der Religion, mit denen die gegenwärtige und zukünftige Glückseligkeit der Einwohner dieses Erdballs unzertrennlich verknüpfet ist. Wenn ich jemand meines gleichen vermögen kan, sich mit diesen Begriffen zu beschäftigen, sie zu lieben, und ihnen einen Einfluß auf sein Thun und Lassen zu gestatten, so werde ich über den guten Erfolg meiner Schriften unendlich froh seyn, und, so wenig ich mich auch um den Dunst eines eitlen Ruhmes bekümmere, dennoch glauben, daß es mir besser, als den meisten von denen, die von diesem Dunste trun-

ken sind, zukommen, zu sagen: *Sublimi feriam sidera vertice.*

Ich folge der Ordnung der **Briefe des Plinius**, damit diejenigen, die eine Ausgabe dieses Schriftstellers mit Zuziehung meiner Anmerkungen lesen wollen, es thun können. Es wird leicht seyn, diese Gedanken, wenn man will, unter allgemeine Materien zu bringen; und ein Register wird dazu hinlänglich seyn. Ich setze den Text, nebst der Uebersetzung des **Sacy** voran, und dann meine Betrachtungen. Dieß ist der ganze Entwurf von meinem Werke. Die Vorrede zu demselben schreibe ich zu **Charlottenburg**; da mich aber meine Amtsgeschäfte wieder nach **Berlin** rufen, so hoffe ich daselbst mit göttlicher Hülfe die hier gemachte Erwartung zu erfüllen.

Charlottenburg, den 23. August, 1756.

Bayerische Staatsbibliothek München

Leben des Plinius.

Das schöne Alter, die goldene Zeit der Latinität, ist unwidersprechlich das Jahrhundert Augusts, gleichwie allem Ansehen nach Ludwig des XIV. seines von der Nachwelt eben so in Ansehung der französischen Schriftsteller wird betrachtet werden. Indessen waren noch in dem folgenden Jahrhunderte beträchtliche Spuren von demjenigen übrig, welches vorhergegangen, und man sah den Scribenten in verschiedenen Gattungen schimmern, die sich zwar nicht dem Cicero, dem Virgil, dem Horaz, an die Seite setzen konnten, aber doch noch einen hohen Rang hatten.

Seneca that der Kunst zu schreiben einen grosen, ja unersetzlichen Schaden, da er diese edle Einfalt, die man als den Grund der Schreibkunst ansehen kann, verderbete, und an die Stelle des reinen Lichtes einer richtigen Vernunft die Blitze des schönen Witzes setzete. Alle diejenigen, die

ihm

ihm nachahmen wollten, hatten seine Fehler, und alle hatten nicht seine Geschicklichkeit. Dieß ist das Schicksal der Nachahmer.

Einige vortrefliche Köpfe erhielten sich doch noch durch ihre eigene Stärke. Die drey vornehmsten, wenn ich mich nicht irre, waren Tacitus, Quintilian, und Plinius. Mir ist nicht unbewußt, wie sehr Tacitus insgemein bewundert werde; und ich würde meine Urtheilskraft in einen übeln Ruf bringen, wenn ich einer so ausgemachten Meynung Abbruch thun wollte. Soll man indessen diese ausserordentliche Kürze, diese sinnreiche Wendung, diese Stärke, die zuweilen nicht weit von der Härte entfernet ist, diese Schreibart mit einem Worte, die den Sinn vor dem ersten Anblicke verbirgt, ihn nur einer aufmerksamern Untersuchung darstellet, und machet, daß er in einer andern Sprache so schwer auszudrücken ist; soll, sage ich, dieses alles für so viele Vollkommenheiten geachtet, und zum Muster vorgegeben werden? (*) Ich will mich nicht tiefer in diese Untersuchung einlassen, die nicht zu meinem Entwurfe gehöret; es ist mir genug, überhaupt zu sagen, daß, so bald es in einem Jahrhunderte eine Abartung gibt, es fast unvermeidlich und untrüglich sey, daß alle diejenigen, die darinn leben, es mehr oder weniger empfinden. Und vielleicht gäbe mir

(*) Man muß hierüber die Vorrede zu Rathe ziehen, die der Herr Abt Gedoyn zu seiner vortreflichen Uebersetzung des Quintilians gemacht hat. Da ich dieses schrieb, erinnerte ich mich seiner Gedanken nicht; allein ich habe nachgehends die Augen darauf geworfen, und die Bestättigung meines Urtheils über den Tacitus darinn gefunden.

das Jahrhundert, in dem wir leben, Stoff an die Hand, meinen Satz gegen alle Ausnahme sicher zu stellen.

Plinius hat des Tacitus Stärke nicht; er ist daher auch viel deutlicher. Er ist ein schöner Witz, der durch alle die Wissenschaften, auf die man sich zu seiner Zeit legete, ist ausgebildet worden, fein, zierlich, der gefallen will; aber der seine Absicht und seine Kunst ein wenig zu viel zeiget. Seine Schreibart ist rein; man sieht, daß er den Cicero zum Muster nimmt, und daß er sich lauter mit Fleisse ausgesuchter Wörter bedienet. Es herrschet in seinen Ausdrücken etwas sanftes, welches um so mehr Vergnügen erwecket, als man merket, daß es aus seinem sanften Charakter selbsten entspringet. Diese Redlichkeit, diese Zärtlichkeit für seine Verwandten, für seine Freunde, für seine Hausgenossen, für die Nothleidenden, diese Edelmüthigkeit, wovon er Proben gibt, die nicht gemein sind, sind Eigenschaften, die ihm noch jetzo die Zuneigung seiner Leser zuziehen, wie sie ihm ehemals die Herzen derjenigen haben gewinnen müssen, mit denen er umgieng.

Etwas verderbet diese Tugenden ein wenig. Es ist dasselbe diese Liebe des Ruhmes, die selbst eine Tugend im Heydenthume war, die da machet, daß man beständig alles, was man lobwürdiges thut, an das Tageslicht bringet, und, so viel nur immer möglich ist, unter einem vortheilhaften Gesichtspunkte zeiget. Bey der Praleren ist allemal etwas kleines, das die Tugend nothwendig unter denjenigen Grad der Erhabenheit erniedriget, den sie sonsten erreichen würde. Indessen

wäre

wäre es zu wünschen, daß die bürgerliche Gesellschaft viele solcher Leute hätte, die so gut wären, als Plinius, und die sich, wie er, betrügen. Besonders kann man nicht genug wünschen, daß die Grosen ihn zum Muster nehmen, und von ihm lernen möchten, diesen Stoltz, diese Härte, diese Verachtung der Wissenschaften, und derer, die ihnen obliegen, diese unfreundliche Begegnung abzulegen, so unter ihnen nur gar zu gemein ist.

Plinius ist ohne Widerspruch ein liebens- und hochachtungswürdiger Mann, wenn man weiter nichts von ihm fordert, als was man nach seinen Einsichten, und nach den Umständen, worinn er gelebet hat, von ihm fordern kann. Dieß ist es, was mich auf die Meynung gebracht hat, daß seine Gedanken nicht weniger die Aufmerksamkeit der Welt verdieneten, als des Cicero und des Seneca ihre, die man ihr schon vorgeleget hat. Dieß hat mich auch bewogen, gelehrte und moralische Betrachtungen zu diesen Gedanken zu fügen, in denen man sehen wird, daß ich in ihren Urheber nicht vergaffet bin, da ich vielmehr mit völliger Freyheit tadle und verbessere, was mir dessen zu bedürfen scheinet.

Jetzo will ich einen Chronologischen Auszug von dem Leben des Plinius geben, und zum Führer einen geschickten Kunstrichter, den Vater Jacob von La Baune, einen Jesuiten, nehmen, der sich dieser Arbeit im Lateinischen unterzogen hat.

Jahr der St. Rom 815. nach Chr. G. 62. und das IX. des Nero.

Cajus Plinius Cäcilius Secundus ward gebohren

von

Leben des Plinius.

L. Cäcilius und von Plinia, der Schwester Plinius des ältern, C. Plinius Secundus, des berühmten Verfassers der Naturgeschichte. Sein Geburtsort war Novocomum in der Provinz über dem Po.

Man hat behaupten wollen, er wäre von Verona, weil er im 27. Briefe des IV. Buches den Catull seinen Landsmann, oder vielmehr schlechtweg *meus*, mein, nennet; allein dieß ist ein Irrthum, und zwar ein sehr grober Irrthum, weil dieses Wort meus nicht von dem Plinius ist; es ist aus einigen Versen des Sentius Augurinus genommen, die Plinius in seinem Briefe anführet. Es ist wahr, daß Plinius der ältere selber in der Vorrede zu seiner Naturgeschichte saget, er wäre mit dem Catull aus einerley Lande und Orte, Catullum conterraneum meum. Der Vater Harduin hingegen behauptet in seiner Vorrede zum Plinius, daß dieser Schriftsteller kein anderes Vaterland als Rom gehabt habe, und daß diese Stadt die Wohnung der Plinischen und Pomponischen Familien gewesen sey. Allein sein Beweis ist nicht gar zu überzeugend; und wenn man auch zugäbe, daß die Plinische Familie zu Rom gewohnet habe, so hätte doch der ältere und jüngere Plinius leicht anderswo können gebohren seyn (*). Was den unsrigen betrift, so kann man noch einwenden, daß er die Veroner im letzten Briefe des VI. Buches suos, seine, nenne; allein dieß geschieht, weil seine Mutter aus dieser Stadt

(*) Siehe eine Lebensbeschreibung von Plinius dem ältern, die sich im VII. Bande der Memoires des P. Niceron, S. 250. befindet.

Stadt war, oder weil er der Patron davon war, oder endlich weil er von seinem Oheime war an Kindes statt angenommen worden, vermöge dessen er dem Gebrauche zu Folge seinen Namen angenommen hatte, und gewisser massen ein Veroner geworden war. Er nennet auch die Firmier suos, B. VI. Br. 18. welches beweiset, daß dieses Wort nicht in allzuscharfem Sinne genommen werden dürfe.

In dem Eusebius ist eine Stelle über das zwölfte Jahr Trajans, die viele Schwierigkeit machet. Der Heil. Hieronymus hat sie in folgenden Worten lateinisch gegeben: *Plinius Secundus Novocomensis* Orator & Historicus insignis habetur, cujus plurima ingenii monimenta extant. Periit, dum invisit Vesuvium. Der ältere Plinius hat das Jahr Trajans, unter welches dieser Artikel gesetzet ist, nicht erlebet; und der jüngere Plinius hat sein Leben nicht auf dem Berge Vesuvius geendiget. Ein Kunstrichter hat gemeynet, man müßte vor periit die Worte: Nepos illius qui, setzen, die von den Abschreibern aus Nachläßigkeit wären vergessen worden. Es wäre noch die Benennung *Historicus* übrig, die dem jüngern Plinius nicht zuzukommen scheinet. Allein sie kann keine Schwierigkeit machen, weil er selbst, Buch V. Br. 8. bezeuget, daß er damit umgehe, eine Historie zu schreiben, und weil man in vielen andern Stellen Spuren von dieser Beschäftigung findet. Ist es nicht besser, schlechthin zu sagen, Eusebius habe sich geirret, und die beyden Plinius mit einander vermenget? Und Joseph Scaliger hat daher Gelegenheit genommen, zu muthmassen, daß er niemals die Briefe des

jün-

jüngern gelesen habe. Wie dem seyn mag, so haben die Briefe unsers Plinius seinen Geburtsort ausser allem Widerspruche gesetzet. Er saget in denselben sehr oft, daß es Novocomum wäre, und gibt merkliche Proben von der Zuneigung, die er zu dieser Stadt trug, wo er das Licht der Welt erblicket hatte.

Von den Jahren seiner Kindheit wissen wir weiter keine besondere Umstände, als daß Quintilian ihn in der Beredsamkeit, und ein Priester, Namens Niceas, oder Nicetes, in der Weltweisheit unterrichtete. Kaum hatte er die Jünglingsjahre erreichet, als er seinen Umgang mit den Musen eine Zeitlang aufgab, um das Soldatenhandwerk zu treiben; und er gieng als Kriegstribun nach Syrien.

Jahr der Stadt Rom 833. nach Chr. G. 80. das 2. Jahr des Titus, und das 18. des Plinius.

Die Mutter des Plinius nahm ihn mit sich zu seinem Oheim, der Befehlshaber über die Römische Flotte zu Misenum war; und den 23. August eben dieses Jahres geschah es, daß die Neubegierde des ältern Plinius ihm unter seinen Füssen einen Abgrund eröffnete, wo er umkam.

Jahr der Stadt Rom 834. nach Chr. G. 81. das 3. Jahr des Titus, und das 19. des Plinius.

Unmittelbar nach dem Tode seines Oheims, kam Plinius nach Rom, und ward Advocat, des Entschlusses, allen seinen Fleiß auf diese Beschäftigung

tigung zu wenden, die der sicherste Weg war, zu den ersten Ehrenstellen zu gelangen. Er saget selbst, daß er im neunzehnten Jahre angefangen habe zu advociren. Wie es scheinet, machte er den Anfang mit dieser Sache des Julius, oder Junius Pastor, von der er in dem 18. Briefe des 1. Buches zu dem Suetonius redet, indem er ihm erzehlet, wie ein Traum ihn beynahe von dieser Vertheidigung abwendig gemacht hätte. » Mir träumete, saget er, als ob meine Schwie» germutter mir zu Füssen läge, und mich mit den » stärksten Vorstellungen beschwöre, daß ich selbi» gen Tag nicht reden möchte. Ich war sehr jung, » und hatte vor vier verschiedenen Gerichten zu » reden. Ich hatte alles gegen mich, was in » Rom groses und ansehnliches war, diejenigen, » die der Kayser seiner besondern Gnade würdigte, » nicht ausgenommen. Kein Umstand war da» bey, der, wenn ich ihn zu meinem Traume nahm, » mich nicht von meinem Vorhaben hätte ab» schrecken sollen. Ich redete dem ungeachtet, in» dem mich diese Betrachtung gestärket hatte, daß

der Dienst fürs Vaterland das beste Zeichen sey.

» Mein Wort, das ich von mir gegeben hatte, » war mir statt des Vaterlandes, und, wenn es » möglich wäre, noch etwas schätzbarers. Es » gieng glücklich von statten; und dieses ist die » Handlung, die mich zuerst bekannt gemacht, und » mir gleichsam die Thüre zum Ruhme geöfnet hat.« Dieser Ruhm breitete sich schnell aus; und eine der rühmlichsten Wirkungen, die er für den Plinius hervorbrachte, war diese, daß der Senat dadurch veranlasset wurde, ihm öfters die Sache der

vergewaltigten Provinzen anzuvertrauen, die gegen die Statthalter, von welchen sie waren gedrücket worden, Klage erheben wollten. Er führet in seinen Briefen unterschiedliche Beyspiele davon an. Nachdem er diesen ansehnlichen Verrichtungen sechs Jahre lang obgelegen hatte, ward er kaiserlicher Schatzmeister und Volkstribun.

Jahr der St. Rom 842. nach Chr. G. 89. das VIIII. Domitians, und das XXVII. des Plinius.

Auf das Tribunat folgete die Prätur, die er durch Dispensation vor dem in den Gesetzen bestimmten Alter erhielt. In währender Zeit, als er dieses Amt verwaltete, jagete Domitian alle Gelehrten, und insbesondere die Weltweisen, aus Rom.

Gegen das Ende der Regierung dieses Tyrannen, ward er nebst dem Herennius Senecio der Provinz Andalusien zum Advocaten wider den Bebius Massa gegeben, der sie während seines Proconsulats schändlich ausgeplündert hatte; und er hatte das Herz, mit weit gröserer Freyheit zu reden, als man in selbigen Zeiten thun dorfte. Nerva, der nebst vielen andern ehrlichen Leuten, die der Raserey des Domitians auszuweichen sucheten, sich nach Tarent begeben hatte, wünschete dem Plinius in einem Briefe Gluck, daß er seinem Jahrhunderte ein Beyspiel gegeben hätte, so des Alterthums würdig wäre. Plinius selbst sah dieses als den ruhmwürdigsten Zug seines Lebens an, und bath den Tacitus, desselben in seiner Geschichte zu erwehnen. Alles dieses findet sich der

Länge

Länge nach im letzten Briefe des VII. Buches, den wir, als einen der wichtigsten, an seinem Orte unsern Betrachtungen einverleiben werden.

Plinius ließ eben die Größe seines Muthes auch noch bey Anklagung des Cäcilius Classicus sehen, von dem die armen Andalusier während seines Proconsulats schon wieder waren beraubet worden. Man kann die Umstände dieser Sache im 9. Briefe des III. Buches sehen. Domitian, der auf die erstere nicht gemerket, oder wenigstens sie hatte wollen hingehen lassen, schien sich durch dieses Recidiv für beleidiget zu halten. Er ließ um diese Zeit durch den Metius Carius, einen seiner Freygelassenen, den Herennius Senecio ermorden, der übernommen hatte, den Helvidius, einen redlichen, aber reichen Bürger zu vertheidigen, den der Kaiser schon dreymal verbannet hatte, um sich seiner Güter zu bemächtigen. Plinius selbst würde eben das Schicksal erfahren haben, wenn Domitian länger gelebet hätte. »Ich wäre »ihm nicht entgangen, saget er, B. VII. Br. 27. »wenn er am Leben geblieben wäre; denn man »fand in seiner Brieftasche eine vom Carus wi»der mich eingegebene Klagschrift.«

Jahr der St. Rom 849. nach Chr. G. 96. das I. des Nerva, und das XXXIV. des Plinius.

Nachdem Domitian war hingerichtet worden, folgete ihm Nerva in der Regierung. Plinius klagte vor diesem Fürsten den Publicius Certus an, der an der vorher erwehnten Ermordung des

Helvidius Ursache gewesen war. Der Angeklagte starb kurz hernach, als des Plinius Rede gegen ihn war bekannt gemacht worden. Man weiß nicht, ob solches eine Wirkung des Verdrusses, den ihm dieses verursachete, oder einer ordentlichen Krankheit war. Als Plinius diese Sache trieb, war er in der Trauer wegen des frischen Verlustes seiner ersten Frau, von der man weiter nichts weiß, als daß sie des Vectius Proculus Stieftochter war. Der 13. Brief des IX. Buches gibt völligen Unterricht von allem, was bey der Anklage, die Plinius wider den Publicius Certus unternommen hatte, vorgefallen war.

Jahr der St. Rom 850. nach Chr. Geb. 97. das II. des Nerva, und das XXXV. des Plinius.

In diesem Jahre schritt Plinius zur zweyten Ehe. Er traf eine vortrefliche Wahl in der Person der Calpurnia, einer Tochter des Calpurnius und der Pompeja Celerina, einer sehr berühmten Dame, (ich rede von der Mutter,) und einer Enkelin des J. Calpurnius Fabatus, eines Römischen Ritters von vollkommener Redlichkeit und grossem Reichthume, aus der alten Calpurnischen Familie. In beyden Ehen erzielete Plinius keine Kinder. Er redet nur von einem Mißfalle der Calpurnia, in einem Briefe an den Fabatus, seiner Frauen Großvater, wo er saget, daß dieser Zufall durch eine Wirkung der Unwissenheit geschehen wäre, in welcher die jungen Weiber sich bey ihrer ersten Schwangerschaft zu befinden pflegeten; abortum feciſſe, dum ſe prægnantem

esse

esse puellariter nescit. Als er daher von dem Trajan das Recht, welches man jus trium liberorum nannte, erhalten hatte, so rühmete er die Gnade des Kaisers, die ihm dasjenige gäbe, was die Mißgunst des Glückes ihm versagete. Ungeachtet der Unfruchtbarkeit Calpurniens, lebete Plinius in engestem Vernehmen mit ihr; er scheinet über die Annehmlichkeiten dieser Verbindung ganz entzücket zu seyn, und redet oft in den nachdrücklichsten Ausdrücken davon. Er behielt diese Gemahlinn wenigstens bis zu seinem Bithynischen Proconsulate: Denn in währender Verwaltung dieses Amtes bittet er den Trajan, ihn zu entschuldigen, daß er, auf erhaltene Nachricht von dem Tode des Fabatus, seiner Frau Befehl ertheilet habe, sich forderſamst zu ihrer Großtante zu begeben: eine Erlaubniß, um die er jederzeit bey dem Kaiser nachzusuchen pflegete, und die er nur für öffentliche Angelegenheiten suchete.

Corellius, ein sehr angesehener Mann, hatte den Plinius dem Nerva nachdrücklich empfohlen; und da dieser Fürst, wie wir schon gesehen haben, bereits eine sehr gute Meynung von ihm hatte, so ernannte er ihn gegen das End dieses Jahres, nebst dem Cornutus Tertullus, zum Vorsteher der Schatzkammer. Dieß war für den Plinius eine doppelte Ursache sich zu freuen, daß er zu dieser ansehnlichen Stelle von so einem Kaiser, wie Nerva, war befördert worden, und daß er dabey einen seiner liebsten und schätzbarsten Freunde zum Amtsgehülfen bekam.

Jahr der St. Rom 853. nach Chr. Geb. 100.

das III. Trajans, und das XXXVIII. des Plinius.

Plinius und Tertullus hatten ihre gemeinschaftliche Bedienung noch keine zwey Jahre verwaltet, als Trajan beyde zum Consulate erhub. Sie waren nicht ordentliche Consuln, welche Benennung diejenigen führeten, nach deren Namen das Jahr gezehlet, und alle Urkunden gezeichnet wurden, weil sie ihre Bedienung am ersten Jäner antraten. Die Titular- oder Ehrenconsuln hingegen waren diejenigen, die nur auf einige Monate, oder wohl gar nur auf etliche Tage bestellet wurden. Des Cicero Scherz über diesen wachsamen Consul, der während seines Consulats kein Aug zugethan, weil er es nur einen Tag verwaltet hatte, ist bekannt. Dio saget, daß die Einsetzung dieser Ehrenconsuln vom Julius Cäsar herrühre, der das erste Beyspiel davon im 107. Jahre der St. Rom gegeben hätte. Plinius und Tertullus traten ihr Amt im September an; denn der erstere bedanket sich, in seiner Lobrede, gegen den Trajan, daß er ihm das Consulat in dem Monate bewilliget habe, in welchen der Geburtstag des Kaisers, das ist, an dem er an Kindesstatt angenommen worden, fiele. Plinius war 38. Jahre alt, und schätzete sich es für eine Ehre, daß er frühzeitiger Consul geworden, als Cicero, der es nicht eher als in einem Alter von 43. Jahren geworden wäre.

Diejenigen, die des Plinius Consulat in das folgende Jahr setzen, können ihre Meynung mit den gewissen Zeitbestimmungen nicht vereinigen, die

die Plinius selber uns an die Hand gibt. Erstens setzet er sein Consulat zwey Jahre nach seiner Schatzmeisterstelle. Hernach saget er in seiner Lobrede, Trajan hätte ein Jahr zuvor das Consulat ausgeschlagen: und diese Ablehnung gehöret in das zweyte Jahr seiner Regierung. Er redet auch von dem vierten Consulate dieses Fürsten, als von einer Sache, die das folgende Jahr geschehen sollte; und es ist gewiß, daß dieses vierte Consulat in das römische Jahr der Regierung Trajans fällt. Es muß daher die Lobrede in dem dritten Jahre seyn gehalten worden; und dieses ist um so wahrscheinlicher, als im folgenden Jahre Trajan, der mit dem Dacischen Kriege beschäftiget war, der Haltung dieser Rede nicht hätte beywohnen können.

Plinius war, als er seine Lobrede hielt, nicht blos designirter Consul, wie einige unrecht glauben; sondern er hatte sein Consulat seit einigen Tagen wirklich angetreten. Er zeiget daher selbst die Beweggründe an, die ihn zu dieser feyerlichen Handlung veranlasseten, und erzehlet zugleich seinem Freunde Severus die Umstände der beyden öffentlichen Vorlesungen davon, in dem 18. Briefe des III. Buches. »Die Pflichten des Consu-
» lats, saget er, haben mir aufgeleget, dem Fürsten
» Namens der Republik zu danken. Nachdem
» ich es in dem Senate auf eine dem Orte, der
» Zeit, und der Gewohnheit gemässe Weise ge-
» than hatte, glaubete ich, daß es mir, als einem
» redlichen Patrioten, geziemete, dasjenige, was
» ich gesaget hatte, zu Papiere zu bringen, und wei-
» ter auszuführen. Mein erstes Absehen war,

» dem Kaiser seine Tugenden durch den Reiz ei-
» nes ungekünstelten Lobes noch beliebter zu ma-
» chen. Zugleich wollte ich seinen Nachfolgern
» durch sein Beyspiel, besser als durch irgend eine
» Lehre, den Weg zu einem dauerhaften Ruhme
» zeigen. . . Was mir am meisten Vergnügen
» gemacht hat, ist dieses, daß, als ich Vorha-
» bens war, dieses Werk meinen Freunden vorzu-
» lesen, ich sie nicht, der Gewohnheit zufolge,
» durch förmliche Ersuchungszettel einlud. Ich
» ließ ihnen nur sagen, daß ich ihnen einen gewis-
» sen Tag mein Stück vorlesen wollte, wenn sie
» Zeit übrig hätten, es anzuhören. Du weist, daß
» man in Rom niemals Zeit zu dergleichen Din-
» gen findet: indessen sind sie zween Tage hinter-
» einander zugelaufen, und zwar bey dem aller-
» schlimmsten Wetter. Dieß war nicht genug;
» sondern als ich aus Bescheidenheit aufhören
» wollte zu lesen, verlangten sie durchaus, daß ich ih-
» nen noch das übrige vorlesen sollte.« Wir haben in unsern Anmerkungen zu diesem Briefe gesaget, was wir über die Unternehmung dächten, einen lebenden Fürsten zu loben. Was den Eifer der Zuhörer betrift, so ist es ein Vortheil für den Plinius, daß seine Lobrede noch vorhanden ist, und beweiset, daß das Stück werth war, darnach zu laufen; denn sonst sieht man dabey nichts anders, als den gewöhnlichen Betrieb der Hofleute, die Wind und Wetter trotzen, um ihr verächtliches Handwerk zu treiben, und die, sobald eine Sache den Herrn von nahem oder von weitem angeht, sich ein Verdienst daraus machen, das Ansehen zu haben, als ob sie den grösten Antheil daran nähmen, da doch ihr Herz weit davon entfernet ist. Doch dieß war ein wenig ausgeschweifet.

Jahr der St. Rom 855. nach Chr. Geb. 102.
das V. Trajans, und das XL. des Plinius.

Julius Cäsar hatte, nach dem Berichte des Dio, im Jahre 726. ein Gesetz gegeben, welches verboth, zwey grose Aemter hintereinander, und ohne eine Zwischenzeit von wenigstens einem Jahre zu verwalten. Trajan folgete dieser Regel, ehe er ihm das Proconsulat von Bithynien gab; und er fiel mit seiner Wahl auf ihn, um ihn in diese Provinz zu schicken, damit er die Ordnung, die des Bassa Proconsulat übern Haufen geworfen hatte, wieder herstellen möchte. Plinius hatte zu dieser Reise viele Zeit nöthig, und langete endlich den 15. September in Bithynien an. Er schrieb dem Trajan, daß, des Verzugs seiner Reise ungeachtet, er sich freuete, noch zu rechter Zeit in seiner Provinz angelanget zu seyn, um allda selbst an dem Tage seiner Ankunft den Geburtstag des Kaisers feyern zu können. In Bithynien war es, wo er seinem Herrn diesen berüchtigten Brief über die Christen schrieb, den wir, nebst der Antwort Trajans, im dritten Theile unserer Anmerkungen der Länge nach untersuchen werden.

Jahr der St. Rom 856. nach Chr. Geb. 103.
das VI. Trajans, und das XLI. des Plinius.

Die Aufführung des Plinius in Verwaltung seines Amtes war der Gesinnungen würdig, die er in allen seinen Briefen sehen lässet. Er gab durch Abschaffung der vom Bassa eingeführten Mißbräuche den Gesetzen ihre Kraft wieder; er stelle-

te den alten Glanz dieser Provinz wieder her, und vermehrete ihn gar durch mancherley öffentliche Werke, die er anlegen ließ, dergleichen die Wasserleitung zu Nicomedien, das Bad und die Schaubühne zu Nicäa u. d. gl. waren. Trajan, der mit seinem Betragen höchst zufrieden war, überhäufete ihn mit Zeichen seiner Gnade, nicht nur in den Briefen, die er ihm schrieb, sondern auch durch Ertheilung vieler Wohlthaten für ihn selbst, und für seine Freunde, wann er ihn darum bath. Er machte ihn zum Augur, und gab ihm das Recht, jus trium liberorum genannt; er ertheilete eben dieses Recht, das römische Bürgerrecht, die Rathsherren- und Prätorwürde, verschiedenen Personen, die ihm vom Plinius waren vorgeschlagen und empfohlen worden. Glückliche Zeiten, wo ein guter Fürst Minister und Bedienten hat, die ihm gleichen! Das Verdienst bleibet nicht unbekannt, die Dienste werden niemals vergessen, die Tugend findet Schutz, die Bedienungen werden würdig besetzet; und die Glückseligkeit, die hier aus einer unerschöpflichen Quelle fliesset, gelanget bis zu den untersten Ständen des Staates.

Jahr der St. Rom 860. nach Chr. Geb. 107. das X. Trajans, und das XLV. des Plinius.

Das letzte Datum, so sich in den Briefen des Plinius ausgedrückt findet, ist dasjenige, welches der zehnte Brief des VI. Buches an die Hand gibt, wo er sich gegen den Albinus beschweret, daß das Denkmaal des Virginius Rufus, der

schon

schon vor zehn Jahren gestorben, noch nicht fertig wäre. Weder in diesen Briefen, noch sonst wo, ist etwas vorhanden, so einen Beweis geben könnte, daß Plinius bis zu einer längern Zeit gelebet hätte. Man könnte sich daher an die Zeitbestimmung des Eusebius halten, der den Tod des Plinius, ob er ihn gleich mit seinem Oheime vermenget, in das zwölfte Jahr Trajans setzet. Ohne dieses würde man ihn sich in den hohen Stellen haben hervorthun sehen, und er würde in einer Laufbahn fortgerücket seyn, die er frühzeitig betreten hatte, und in welcher alle seine Schritte mit dem ruhmwürdigsten Erfolge waren bezeichnet worden.

Man kann also seinen Tod als zu frühzeitig ansehen. Ein Bürger, wie er, verdiente ein höheres Alter zu erreichen, und die süssen Früchte so vieler schönen Tugenden einzuernten, von denen er seinen Zeitgenossen ein Beyspiel und ein Muster gegeben hatte. Die Freygebigkeit besonders ward von ihm so weit, als Glücksumstände, wie die seinigen waren, nur immer verstatten konnten, und weit über die Gränzen getrieben, in welche seines gleichen sie einzuschliessen pflegen. Bey dem war er ein Mann von grosem Witze und feinem Geschmacke; er war angenehm, freundlich, aufgeräumt, und einer von den Charaktern, die zur Gesellschaft gebohren sind, die dieselbe mit den grösten Annehmlichkeiten erfüllen, und bey denen jedermann sich vergnügt befindet. Seine vertraute Freundschaft mit den grösten Männern seiner Zeit machet ihm viele Ehre, wie selbige auch für sie rühmlich war. Insonderheit sieht man, daß er mit Tacitus, dem Geschicht-

schichtschreiber, einem wegen seiner Geburt und hohen Bedienungen, eben sowohl als wegen seiner persönlichen vortreflichen Eigenschaften, sehr ansehnlichen Manne, in enger Verbindung gestanden habe. Lasset uns eine Tugend nicht vergessen, die alle die übrigen krönet, und ohne die man niemals wahrhaftig schätzbar seyn kann; es ist dieses die Gottesfurcht, und die Ehrerbiethigkeit für die Religion.

Einige christliche Schriftsteller (*) haben geglaubet, Plinius der jüngere hätte die christliche Religion angenommen: Diese Meynung zu begründen, führet man den Flavius Rufus Dexter an, der zu des H. Hieronymus Zeit lebete, und saget, daß Titus, der Schüler des H. Paulus, bey seiner Wiederkunft aus Bithynien und Pontus, den jüngern Plinius in der Insel Creta, wo er auf Befehl Trajans dem Jupiter einen Tempel bauen ließ, zum Glauben bekehret habe. Man setzet gar hinzu, daß Plinius zu Novocomum in Italien den Märtyrertod erlitten habe. Franciscus Bivarius, ein Cistercienser Mönch, hat sich sehr angelegen seyn lassen, die Meynung dieses Geschichtschreibers geltend zu machen. Petrus de Natalibus erzehlet in seinem Heiligenregister, B. VII. in Gefolg der Acten des Zenas, eines Schülers des H. Paulus, dessen in dem Briefe an den Titus Meldung geschieht, daß Titus nach Creta gekommen wäre, wo er den Glauben ohne son-

(*) Sieh den Artikel Plinius in der Ausgabe des Moreri von 1740.

sonderlichen Erfolg geprediget, doch aber zuletzt diese verhärtete Herzen durch ein Wunderwerk beweget hätte. Er fieng an zu beten, und warf, nach geendigtem Gebete, das Bild der Diana um, das er zu Staube machte. Da dieses die Gottheit war, die auf der Insel am meisten abergläubisch angebetet wurde, so änderte, saget man, dieses Wunder die Herzen der Insulaner, unter denen fünfhundert waren, die sich auf der Stelle bekehreten. Als Titus zu eben der Zeit vor dem Tempel vorbeygieng, den Plinius bauen ließ, so legete er seinen Fluch darauf, und warf die bereits weit geförderte Arbeit übern Haufen. Dieses Wunderwerk war die Ursache von der Bekehrung des Plinius, und eines Sohnes, den er hatte. So lautet die Erzehlung des Petrus de Natalibus, Bischoffes zu Jesolo. Man führet einen dritten Beweis an, um diese angebliche Bekehrung fest zu stellen, und man nimmt ihn aus dem Römischen Märtyrerbuche, am siebenten August, wo der heiligen Märtyrer Carpophorus, Flavius Rufus Dexter, Escaut, Cassius, Severinus, Secundus, und Licinius Meldung gethan wird. Man will, daß dieser Secundus der jüngere Plinius sey, weil er Secundus hieß, und noch überdieses von Novocomum gebürtig war. Der vortheilhafte Brief, den Plinius den Christen zum Besten an den Trajan schrieb, kömmt auch noch dieser Meynung zu statten, eben sowohl, als die Ehre, die er hatte, ein naher Verwandter der Antonia Maximilla, der Gemahlinn des Ageus, Prokonsuls von Patras in Achaja, zu seyn, die eben auch von Novocomum war, und endlich zu Nicomedien als eine Glaubenszeuginn hingerichtet ward.

Alle

Alle diese Gründe zusammen genommen sind noch nicht so viel, als ein guter Werth, und geben dieser Bekehrungssache nicht den geringsten Grad der Wahrscheinlichkeit, weil weder das Ansehen des Flavius, noch das Ansehen der vom Petrus de Natalibus angeführten Handlungen des Titus, von hinlänglichem Gewichte sind, eine solche Begebenheit, wovon die ältesten Schriftsteller nicht geredet haben, festzustellen. Die Bekehrungssucht erstrecket sich zuweilen auf die Todten und auf die Lebendigen.

Es haben auch daher die Einwohner zu Novocomum nicht die geringste Rücksicht auf diese Vermuthungen gehabt, als sie im Jahre 1498. dem Andenken ihres berühmten Landsmannes zu Ehren, vor der Thüre der Kirche Unserer Lieben Frau folgende Aufschrift in Marmor hauen liessen:

C. Plinio Cæcilio Secundo,

Qui Consulatu, Auguratu, Militiæ,

Gestis, ac orandis Causis, Poëmatibus,

Et Historiis conficiendis,

Cæsarem Trajanum August. Luculentissime

Laudando, adficiendoque immensa Liberalitate Patriam Suam, Eidem immortale

contulit ornamentum.

Ordo Comensis concivi suo desiderabili

Honore

Honore accepto,
Monumentum posuit.
MCCCC. LXXX. VIII.
Kal. Maji.

Functus eram sed tum veteri præclarus honore,
Vivebam, perii: Nunc quoque vita mihi est.

Rechter Hand dieser Aufschrift, steht eine zu Ehren des ältern Plinius, die man, eben sowohl als diese, bey dem Volaterranus lesen kann.

Hier sind noch einige Aufschriften, die unsern Plinius angehen.

Zu Comum, in dem äusseren Gebäude der grossen Kirche:

C. Plinio. L. F. O. V. F. Cæcilio Secundo Cos. Aug. Curat. Tiber.

Zu Mayland, in der Kirche des H. Ambrosius, sieht man einen steinernen Sarg, der aus gebrochenen Stücken gemacht ist, und worauf man liest:

C. Plinius, L. F. O. V. F. Cæcilius Augur Legat. Propr. Provinciæ Pon. Consulari Potesta. in Eam Provinciam & Imp. Cæs. Nerva Trajano Aug. Germ. Curator Alvei Tiberis & Riparum, & Præf. Aerari. Saturni Præf. Aerari. Mil. Quæstor. Imp. Sevir. Equitum Trib. Milit. Leg. VI. Gallicæ Xvir. Stilitib.

litib. judicand. adjectis Therm. in ornatum HS. CCC. & hoc amplius in tutelam HS. CC. T. F. I. & in libertor. Suorum Nomin. HS. XVIII. LXVI. D. CLVI. Rei Increment. postea ad Epul. Pleb. Urban. voluit pertinere hoc amplius dedit in Alimenta puerorum & puellarum Pleb. Urban. HS. CCC. in tutelam Bibliothecæ HS. C.

Endlich in einer halb eingefallenen Kirche auf dem Mayländischen Gebiete, die dem H. Julianus geweyhet ist, liest man noch:

C. Plinio L. F. O. V. F. Cæcilio Secundo Cos. Augur. Cur. Alv. Tiber. & Cloac. Urb. Præf. Ær. Sat. Præf. Ær. Mili. Qu. Imp. Sevir. Eq. R. Tr. M. Leg. VI. Gall. Xviro. Stilit. Jud. Fl. Divi T. Aug. Rceliens.

Wir wollen hier die Zeugnisse der Alten und Neuen nicht abschreiben, die vom Plinius geredet, und ihm Lobsprüche gegeben haben. Ein Sinngedicht vom Martial, und eine Stelle aus dem Erasmus, soll uns statt all des übrigen seyn. Hier ist zuerst das Epigramma.

Nec doctum satis & parum severum
Sed non rusticulum nimis libellum
Facundo mea Plinio Thalia

Si

Si perfer: brevis eſt labor peractæ
Album vincere tramitem Suburæ.
Illic Orphea protinus videbis
Ubi vertice lubricum Theatri
Mirantesque feras, avemque regi
Raptum, quæ Phrya pertulit Tonanti.
Illic parva tui domus Pedonis
Cælata eſt aquilæ minore penna.
Sed ne tempore non tuo diſertam
Pulſes ebria januam, videto.
Totos dat tetricæ dies Minervæ,
Dum centum ſtudet auribus virorum,
Hoc quod ſecula, poſterique poſſint
Arpinis quoque comparare chartis.
Seras tutior ibis ad lucernas;
Hæc hora eſt tua; cum furit Lyæus,
Cum regnat roſa, cum madent capilli:
Tunc me vel rigidi legant Catones.

Eraſmus, dieſer ſchöne Geiſt, dieſer groſe Meiſter in der Kunſt zu ſchreiben, redet von den Briefen des Plinius folgendergeſtalt. (*) Eſſe enim Epiſtolicus ſtilus ſimplex debet, ac velut negligentiusculus. Nam eſt etiam quædam negligentia diligens; exemplo ſunt PLINII CÆ-

(*) in ſeiner *breviſſima & compendiaria conficiendarum formula.*

CÆCILII Epiſtolæ, acutæ, eleganter expreſſæ, in quibus nihil niſi domeſticum, quotidianum, ſed omnia tantum latina, caſta, ornataque leguntur. Cumque ſit ſtilus ille multa arte atque ingenio cultuque ſubactus & elaboratus, illaboratus tamen pene, ſubitus atque extemporaneus videtur.

Verſchiedene Gelehrten haben Auslegungen über den Plinius geſchrieben, oder wenigſtens verſchiedene Stellen deſſelben erkläret. Indeſſen genieſſet dieſer berühmte Proconſul noch nicht die Ehre, ſo prächtig gedruckt zu ſeyn, als faſt alle diejenigen, die der ſchönen Latinität angehören. Es erſchien im Jahre 1669. zu Leiden, ex Officina Hackiana, eine Edition deſſelben, wovon hier der ganze Titel folget: C. PLINII CÆCILII SECUNDI Epiſtolarum Libri X. notis integris *Iſ. Caſauboni, Jani Gruteri, H. Stephani, Auguſti Buchneri, Caſp. Barthii, Jo Fred. Gronovii*, Selectiſſimisque *Joh. Mariæ Catanæi, Rittershuſii* & aliorum, inſertis ſuo loco integris Commentariis *Franciſci Balduini*, J. C. *Conradi Rittershuſii*, J. C. & *Ger. Joh Voſſii* in Relationem ſeu Conſultationem Plinii, & ad hanc Reſcriptum *Trajani* Imper. de Chriſtianis illuſtrati & accurate recenſiti à *Johanne* VEENHUSIO, Brem. in Octav, 818. Seiten, ohne die vorläufigen Materien und das Regiſter.

Dieſe vorläufige Stücke ſind erſtens eine Zueignungsſchrift des Hrn. Veenhauſen an den Magiſtrat zu Bremen. Die Sprache derſelben

iſt

ist pedantisch genug. Dieser Litterator redet darinn von seiner und anderer seines gleichen Arbeit, als von Wundern, darüber das ganze menschliche Geschlecht erstaunen müßte. Renatis feliciter literis sub otiorum tutela ad invidiam & aliarum quoque Gentium stuporem usque iis operam navare licuit; unde hic etiam, qualiscunque est, judicii foetus profectus est. Der gute Veenhausen scheinet jedoch seiner Urtheilskraft bey Zusammenlesung dieser Noten eben keine Gewalt angethan zu haben. Hier ist das Urtheil, das er über seinen Schriftsteller fället. Ejus Epistolæ sunt usque adeo Juri Romano conjunctæ, ut ad exercitium ejus, & aliquem usum, in iis maxime, quæ Juris publici sunt, sibi comparandum conferre plurimum possint. Senescentem rerum Romanarum faciem memoriæ seculorum tradunt, & liberrimæ veritatis cum incorrupta facundia certantis imaginem exprimunt. Multæ in iis latent observationes eruditæ antiquitatis, multæ præceptiones Politicæ, iis sane, qui in Republica versantur, non modo utiles, sed summe necessariæ.

Nach dieser Zueignungsschrift kömmt eine Vorrede von Heinrich Stephan, oder vorläufige Abhandlung über die Briefe des Plinius, worinn untersuchet wird, ob bey Lesung derselben das Nützliche oder das Angenehme vorschlage; es werden auch einige andere Anmerkungen, die sie angehen, hinzugefüget. Heinrich Stephan, ein witziger Mann und guter Kunstrichter, bezeuget seine Verwunderung darüber, daß diese

Briefe so wenig Leser fänden, da sie doch alles hätten, was die Aufmerksamkeit der Liebhaber der schönen Gelehrsamkeit erwecken und unterhalten könnte. Er rechtfertiget dieses umständlich, indem er die nützlichen oder angenehmen Dinge, die Plinius in denselben ausgestreuet hat, unter gewisse Hauptstücke bringet. Er schliesset mit kritischen Anmerkungen über die Schreibart dieses Schriftstellers, über unterschiedliche sowohl lateinische als griechische Ausdrücke, die er gebrauchet hat, und über die verschiedenen Lesearten, die sich in den Handschriften, oder in den bereits herausgekommenen Editionen zeigen.

Hinter dieser Abhandlung findet man eine Lebensbeschreibung des Plinius, die Conrad Lycosthenes (*) aus seinen Briefen gezogen hat; ingleichem Marcus Zuerius Boxhorns Urtheil über das angebliche Christenthum des Plinius. Die Zeugnisse der Autoren, die vom Plinius geredet haben, machen den Beschluß. Wir haben von allen diesen Stücken Gebrauch gemacht, so weit solches unsern Absichten förderlich geschienen. Im dritten Theile unserer Betrachtungen werden wir die Anmerkungen des Rechtsgelehrten Balduinus, und des Gerhard Johann Vossius über den 97. und 98. Brief des X. Buches, das ist, über die beyden Briefe, die die Christen betreffen, zu Hülfe nehmen.

Die

(*) Sonst Wolffhart, gebohren zu Rufach im Elsaß 1518. und gestorben 1561. zu Basel, wo er Prediger war.

Leben des Plinius.

Die vollständige Uebersetzung der Briefe des Plinius vom Hrn. von Sacy kam im Jahre 1701. heraus (*). Saude und Spener haben sie in der Berlinischen Ausgabe von 1750. die mit zu einer Folge von sehr zierlichen Editionen der lateinischen Autoren gehört, die im Verlage dieser Buchhändler herauskommen, dem lateinischen Texte zur Seite gesetzet. Die Uebersetzung des Hrn. Sacy ist gar schön; das Sanfte in der Schreibart des Plinius, diese reizende Anmuth, die seine Briefe bezeichnet, konnte nicht glücklicher beybehalten, noch besser mit der genauesten Treue vereinbaret werden.

Ich wünsche, daß meine Arbeit, die von einer ganz andern Gattung ist, als der vorhergehenden Ausleger ihre, Beyfall finden möge; und ich wünsche es weniger aus dieser einem jeden Schriftsteller angebohrnen Begierde nach gutem Fortgange, als um ein gröseres Verlangen nach

---

(*) Die vier ersten Bücher waren 1699. zum Vorscheine gekommen. Er hat auch die Lobrede übersetzet, und eine Lebensbeschreibung des Plinius gemacht. Alles dieses ist in 3. Duodezbänden öfters aufgeleget worden. Etwas aber, das vielleicht nicht jedermann weiß, ist dieses, daß die Uebersetzung des Hrn. von Sacy nicht sowohl von ihm, als von dem Hrn. Abte Massieu ist, den er, als dieser Abt von den Jesuiten kam, zu sich genommen hatte, und eine geraume Zeit hindurch, nicht sowohl wie einen Lehrmeister seines Sohnes, als wie einen guten Freund, bey sich behielt. Daher ist die Uebersetzung der Lobrede auf den Trajan lange nicht so gut gerathen, ob sie gleich vielleicht nicht so schwer zu machen seyn möchte.

einem so schätzbaren Scribenten, wie der jüngere Plinius ist, zu erwecken, und gewisser massen so viele moralische Wahrheiten, die er enthält, unter die Leute zu bringen; Wahrheiten, an deren Erkenntniß den Menschen zu allen Zeiten gelegen ist, und die vielleicht gelegenheitlich einen Einfluß in das Thun und Lassen eines und des andern meiner Leser haben können. Es wäre für einen wahren Christen eben keine grose Sache, dem Plinius zu gleichen; es wäre aber für manche Leute, die das Christenthum nicht abgeschworen haben, etwas vieles, so gut wie dieser Römer zu seyn, und ihrem Jahrhunderte so gute Beyspiele zu geben, als die sind, die er dem seinigen gab.

Der heydnische Philosoph,

oder

Gedanken des Plinius,

mit gelehrten und moralischen

Betrachtungen.

Erstes Buch.

I. Brief.

Collegi, non ſervato temporis ordine: (neque enim hiſtoriam componebam,) ſed ut quæque in manus venerat-

* * *

Hier iſt die Sammlung meiner Briefe. Weil ich keine Geſchichte ſchreiben wollte, ſo habe ich ſie nicht nach der Zeitfolge geordnet, ſondern ſo wie ſie mir in die Hände kamen.

Aus dem erſten Briefe des Plinius, der nur in einigen an ſeinen Freund Septitius gerichteten Zeilen beſtehet, erſehen wir, daß er es ſelbſt iſt, der dieſe Sammlung gemacht hat, in der Vorſtellung, daß dieſelbe geſchickt wäre, ihm Ehre zu machen, auch um die darin befindlichen Briefe gegen die Zufälle zu bewahren, die ihnen nach ſeinem Tode hätten widerfahren können, wenn ſie unter ſeine übrigen Papiere gekommen wären. Ich werde noch oft Gelegenheit haben, von der Eigenliebe, die Plinius in Anſehung ſeiner Werke ſehen läſſet, und von der unendlichen Sorgfalt zu reden, womit er die Kenntniß derſelben zu verbreiten, und ihnen eine fortwährende Dauer zu verſchaffen ſuchet. Es iſt in der Ausſchweifung, in

welche er in diesem Betracht gefallen ist, ganz gewiß viel kleines; allein man muß bedenken, daß es ein Heyd ist, der keinen andern Zweck seiner Bemühungen kennet und keine andere Belohnung zu gewarten hat, als diesen eitlen Ruhm, und diese eingebildete Unsterblichkeit, wornach er sich so begierig erzeiget. Doch auch diejenigen Schriftsteller, die sich nachmals zu einem Glauben bekennet haben, mit welchem eine festere Hoffnung verknüpfet ist, haben sich nach diesem Bischen Ehre nicht weniger begierig erwiesen, und noch viel schlimmere Kunstgriffe angewendet, um dazu zu gelangen.

Ich will mich aber damit hier nicht aufhalten, sondern nur anmerken, daß **Plinius** bey Sammlung seiner Briefe sehr unrecht gethan, die Zeitfolge bey Seite zu setzen, als auf die man bey dem Nutzen, den man aus dergleichen Werken zu schöpfen suchet, am ersten siehet. Er hat nur ihre Wendung, ihre Schreibart, ihren Witz zu bewundern geben wollen; und Er, der Staatsmann, der an den grossen Sachen seiner Zeit Antheil gehabt hat, und dessen blosses Leben die Aufmerksamkeit des Lesers angenehm unterhalten würde, vermenget sich dadurch mit einem Redekünstler, mit unsern heutigen Sprachmeistern, die Höflichkeitsbriefe und Formularien über den gemeinen Stoff der Glückwünschungs- Trauer- und Empfehlungsschreiben u. d. gl. drucken lassen. Was machet die Briefe des **Cicero** an seine Freunde, und sonderlich die an den **Atticus**, so reizend? hauptsächlich dieses, daß, wenn man sie in der Ordnung liest, in welche sie von unterschiedlichen Gelehrten, und vornehmlich vom Abte **Mongault** gebracht worden, man zugleich die Geschichte ihres Verfassers und der römischen Republick in den merkwürdigsten Zeiten liest.

Eben dieses muß man von den französischen Briefen der Frau von Sevigne und der Frau von Maintenon sagen. Es ist wahr, man würde nicht darnach fragen, wenn sie nicht recht gut geschrieben wären; allein man würde unendlich weniger Geschmack daran finden, und nicht immer mit neuem Vergnügen darüber kommen, sonderlich über die von der Frau von Sevigne, wenn sie uns nicht eine zusammenhängende Folge von häuslichen und öffentlichen Begebenheiten darstelleten, die die Aufmerksamkeit unterhalten, dieselbe so gar erwekken, und uns eben so viel oder wohl noch mehr Vergnügen gewähren, als die nämlichen Vorfälle im Zusammenhange einer blos historischen Erzehlung kaum thun würden. Die Briefe des Bußi Rabutin, von denen man ihrer Schreibart wegen so viel Wesens machet, sind schon weit unerheblicher, weil sie nicht so gut zusammenhängen, an eine grössere Anzahl Personen gerichtet sind, und öfters nichts enthalten, als wohlausgedrückte Höflichkeiten.

Man kan es also dem Plinius keinen Dank wissen, daß er in seinen Briefen vorsetzlich die Ordnung der Zeit vermieden hat, aus Furcht, ihnen das Ansehen einer Geschichte zu geben, so man doch, wenigstens nach meiner Meinung, mit Vergnügen daran erblikken würde. Indessen wollen wir sie uns in dem Zustande, worin er sie gelassen hat, zu Nutzen machen, und fortfahren dasjenige aus selbigen heraus zu ziehen, was zum Zwecke dieses Werkes dienen kan.

II. Brief.

Est enim planè aliquid edendum, atque utinam hoc primum, quod paratum! (audis desidiæ votum,) edendum autem ex plurimis causis; maxime quod libelli, quos emisimus, dicuntur in manibus esse, quamvis jam gratiam novitatis exuerint; nisi tamen auribus nostris bibliopolæ blandiuntur. Sed sane blandiantur, dum per hoc mendacium nobis studia nostra commendent.

* * *

Etwas muß wohl heraus gegeben werden; und da wünschte ich, (so wünschen alle Faulen,) daß der Anfang mit dem gemacht würde, so schon fertig ist. Die Ursachen aber, warum ich gern etwas heraus geben möchte, sind vielerley. Die wichtigste ist diese, weil man mich versichert, daß nach den Werken, die von mir bereits heraus sind, noch immer Nachfrage sey, ob sie gleich den Reiz der Neuigkeit verlohren haben; wenn mir anders die Buchhändler dieses nicht aus Schmeicheley sagen. Doch sie mögen immerhin schmeicheln, wenn sie mir nur damit meinen gelehrten Fleiß beliebt machen.

Ich habe nicht für die lange Weile versprochen, daß man unseren Schriftsteller bald würde auftreten sehen. Hier ist er, und man erkennet ihn an den deutlichsten Zügen, nämlich an der Sucht seine Werke ans Tageslicht zu bringen, und in der Bereitwilligkeit, ohne sonderliche Wahl und Prüfung nach Beyfall zu schnappen. Plinius schicket seinem Freunde Arrian eines seiner Bücher zu lesen, um dasselbe zu übersehen und zu verbessern. Die Autoren scheinen gemeiniglich den lenksamsten Willen von der Welt zu haben, wann sie sich Jemandes Rath und Beurtheilung ausbitten; allein man wird

dabey fast immer wie Gilblas mit seinem alten Erzbischoffe, angeführet. Sie widersetzen sich bey jeder Anmerkung, lassen sich in weitläufige Rechtfertigungen ein, und machen jeden Zoll des Kampfplatzes strittig, mit einem Worte, sie wollen immer Recht haben. So bald man Köpfe von diesem Schlage entdecket, (und es gibt ihrer allemal neun und neunzig gegen einen, der Vernunft und Gelehrigkeit miteinander verbindet,) so müste man viele Zeit zu verliehren haben, wenn man ihnen einen Dienst erweisen wollte, den sie im Grunde nicht verlangen. Man muß sich mit der Durchsicht, um die sie bitten, nicht abgeben, sondern ihnen dieselbe entweder gerade zu versagen, oder ihr Manuscript nehmen, und es eine Zeitlang ungelesen behalten. Alsdann gibt man es Ihnen mit demjenigen nichtssagenden Beyfalle wieder, um den sie gebettelt haben. Dieses ist der einzige Weg, den man einzuschlagen hat, sonderlich bey Leuten, die zum wenigsten unsers gleichen seyn wollen, und die man für die lange Weile erbittern würde, wenn man mit ihnen frey heraus redete. Die strengste Moral verbindet uns nicht, uns um so unerheblicher Dinge willen verdrießliche Feindschaften zuzuziehen. Ein jeder mag so viel Papier versudeln, als er will, und an seinen auch noch so lächerlichen Geburten immerhin seinen Gefallen haben.

Allein es ist etwas anderes, wann man über einen Schriftsteller, der uns zu Rathe ziehet, einiges Ansehen, einige Gewalt hat, und ihn auf den rechten Weg zu leiten berechtiget ist. Alsdann würde man treulos handeln, wenn man es nicht thäte. Es wäre ein Glück für viele junge Scribenten, wenn sie solche Kunstrichter, für die sie Ehrerbietigkeit hegen, fänden, die sie beym Eintritte in ihre Laufbahn

aufhielten, und machten, daß sie die unförmlichen Schriften, mit deren Hervorbringung sie so eilfertig sind, in der Geburt erstickten. Doch die erst aufkeimende Eitelkeit dieser jungen Autoren ist nicht selten unbändiger als der allerältesten und derer ihre, die in ihrem Handwerke für Meister gehalten werden. Ihre Probstücke sind zuweilen verwegene Richtersprüche, hochmüthige Urtheile, wirkliche Beleidigungen grosser Männer, gegen welche sie elende Zwerche, verächtliche Pymäen sind.

Wie oft sind nicht die Fontenelle, die Reaumüre ꝛc. dergleichen Verfahren ausgesetzet gewesen, dessen Wirkung gerade auf diejenigen zurück fällt, von denen es hergerühret? Ueberhaupt, und nach drey Viertheilen der Namen zu urtheilen, die das Wörterbuch der itztlebenden französischen Schriftsteller, so den Titel das gelehrte Frankreich hat, und wovon ich eine vermehrte Ausgabe besorget habe, anfüllen, hätten die meisten, die daselbst Parade machen, einen Malherbe nöthig gehabt, der es ohngefehr so mit ihnen gemacht hätte, wie dieser berühmte Dichter einsmals einem Reimschmiede von der schlechtern Gattung gethan, als dieser ihn um seine Meinung über eine den Musen und der gesunden Vernunft zum Trotze aufgesetzte angebliche Ode an den König bath; Malherbe stellte sie ihm Tags hernach eingewickelt wieder zu, mit dem Vermelden, daß er seine Anmerkungen hinzu gefüget hätte. Der unächte Sohn Calliopens dankete ihm gar sehr, und da er beym Weggehen vom Malherbe nach nichts so begierig war, als die Ode zu öffnen, um die Anmerkungen zu lesen, so fand er bloshin unter der Aufschrift Ode an den König einen Zusatz, den ich nicht hieher setze, weil er wider die

heu-

heutige Höflichkeit läuft. Diejenigen aber, die Malherbens Einfälle und Heftigkeit (*) kennen, werden sich darüber nicht verwundern.

Wieder auf den Plinius zu kommen, so könnten die Anfangsworte von der Stelle, die vor dieser Anmerkung stehet, vielen Autoren zur Ueberschrift dienen; *est enim plane aliquid edendum*; es muß etwas herausgegeben werden. Es kömmt mit dem *Semper ego Auditor tantum* des Juvenals überein. Zu allen Zeiten, wo die Schreibnarrheit regiret, ist für Jemanden, der sich zum Schreiben geschickt hält, keine Versuchung schwerer zu übersteigen, als die, Proben davon zu geben. Die Druckerey, die die Gelegenheit, sich in diesem Betracht ein Gnügen zu thun, unendlich erleichtert hat, ist die Ursache, daß die Zahl der Autoren unaussprechlich groß ist. Man muß ihre Schriften ansehen wie eine Handlungswaare, welche mancherley Profeßionen Unterhalt verschaffet, und in so weit geduldet werden kan, dafern nur der bürgerlichen Gesellschaft sonst nichts nachtheiligers daraus erwächset, um dessentwillen diese Art von Verkehr ihr schädlich seyn könnte. Allein darüber muß man sich wundern, daß die Alten, die in Vergleichung mit uns, so wenig Mittel hatten, sich Leser zu verschaffen, dennoch so erpicht darauf gewesen sind; oder aber man muß sagen, daß die Grösse ihrer Begierde sich verhalten habe wie die Grösse der Hindernisse.

Wir werden in unsern Anmerkungen über andere Briefe zeigen, mit welcher Sorgfalt man

(*) S. den Artikel von ihm in den Anecdotes Litteraires, die der Abt Raynal in dreyen Bänden heraus gegeben hat.

Versammlungen von Freunden, oder gar zahlreiche Hörsäle veranstaltet habe, um daselbst seine Werke vorzulesen; hier ist nur übrig, noch ein Wort von des Plinius Aufmerksamkeit auf das Lob seiner Buchhändler zu sagen, die ihn zu Herausgebung neuer Werke ermunterten, und ihn versicherten, daß diejenigen, die er schon ans Licht gestellet, noch jetzo so angenehm wären, als da sie neu heraus gekommen, daß sie gesuchet, und mit Vortheile verkaufet würden.

Dem Anscheine nach verhielt es sich im Grunde so; ein so vornehmer Mann als Plinius, und der so gut schrieb wie er, muste in dem Jahrhunderte Quintilians und des Tacitus nothwendig Beyfall finden. Mit allem dem aber gab es selbiger Zeit bey denen, die er *Bibliopolas* nennet, Griffe und Kunststücke so gut als es deren heutiges Tages gibt, obgleich der Unterschied zwischen den damaligen geschriebenen und den heutigen gedruckten Büchern ohne Zweifel auch einen Unterschied im Verfahren dererjenigen veranlassete, die mit den Wérken, die zur Ausgabe bestimmt waren, Handel trieben. Nach der Sprache eines Buchhändlers ist ein Buch gut, wenn es abgehet; an diese Probe hält er sich, alle übrigen sind ihm gleichgültig. Auf solche Weise kan es nicht fehlen, daß ein Buchhändler denenjenigen schmeichelt und schön thut, mit deren Werken er sein Glück macht, ob gleich die Buchhändler überhaupt, wann es auf die Bezahlung der Manuscripte ankömmt, die Verfasser lieber bereden möchten, daß ihre Bücher nur einen mäßigen Abgang hätten, und daß sie sich alle Mühe geben müßten, dieselben an den Mann zu bringen. Der Compaß ist die Eigennützigkeit, welche alle diese verächtlichen Künste leitet;

die

die Verfasser und die Buchhändler suchen sich wechselsweise zu hintergehen; und der Sold, den die ersteren empfangen, gehöret mit unter die Ursachen der Vermehrung schlechter Werke, die nach der Elle gemacht werden, um Brod zu haben, oder einen schändlichen Geiz zu vergnügen. Es ist hier der Ort nicht, mich in eine genauere Untersuchung dieser Verunehrung der Gelehrsamkeit einzulassen. Plinius befand sich in ganz andern Umständen; es war ihm nur um die liebe Ehre zu thun: ein Beweggrund von mehrerm Scheine, der aber wie der vorherige verführen, und nicht weniger zu Niederträchtigkeiten, ob gleich von einer andern Art, verleiten kan. Man erinnere sich alles dessen, so der Cardinal von Richelieu gethan hat, um für einen guten Schriftsteller, für einen vortreflichen dramatischen Dichter gehalten zu werden, und es mit dem grossen Corneille anzugehen. Wer so denket, brauchet nicht von Schmeichlern, es mögen Buchhändler oder andere seyn, betrogen zu werden: Er allein ist hinlänglich, sich zu verblenden, und sich einen lächerlichen Dünkel in den Kopf zu setzen. Und wie sollte dieses nicht Personen widerfahren, die in den hohen Posten stehen, als vor welchen der Weirauch unaufhörlich brennet, weil die kleinen Scribenten mitten unter ihrem Flickwerke, und wenn sie fein viele Acrosticha, Logogryphen und andere dergleichen Hexereyen machen, sichs nun einmal in den Kopf gesetzet haben, daß sie im Reiche der Gelehrsamkeit das Steuerruder führen.

III. Brief.

III. Brief.

Hoc sit negotium tuum, hoc otium; hic labor, hæc quies: in his vigilia, in his etiam somnus reponatur.

* * *

Dieses soll deine Beschäftigung, deine Muße seyn; hierauf richte deine Arbeit, deine Ruhe, dein Wachen, und auch dein Schlafen.

Die Rede ist von den schönen Wissenschaften. Plinius empfiehlet sie dem Caninius Rufus, der vermuthlich ein junger Mensch war, und gute Fähigkeiten zeigte. Lasset uns ein wenig sehen, von was für einem Werthe die Lobsprüche seyn, die man dem Studiren zu allen Zeiten beygeleget hat. Es ist gewiß daß solches eine angenehme und nützliche Beschäftigung ist, und daß Cicero Recht gehabt hat, die Wissenschaften als holde und treue Gespielinnen in jedem Alter und in allen Umständen des Lebens anzusehen. Indessen muß man niemals, so weit solches thunlich ist, bey dem Allgemeinen stehen bleiben, als welches nur unbestimmte Begriffe an die Hand gibt, die immer eine falsche Seite haben.

Einmahl können nicht alle Menschen studiren; dieses ist gegen den Zweck der Vorsehung, weil es dem gesellschaftlichen Leben nicht zuträglich ist. Leute, die zur Handarbeit, zum Ackerbaue, zu knechtischen Verrichtungen bestimmet sind, thun ihre Schuldigkeit niemals besser, als wann sie mit den gemeinen Begriffen schlechtweg den groben Mutterwitz verbinden, der genug ist, sie zu leiten. So bald man sie ein wenig klüger macht, ziehet man sie von ihrer Schuldigkeit und von ihrem Berufe ab. Das unvollkommene Licht der Erkenntniß, welches

ches sich in ihrem Gehirne verbreitet, wird sie einbildisch und albern machen; die Lenksamkeit und fast blinde Unterwerfung, die ihnen so nothwendig ist, wird ihnen nicht mehr anstehen; und daraus entstehet tausendfältiges Uebel sowol für sie, als für diejegen, die zwar mehr als sie sind, aber doch weder Ruhe noch Zufriedenheit haben, als in sofern sie wohl bedienet werden.

Wenn wir weiter hinauf bis zu dem Stande solcher Personen gehen, die von ihrer Zeit, wenigstens gutentheils, Meister sind, die eine gewisse Erziehung gehabt haben, und gehörige Mittel besitzen, um weiter zu gehen, so wird es anfänglich ganz ausgemacht scheinen, daß sie nichts bessers thun könnten, als lesen und studiren. Gleichwohl hat dieser Ausspruch nöthig, reiflich erwogen zu werden.

Was nennet man insgemein Lesen und Studiren in dem Falle, davon hier die Rede ist? Dieses, daß man über die unendliche Menge Bücher von allen Arten und Gattungen, und wovon mehr als die Helfte schlecht oder gefährlich sind, blindlings her fällt, daß man den Kopf überladet, und das Gedächtniß mit einem Haufen unzusammenhängender Begriffe anfüllet, und daß man dadurch in kurzem alles verdirbt, was man der gütigen Natur an gesunder und reifer Urtheilskraft zu danken hatte. Die Wirkung einer seichten oder gefährlichen Belesenheit ziehet Folgen nach sich, die nicht genug zu beweinen sind. Man kan sagen, daß sie Frankreich wahrhaftig verwüstet haben; und daß jene Art Leute beyderley Geschlechtes, die sich zu Schiedsrichtern über den Geschmack und über die Bücher aufgeworfen haben, die lächerlichsten und verächtlichsten unter allen Geschöpfen sind. Da sie

sich unaufhörlich mit Blättern, die selten den Tag ihrer Geburt überleben, zu schaffen machen, so beschützen oder vernichtigen sie dieselben mit einem Amtsgesichte, welches recht spaßhaft anzusehen wäre, wenn diese immerwährenden Auftritte nicht die Geduld des unempfindlichsten Philosophen ermüdeten. Der Nachttisch einer Dame ist ein gelehrter Richtplatz, von welchem lauter Entscheidungen ausgehen, denen nicht widersprochen werden darf. Eine Caffegesellschaft sieht wie eine Kirchenversammlung aus, wo Canones gemacht werden. Das Theater stellet noch unruhigere Anblicke dar. Man sollte sagen, daß dieses Gesellschaften wären, die von der Wuth bürgerlicher Kriege beweget werden, und wo man überall *pila minantia pilis* antrift. Ist es nicht wahr, daß man etwas sehr gutes stiftete, wenn man alle diese müßigen oder so kindisch beschäftigten Personen anwiese, ihre Zeit, sich selbsten und dem gemeinen Wesen zum besten, auf eine oder die andere Art nützlicher anzuwenden?

Ich bedaure insonderheit das schöne Geschlecht, daß es sich aus seinem Zirkel heraus begeben, und so weit in Dinge eingelassen hat, die sich für dasselbe am wenigsten schicken. Denn man mag einige wegen ihrer Wissenschaft berühmten Damen mit noch so vielen Lobsprüchen überhäufet haben, Arnulphs und Chrysalds Betrachtungen werden doch immer wahr bleiben. Es wird für einen Ehemann, für Kinder, und folglich für den Staat allezeit besser seyn, sittsame, häusliche und arbeitsame Weiber zu haben, die sich ihr Hauswesen angelegen seyn lassen, als mit Ehegatten, mit Müttern zu leben, die, indem sie durchaus gelehrt oder witzig seyn wollen, glauben, daß ihnen alles unanständig sey,

was

was sich mit ihren einmal angenommenen Begriffen nicht reimet. Was ist zumal betrübter, als eine Frau zu sehen, die unglücklicher Weise mit dem sich zu unsern Tagen so weit ausbreitenden Gifte, mit diesem abscheulichen Unglauben angestecket ist, der alle Bande zerreisset, alle tugendhafte Empfindung vertilget, nnd die grösten Schändlichkeiten mit einer Art von Schminke überziehet.

Man wird also nicht lange der Wagschale bedürfen, um sich zu versichern, daß der Nachtheil der mit dem angemaßten Studiren, wovon ich eben geredet habe, verknüpfet ist, unendlich beträchtlicher sey, als der Nutzen: wenn es anders an dem ist, daß einiger Vortheil überhaupt dabey heraus kömmt.

Wir wollen uns also zu denen wenden, die vom Studiren Profeßion machen, die durch ihre einmal erwählte Lebensart dazu berufen und gleichsam dazu verpflichtet sind. Hier muß ich noch einen nothwendigen Unterschied machen. Es gibt Stellen und Bedienungen, zu welchen man nicht kommen, oder auch nur sich Hoffnung machen kan, ohne dem sogenannten Studiren obgelegen zu haben. Die Länge der Zeiten, die seit dem Anfange der Welt verflossen sind, hat die Wissenschaften gebildet, welche sämtlich, nach meiner Meinung, in zweyen Stücken bestehen. Das erste ist die Historie von demjenigen, so man seither über die Gegenstände gedacht hat, auf welche sich die gelehrte Erkenntniß beziehet; das andere ist dasjenige, so man am besten über diese Wissenschaft denken kan, nämlich die Theorie, die Grundsätze, die zu der Wahrheit führen können. Je älter die Welt wird, desto mehr wird der historische Theil der Wissenschaften zunehmen. Es scheinet, man sollte hinzusezen

zen, daß der theoretische Theil vollkommener werden müsse; allein ich weis nicht, ob die Erfahrung unseres Jahrhunderts, so für eines der aufgeklärtesten gehalten wird, diesem Satze günstig sey. Unsere grösten Weltweisen, oder besser zu sagen, diejenigen die den größten Namen haben, haben durch ihre neuen Hypothesen mehr Dunkelheit als Licht über die Wissenschaften verbreitet, und den Wachsthum der menschlichen Erkenntniß mehr gehindert, als befördert. Wird zum Exempel Jemand, der sich vorsetzete, die Naturgeschichte zu studiren, der mit Vergnügen hörete, daß eines der berühmtesten Mitglieder der vornehmsten Academie in Europa sich der Bearbeitung dieses herrlichen Feldes unterzogen habe, wird er, sage ich, viel gelernet haben und zufrieden seyn, wann er das Werk, welches diesen Titel führet, gelesen und durchgedacht hat? doch dieses ist eine Ausschweifung, von welcher ich eilends zurück kehre.

Man muß studiren, sagte ich, um ein Richter, ein Arzt, ein Pfarrer, ein Professor u. d. gl. zu werden; und in dieser Aussicht wird man nicht zu viel studiren können, wohlverstanden daß man dabey nicht wider die Pflicht der Selbsterhaltung handele; denn alles Studiren, wobey die Gesundheit Noth leidet, ist eine wahre Thorheit. Dieses ist das Alter, wo man sich alles Feuer und alle Kräfte, die die Natur reichlich verleihet, wohl zu Nutzen machen muß, um sein Gehirn gehörig auszustaffiren und sich mit gründlichen und nützlichen Einsichten zu bereichern. Die Ausdrücke des Plinius können nicht glücklicher angewandt werden, als hier; *hoc sit negotium tuum, hoc otium &c.* Es ist nichts schätzbarer als ein junger

Mensch

Mensch, der sich im Studiren hervor thut; man kan ihn nicht genug dazu aufmuntern, und ihm Lob beylegen, so fern er dessen fähig ist, ohne daß einer noch schätzbarern Fähigkeit, und die eigentlich der Grund der Hochachtung ist, die man allen übrigen widerfahren lässet, ich meine der Bescheidenheit, dadurch geschadet werde. Wann man hernach zu seinem Zwecke gelanget ist, und die Stelle, wornach man getrachtet, erhalten hat, so ist nichts niederträchtiger noch schimpflicher, als nachzulassen, sich zu zerstreuen, sich dem Müßiggange zu ergeben, und eben dadurch über lang oder kurz die Geschicklichkeit zu verliehren, seine Schuldigkeit zu thun, die man durch das Studiren erworben hatte. Wie viele gibt es nicht im weltlichen und geistlichen Stande, die sich in diesem Falle befinden, und sich nicht schämen ohne Aufmerksamkeit, ohne Vorbereitung auf dem Richterstuhle zu sitzen oder auf die Kanzel zu steigen, und die zu ihren Verrichtungen eben so ungeschickt sind, als ob sie sich denselben niemals gewidmet hätten. Ehrliche Leute, die in solchen Umständen sind, studiren ihr ganzes Leben hindurch, und glauben niemalen genug zu wissen. Dadurch geschiehet es, daß, wann sie älter werden, sie zu einer überwiegenden Erkenntniß gelangen, die ihnen in dem Stande, dem sie sich gewidmet haben, den ersten Rang gewähret.

Allein ich fordere zwey Dinge von ihnen. Das eine, daß sie sich in ihrem Studiren nicht zu sehr vom Hauptgegenstande ihres Berufs entfernen, daß sie nicht auf so fremde Dinge hinausschweifen, die im Grunde eben das wirken, als die Unthätigkeit und der Müssiggang thun würde. Es setze sich, zum Exempel, ein Geistlicher in den Kopf, ein

Mathematicus zu werden, und er wage sich in die Tiefen dieser Wissenschaft. So glücklichen Fortgang er hat, würde er auch gar ein Archimedes oder ein Neuton, so werde ich doch viel weniger auf ihn halten, als zuvor, wenn er dadurch zur Erbauung und zu den übrigen Pflichten seines Standes ungeschickter wird; und wenn ich die Gewalt in Händen hätte, würde ich ihn zur Hut seiner Schaafe zurückführen, oder ihm die Stelle nehmen, die ihn zu dieser Hut verpflichtet. Man hat angemerket, daß die Aerzte unter allen Gelehrten diejenigen sind, die am meisten solche Wissenschaften getrieben und solche Bücher geschrieben haben, die mit ihrer Profeßion in keiner Verbindung stehen. Ohne Zweifel hat eine Menge armer Kranken darunter gelitten; und unfehlbar ist die, soll ich sagen, Todten- oder Märtyrerliste der Kunst Eskulaps dadurch merklich vergrössert worden.

Das andere, so ich von Leuten, die in Aemtern stehen und studiren, fordern zu können glaube, auch alsdann, wann ihr Studiren sich auf ihre Profeßion beziehet, ist dieses, daß sie sich dessen niemals zum Vorwande bedienen, ihre ordentlichen und gewohnten Verrichtungen, die insgemein die wichtigsten sind, zu vernachläßigen. Es gibt Leute, deren Studirstube unzugänglich ist, besonders zu gewissen Stunden; die Bastille ist nicht besser verschlossen; es scheinet als ob Batterien von Canonen den Zugang dazu verwehreten, und das bloßhin, um in ihren Büchern vergeblich zu stänkern und Werke zu schreiben, deren Nützlichkeit mit derjenigen, die aus der Beobachtung ihrer Pflichten entspringen würde, in keine Vergleichung gesetzet werden mag. Die Pfarrkinder des Erzbischoffs

zu

zu Avranche hatten, als ihr achtzigjähriger Prälat sich nie von ihnen sprechen ließ, und man ihnen immer sagte, daß Seine Gnaden studirete, wohl Ursache zu wünschen, daß der König ihnen einen jungen Bischoff geben möchte, der nicht nöthig hätte zu studiren.

Nach diesen mannigfaltigen Anmerkungen habe ich nichts mehr übrig als noch einen allgemeinen Blick auf die Wissenschaften und Studien zu werfen, um zu sehen, was für einen Werth man ihnen mit Wahrheit zueignen könne, ohne ins Uebertriebene zu fallen, hauptsächlich aber, was sie für einen Einfluß in den Zustand des Herzens und in die Glückseligkeit des Lebens haben. Ich glaube daß man sich hier eben dergleichen Blendwerk mache, wie bey den übrigen zeitlichen Gütern, mit welchen der Mensch Begriffe von Glückseligkeit verknüpfet. Das Studiren hat seine Reizungen, allein es langet nicht zu, alle leere Räume unserer Seele und unseres Lebens zu füllen. Ergibt man sich demselben mit unmäßiger Hitze, so folget dieser Uebermaaße, wie jeder anderen, Ermüdung oder Eckel auf dem Fuße nach. Suchet man Ruhm, oder will man sich in der gelehrten Welt, sonderlich auf dem Fuße, wo sie heutiges Tages stehet, hervor thun, so setzet man sich Zänkereyen aus, die alle unsere Ruhe stöhren. Das Leben der Gelehrten, die in diesem Jahrhunderte das meiste Aufsehen gemacht haben, gibt davon unzehlige Beyspiele an die Hand. Setzet man sich endlich vor, die Wahrheit zu finden, seine Einsichten zu erweitern, zur Gewißheit zu gelangen, so gestehe ich, daß dieses ein sehr edler Zweck sey, und daß man kein köstlicheres Vergnügen schmecken kön-

ne, als dasjenige, so mit Entdeckung der Wahrheiten vergesellschaftet ist; allein findet man nicht nach dem Maasse, wie man die Gegenstände unserer Erkenntniß ergründet, eher Dunkelheit und Verwirrung, als Licht und Deutlichkeit? öfters ist das Ende des längsten Fleisses ein lebhaftes Gefühl unseres Unvermögens und unserer Unwissenheit.

Dieses hier begünstiget übrigens den Pyrrhonismus nicht, weil es, ohne Absicht auf einiges Studiren, immer allgemeine Wahrheiten und gemeine Begriffe gibt, die keinem Zweifel unterworfen sind, und alle Sophistereyen aushalten können.

Wozu soll sich demnach ein vernünftiger Mann in Ansehung der Studien entschliessen, und wie soll er dieselben sein Leben hindurch einrichten? Er soll, wie wir gesehen haben, dasjenige lernen, was zu seiner Lebensart gehöret, und es darin so weit treiben, als seine natürliche Fähigkeit zulässet; unter den angenehmen Wissenschaften soll er diejenigen auswählen, die dem Menschen am meisten geziemen, und die am geschicktesten sind, wahre Quellen des Vergnügens zu öfnen; er soll sich gegen die lange Weile und gegen den kindischen Zeitvertreib der eitlen Welt verwahren, und daher vergnügte Stunden in seiner Studirstube, oder an jedem anderen Orte wo er lesen und nachdenken kan, zubringen; allein hernach soll er auch der Gesellschaft diejenige Zeit schenken, die sie von ihm fordert, es sey nun um den Pflichten derselben ein Gnüge zu thun, oder die Verbindung mit derselben zu unterhalten; und indem er solchergestalt seine Zeit mit Klugheit theilet, so wird er am Ende seines Laufes Ursache haben sich über den Gebrauch zu freuen, den er davon gemacht hat. Mit einem

Worte, und zum Beschlusse, es ist nichts als die Religion, die des Menschen Alles seyn kan; so bald er es anderswo suchet, ist er gezwungen, mit dem Weisen zu sagen: ich sah, daß auch dieses eitel war.

IV. Brief.

Mitium dominorum apud servos ipsa consuetudine metus exolescit.

* * *

So geht es den Herren, die zu gut sind: Man gewöhnt sich leichtlich, keine Furcht mehr vor ihnen zu haben.

Dieses ist eine wichtige Materie, und worüber allerley Betrachtungen anzustellen sind. Die Ungleichheit der Stände scheinet nothwendig zu seyn unter den Menschen, was auch jener Weltweise gesagt haben mag, der uns gern wieder in den ersten natürlichen Zustand versetzen möchte. Man kan nicht glücklich leben ausser in einer wohleingerichteten Gesellschaft; und eine solche Gesellschaft ist nicht möglich, wenn es nicht darin Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, Herren und Knechte gibt. Allein durch eine Folge der allgemeinen Beschaffenheit menschlicher Dinge, bey welchen nie etwas *ex omni parte beatum* ist, so daß

e medio fonte leporum
surgit aliquid amari, quod ipsis faucibus angat,

ist diese sonst so bequeme Einrichtung, als vermöge welcher gutes Gesind eine gute Herrschaft, und diese

hinwiederum jenes glücklich machen könnte, niemals in der Wirklichkeit vorhanden, sondern bald verursachet die Tyranney an einem, bald die Bosheit am andern Theile, daß fast nichts das Leben so sauer machet, als die Verdrießlichkeiten, die von daher entstehen.

Ich will hier nicht die Frage vom Sclavenstande berühren, ob nämlich derselbe dem Rechte der Natur und den Grundsätzen des Christenthums zuwider laufe? Der Sclav, der einen bosen Herren hat, ist sicherlich eine sehr unglückliche Creatur; allein ein guter Herr, der immer das unartige Betragen, die Fahrläßigkeit, die Untreue seines Hausgesindes erfahren muß, scheinet mir nicht weniger beklagenswürdig zu seyn. Ich glaube, daß man desfalls auf der entgegen gesetzten Seite das Ziel überschritten, und dadurch die Dienstbothen so schlimm gemacht habe, als sie nur seyn können, indem die Gesetze in Ansehung ihrer gar zu gelind sind. Man zieht sie nur noch der eigentlich so genannten Verbrechen wegen zur Verantwortung; ob sie übrigens gutwillig, sorgfältig, und auf ihrer Herren Nutzen bedacht seyn, und überhaupt nach denen Eigenschaften, die ihren Diensten einigen Werth geben könnten, darnach wird weiter nicht gefraget. Ist man mit ihnen in einem Hause nicht zufrieden, so wissen sie, daß sie alsobald in ein anderes kommen, und ihr Leben mit immerwährenden Veränderungen zubringen können, die ihnen weiter nicht unangenehm sind, weil sie kein Gefühl haben, und es nirgends von Herzen meinen. Da es nun mit ihnen auf diesem Fuse stehet, so hat ihre Frechheit nichts gleiches. Ihre tägliche Bereitschaft, den Abschied zu fordern, macht, daß sie glauben, einem

eine

eine Gnade zu erzeigen, wenn sie ihren Dienst noch so erträglich thun: und daß sie sich ein Geschäft daraus machen, schlecht zu dienen, wenn sie Lust haben, zu ändern. Mittlerweile suchen diejenigen Herren, die wackere Leute sind, die vernünftig denken und ihr Hauswesen gern ordentlich eingerichtet wissen möchten, den Charakter dieser niederträchtigen Seelen nach und nach kennen zu lernen, um zu sehen, ob nicht einige von besserem Zeuge darunter zu entdecken seyn; und wann ihnen dieses Glück zu Theil wird, so ist es ein Schatz von unendlichem Werthe. So lang man aber gute Dienstbothen erst noch suchen muß, ist das Leben wahrhaftig beschwerlich, und der Reichthum nebst andern Vortheilen, ist gewisser maassen unnütze. Man kan keines Dinges geniessen, weil der Genuß anders nicht als durch den Dienst und die Bereitwilligkeit derer, die um uns sind, geschehen kan.

Ich halte also dafür, daß man in der Rechtsgelahrtheit und bey der Policey auf diese Sache weit mehr Aufmerksamkeit wenden sollte, als zu geschehen pfleget. Eines theils müste allem, was zur Unterdrückung der Knechte und Mägde gereichen könnte, sorgfältig vorgebauet, anderes theils aber über richtiger und geziemender Dienstesleistung auf so eine Weise die Hand gehalten werden, daß daraus ein gemeinschaftlicher Nuzzen erwüchse. Denn da die meisten Dienstbothen nur deswegen schlimm sind, weil ihrer Ausgelassenheit kein Zügel angeleget wird, so würde eine grössere Unterwürfigkeit und ein schärferer Zwang ihrer viele bessern, und sie eben dadurch glücklich machen, indem die Glückseligkeit für alle Stände ist, weil sie mit einem weislichen Betragen und mit guten

Sitten genau zusammenhänget. So lange sich die Obrigkeit nicht nachdrücklicher ins Mittel leget, werden wohl alle Privatversuche der Herrschaften fruchtlos bleiben. Das Mittel der Gelindigkeit und einer zu merkbaren Nachsicht ist fast allezeit das gefährlichste; es bestärket das Gesind in seinem Uebermuth und in seinem Hange zur Ununterwürfigkeit; es bringet dasselbe auf die Gedanken, daß man seiner nicht entbehren könne: und dann darf man dasselbe nur ein wenig gewähren lassen, so wird es mehr Herr, als der Herr selbst. Der einzige Fall, in welchem das herrische Wesen einem Dienstbothen nicht übel lässet, ist dieser, wann derselbe in eben dem Dienste alt geworden ist, und Enkel oder Urenkel in einem Hause erlebet hat. Dann redet er die Sprache des Zutrauens, so weiter nichts als die Wirkung seiner Ergebenheit und Erfahrung ist.

Allein in dem gegenwärtigen Zustande der Sachen, wie ich ihn eben beschrieben habe, ist ein alter treuer Diener gerade dasjenige, was man niemals antreffen wird. Das Beyspiel des Plinius, zu dessen Zeiten noch die Sclaven waren, beweiset das, was ich gesagt habe, daß es nämlich allezeit etwas gewagtes sey, wann ein Herr sich nicht seines völligen Ansehens gebrauchet. Wenn ein Herr aus Gutheit gewisse Dienste nicht mehr fordert, die er zu verlangen berechtiget wäre, so bildet sich der Sclav, der Dienstboth ein, daß derselbe dieses Recht verlohren habe; und so kan ein Herr selber sich nach und nach aller seiner Leute berauben. Noch mehr; es ist ausgemacht, daß die Leute in gewissen Provinzen mit aller Strenge wollen behandelt seyn, und daß sie, so bald man nicht mehr den Stock in der Hand hat, ihren Herren auslachen, und mit seiner Gutheit ihr Gespött treiben.

In gewissen deutschen und nordischen Provinzen sind noch Spuren von der Knechtschaft übrig, und da bewahrheitet sich dasjenige täglich, was ich gesagt habe, so daß auch der gütigste Herr daselbst sich gezwungen sieht, nach Grundsätzen und guter Vernunft eben so zu handeln, wie die allermeisten Herren nach Gewalt und aus Stolze thun. Der Mensch ist ein unartiges Thier; wenn er nun dabey schlecht erzogen ist, und von Kindheit an lauter Beyspiele der Grobheit und der Bosheit vor Augen gehabt hat, so ist nachmals nichts als Zaum und Gebiß übrig, so ihn regieren und zähmen kan.

Im übrigen will ich das eigensinnige, filzige und gewaltthätige Verfahren, auch tausend andere Fehler, so sich bey den Herren finden können, und oft wirklich finden, gar nicht entschuldigen; die Wagschale soll gleich einstehen, und blos diese Gleichheit ist es, die ich suche.

* * * * * * * * * * * * * * * * *

V. Brief.

Nec me præterit esse Regulum δυσκαθαίρετον. Est enim locuples, factiosus: curatur a multis, timetur a pluribus, quod plerumque fortius amore est.

* * *

Es ist mir nicht unbewust, daß Regulus schwer aus dem Sattel zu heben sey. Er ist reich, und hat seinen Anhang. Viele achten ihn, und noch mehrere förchten sich vor ihm; die Furcht aber richtet oft mehr aus, als die Liebe.

Derjenige, von dem in diesem Briefe die Rede ist, und der noch in verschiedenen andern wieder vorkommen wird, hieß Marcus Regulus, den ein ehrlicher Mann selbiger Zeit, Modestus, sehr wohl mit folgenden Worten beschrieben hatte: *Regulus omnium bipedum nequissimus.* Unter der Regirung des grausamen Domitians hatte er nach aller seiner Bosheit gehandelt; allein unter desselben Nachfolgern, dem Nerva und Trajan, hatte er die Gelegenheit nicht mehr dazu. Indessen hielt er sich noch, machte Figur, und stund dem Scheine nach in Ansehen.

Plinius entwickelt seinen Character vortreflich, und gibt zugleich sehr vernünftige Ursachen an, wie es gekommen sey, daß ein solcher Mensch nicht nur nichts von den Vortheilen seiner vorigen Umstände verlohren habe, sondern daß es so gar auch schwer halte, ihn zu stürzen: welches er durch das griechische Wort δυσκαθαίρετος ausdrücket. Der Reichthum auf einer Seite, der Rottirungsgeist auf der andern, und eine gewisse Furcht, die er den Leuten zu der Zeit, da er wirklich furchtbar war,

war, einzujagen gewußt hatte, erhielten ihn noch in solchen Läuften bey Ansehen, da er billig der Gegenstand einer allgemeinen Verachtung hätte werden sollen.

Dergleichen Auftritte verneuern sich in allen Jahrhunderten, weil die Menschen immer dieselben sind. Ein Betrüger, der bey dem ersten Schelmenstücke scheitert, bleibt ein Betrüger; man kehret ihm den Rücken zu, er wird gestrafet. Allein ein anderer von eben dem Schlage, der die Kunst besitzet, einige böse Streiche nach einander, mit gutem Fortgange auszuüben, wird für einen geschickten Menschen gehalten; gelanget er zu grossem Vermögen, so thut man ihm schön; gilt er etwas, so vermehrt sich der Haufen seiner Verehrer: und so setzet er sich den achtbarsten Leuten an die Seite, die die Stellen und das Ansehen, worin sie stehen, durch wahre Vorzüge und langwierige Dienste erlanget haben. Diese dunkelen Flecken trift man in dem Gemählde der Höfe überall an, auch unter den besten Fürsten; nur sind sie hier nicht so häufig. Wann insonderheit ein guter Fürst auf solche Vorfahren folget, die ihm nicht ähnlich waren, so erlaubet ihm die Staatsklugheit nicht, eine allgemeine Verbannung über alle diejenigen zu verhängen, die die Werkzeuge der Ungerechtigkeit und anderer im Schwange gegangenen Unordnungen gewesen sind; er ist gezwungen, gegen einige Misbräuche die Augen zuzuthun, und einige Urheber derselben zu dulden, weil eine gänzliche Umstossung der gegenwärtigen Verfassung ein noch grösserer Misbrauch seyn würde, als alle übrigen. Reiche und unruhige Leute stehen in mannigfaltigen und engen Verbindungen; sie haben eine Menge Wurzeln getrieben, die sich nach allen Seiten aus-

brei-

breiten. Rottete man sie aus, so würde man zugleich alles vertilgen, was sich an sie hält, und dieses würde ein gar zu grosses Stück Landes verwüsten.

Woher kömmt es aber, wenn man die Sache mehr überhaupt betrachtet, daß böse Leute, die weder reich, noch zu listigen Händeln aufgelegt sind, geduldet werden, und daß man ihnen Dinge hingehen lässet, um derentwillen man wackere Leute strafen würde, die zum erstenmale fehleten? die Unverschämtheit, die Frechheit, und die Kunst sich in Furcht zu setzen, dienen ihnen zum Schutzbriefe. Ein jeder sagt: ich mag mit so einem nichts zu thun haben; und so bestärket man sie in ihrem der Gesellschaft höchst schädlichen Thun und Lassen. Die Gutheit, die Bescheidenheit, die genaue Ausübung der Pflichten, werden im Nothfalle weniger Hülfe und Beystand finden, als diejenigen Eigenschaften, davon jetzo ist geredet worden. Gesetzt, daß diese Tugenden sich Hochachtung und Freundschaft erwürben, so sind doch diese Gesinnungen nur schwache Triebfedern, und die Furcht, wie Plinius wohl bemerket, hat weit mehr Gewalt, als sie.

VI. Brief.

VI. Brief.

Mirum est, ut animus agitatione motuque corporis excitetur.

* * *

Es ist nicht zu sagen, wie viele Lebhaftigkeit die Bewegung des Leibes unserm Geiste gebe.

Plinius erzehlet seinem Freunde Tacitus, daß er auf der Jagd gewesen sey, daß er drey schöne wilde Schweine gefangen, und dennoch selbst beym Jagen nicht unterlassen habe, nachzudenken, etwas aufzusetzen, und zu schreiben; weshalben er ihm diesen Rath gibt: » Folge mir, und wann du » auf die Jagd gehest, so nimm den Brodsack und » die Weinflasche mit, aber vergiß auch deine » Schreibtafel nicht. Du wirst finden, daß die » Minerva, eben so wohl als die Diana, in den » Gebüschen zu Hause sey.

Ich sehe dieses als eine Folge der übertriebenen Begierde zum Studiren an, worüber ich schon meine Meinung gesagt habe. Plinius wollte zu allen Stunden und an allen Orten studiren. Allein wenn er dieses in dem einen Verstande that, so kan man nicht sagen, daß er es auch in dem andern, das ist, in dem eigentlichen, gethan habe. Er hatte seine Seele so gestellet, daß sie sich immer mit Begriffen beschäftigte, die sich auf die Wohlredenheit, auf die schönen Wissenschaften, und auf die übrigen Gegenstände bezogen, denen er sich gewidmet hatte. Er hatte seine Hand gewöhnet, sogleich die Betrachtungen, die Züge, die Wendungen, die ihm einfielen, niederzuschreiben: Und wenn man dieses studi-

ren nennet, so studirete er überall. Gleichwie aber das wahre Studiren in einer gründlichen Erforschung der Materien bestehet, also kan man es mit heftigen Leibesübungen und mit lärmenden Beschäftigungen nicht wohl vereinbaren. Es ist nicht an dem, daß die Bewegung des Leibes die Stärke des Geistes vermehret; vielmehr da dergleichen Bewegung allemal mancherley gar lebhafte Empfindungen voraussetzet, so beschäftigen diese Empfindungen nothwendig die Seele, und hindern die Wirksamkeit der Einbildungskraft und der Ueberlegung, ohne welche kein Studiren möglich ist.

Die Einsamkeit, die Stille, die Ruhe der Seele und des Leibes sind die günstige Stellung zur Entwickelung der Begriffe. Nur die Verschiedenheit der Temperamenten, oder die Macht der Gewohnheit kan desfals einen Unterschied veranlassen. Mancher Gelehrter machet mitten unter dem Geräusche etwas, womit ein anderer nicht zu Stande kömmt, wenn er nicht alle Thüren, und manchmal auch die Fenster zuschliesset. Man kan hiervon nachsehen, was der Herr von Fontenelle in der Lobschrift auf den Herrn von Monmor von der Fertigkeit saget, womit dieser Meßkünstler die schwersten Aufgaben auflöfete, während daß seine Kinder mit dem diesem Alter gewöhnlichen Getöse um ihn herum spieleten und Possen trieben. Es ist gut, wenn man sich zeitig gewöhnet, daß man einige Zerstreuung vertragen könne, ohne deswegen gleich irre zu werden. Es ist so gar in der tiefen Sammlung, deren einige Gelehrten nicht entbehren zu können glauben, und in der ausserordentlichen Stille, welcher sie alles, was um sie ist, unterwerfen wollen, etwas gezwungenes and eine Art von Pralerey.

VII. Brief.

Neque enim tantopere mihi considerandum est, quid vir optimus in præsentia velis, quam quid sis semper probaturus.

* * *

Ich muß nicht so wohl darauf sehen, was ein so wackerer Mann, wie du, heute will, als vielmehr darauf, was er immer wollen werde.

Dieses ist eine herrliche Lebensregel. Die Freundschaft soll uns niemals verblenden, noch zur Verletzung einiger Pflicht verleiten. Sehr wenige Leute kennen die wahre Freundschaft und machen sich einen rechten Begriff von den Verbindlichkeiten, die sie uns auflegt. Die Schwachheit des einen Theils, und die Ungerechtigkeit des andern machet, daß alles auf eine übertriebene Gefälligkeit hinaus läuft. Sie sind mein Freund; Sie wollen es seyn; Sie können mir nichts abschlagen. Dergleichen Anforderungen muß man sich gefallen lassen, wenn die Freundschaft ferner bestehen soll; so bald man eine abschlägige Antwort gibt, oder auch nur die Willfahrung verzögert, so ist der Bruch da. Ich verweise diejenigen, die sich gern so wohl von der Theorie, als von der Ausübung der Freundschaft einen vollständigen Begriff machen möchten, an den Cicero, an den Herrn von Sacy, und an den Abt von Villiers. Alle diejenigen aber, die in eben den Fall kommen möchten, in welchem Plinius war, bitte ich, eben diejenige Ueberlegung zu machen, die er gemacht hat.

Sein Freund Octavius Rufus ersuchte ihn um eine Sache, der er sich mit gutem Gewissen nicht unterziehen konnte. Er hätte gegen eine Provinz (Bätica) angehen müssen, deren Beschützer er bisher gewesen war. Sie hatte gegen einen gewissen Gellus geklaget, dessen Freund dem Plinius anlag, seine Sache zu führen. Er ergreift einen Mittelweg, den die Billigkeit vorzuschreiben scheinet, nämlich weder für noch gegen die Provinz zu dienen. Vorausgesetzt, daß die Provinz eine gerechte Sache gehabt habe, so scheinet es gar, als ob er die Gefälligkeit für seinen Freund sehr weit treibe. Allein die Rechte der Freundschaft können sich allerdings bis dahin erstrecken. In einem Falle, wo ich nicht durch eine persönliche und unmittelbare Verbindlichkeit gehalten bin, etwas zu thun, das eben so gut durch jemand anderes geschehen kan, muß ich meinem Freunde zu Gefallen mich daraus lassen, weil die Sache doch ohnehin ihren Gang gehet, und die Gerechtigkeit gehandhabet wird. Hingegen sollen Freunde, die dergleichen Dinge verlangen, sehr vorsichtig seyn.

Man hat Freunde, um sie zu lieben, aus ihrem Umgange Vergnügen zu schöpfen, in der Noth Rath, Trost und Hülfe von ihnen zu erhalten, und in eben diesen Fällen ihnen gleiches mit gleichem zu vergelten; ausser dem aber glaube ich ohne Ungereimtheit behaupten zu können, daß man bey Freunden mehr zurückhalten müsse, als bey Personen, die uns gleichgültig sind. Wir wollen diesen Satz mit einem Falle rechtfertigen, der des Plinius seinem gleich kömmt. Ich möchte mich gern Jemandes Dienstes oder Ansehens bedienen, um eine gewisse Sache durch zu treiben. Es scheinet ganz natürlich, daß

ich

ich mich an meine Freunde wenden müsse, ja es scheinet, als ob die Freunde nur zu dem Ende da wären. Ich indessen denke und handle anders. Wenn die Sache den gemeinen Gang gehen, und so zu Stande kommen kan, gesetzt auch, daß etwas mehr Mühe oder Umschweif dazu erfordert würde, so werde ich nicht zu meinen Freunden Zuflucht nehmen, ich werde sie nicht von ihren Geschäften abziehen, und sie nicht nöthigen, sich ihres Ansehens zu bedienen, um meine Fürbitter zu werden; Und wenn zumal die Sache so ist, daß man etwas von Partheylichkeit darunter vermuthen könnte, so wäre meine Denkungsart viel zu zärtlich, als daß ich den Leuten Gelegenheit geben sollte, zu sagen, ich hätte den guten Erfolg meinen Freunden zu danken, und würde ohne sie zu kurz gekommen seyn.

Gleichwohl geschiehet im gemeinen Leben gerade das Gegentheil. Man machet sich mit seinen Freunden groß, man drohet seinen Gegnern mit ihrem Ansehen, und man erhält durch dieses Mittel wirklich, daß sie unterliegen müssen. Woher kömmt dieses? Daher, weil die Freundschaft nur ein leerer Namen, ein blosses Band des Eigennutzes und der Politick ist, das wie ein wahres Wetterglas bald steiget, bald fället, nachdem der Himmel hell oder trüb ist. Und dieses ist die Ursache, daß die Grossen, und sonderlich die Könige, in ihrem Stande eine Unbequemlichkeit finden, die allen ihren Vorzügen die Wage hält; nämlich sie können niemals gewiß seyn, ob sie wahre Freunde haben. Die Niederträchtigkeit, mit welcher einige sich vor ihnen schmiegen, und die Schändlichkeit, womit sie von andern hintergangen und betrogen werden, erwecket ein allgemeines Mistrauen in ihnen. Sie bilden

sich ein, (und es fehlet wenig, daß sie nicht Recht haben,) daß es keine ehrliche Leute gebe, die edel denken und nach Grundsätzen handeln.

* *

VIII. Brief.

Etenim si alienæ quoque laudes parum æquis auribus accipi solent, quam difficile est obtinere, ne molesta videatur oratio de se aut suis diferentis.

* * *

Da es nicht leicht mit Vergnügen angehöret wird, daß wir andere loben, wie schwer wird es halten, unser eigenes Lob erträglich zu machen?

Alles in der Welt läuft endlich auf die Eigenliebe hinaus. So oft man die Wirkungen derselben hinwegnehmen, und die menschlichen Handlungen aus andern Beweggründen herleiten will, fällt man in ein leeres Geschwätz. Indessen können die Menschen diejenigen, die ihre Eigenliebe zu sehr blicken lassen, nicht dulden, und sie fühlen einen Widerwillen gegen diese, je nachdem sie solche Neigung mehr oder weniger zu Tage legen. Der abgeschmackte Hochmuth bringet jedermann in den Harnisch; Man gehet denen, die ihm ergeben sind, zu Leibe, man suchet nur, ihnen wehe zu thun, und gestehet ihnen auch nicht einmal dasjenige zu, was sie sonst wohl mit Recht verlangen könnten. Es ist gleich unmöglich, diejenigen zu lieben, oder zu achten, die bey allem nur auf sich, auf ihren Vortheil, auf ihre Gemächlichkeit, auf ihren Wohlstand sehen, eben als ob sie allein in der Welt wären: und die in der bürgerlichen Gesellschaft auf nichts denken, als wie sie

sich

sich den Beschwerlichkeiten, die man etwa in derselben zu übernehmen hat, entziehen können, ohne sich um die Last zu bekümmern, welche die übrigen erfahren. Weis man erst einmal, daß einer diese Gesinnung heget, so entspinnet sich natürlicher Weise eine Art von Bündniß gegen den, bey welchem man sie entdecket hat; man will diese Glückseligkeit, die er sich mit so vieler Kunst und Gefälligkeit bereitet hat, zu Grunde richten; und es hält nicht schwer, damit zum Zwecke zu kommen, weil dergleichen Leute gemeiniglich von sehr eingeschränkten Einsichten sind, und bey dem geringsten Angriffe in Bestürzung gerathen, und irre gemacht werden.

Welche Personen sind denn nun hochachtungswürdig? Diejenigen, die keine Eigenliebe besitzen? Ich habe schon zu erkennen gegeben, daß man dergleichen vergeblich voraussetze. Nach meiner Meinung also bestehet Verstand, Klugheit und Verdienst erstlich darin, daß man in der That und ohne Betrug an seinem Herzen arbeite, um die Eigenliebe zu bändigen, ihre Wirksamkeit zu mäßigen, dieselbe in ihre rechte Gränzen einzuschliessen, und sie so genau zu der anderen ihrer abzupassen, damit sie dieselben nicht beleidige, oder ihnen beschwerlich falle. Gleichwie man aber nicht auf einmal zu inneren Fassungen gelanget, die das *non plus ultra* der gesunden Sittenlehre sind, also halte ich zweytens jederzeit viel auf diejenigen, die ihre Eigenliebe verbergen, und die äusseren Wirkungen derselben dergestalt einrichten, daß der Grund, aus welchem sie herkommen, der Aufmerksamkeit dererjenigen entgehe, die um sie sind. Menschliche Klugheit, und die Geschicklichkeit eines Ehrbegierigen, der zugleich Witz und Vernunft hat, sind hinlänglich, ein solches

Aussenwerk hervor zu bringen; und dasselbe gilt in Absicht auf das gesellschaftliche Leben eben so viel, und thut eben die Dienste, als die Wirklichkeit selbst.

Allein es wird auch vieles Geschick erfordert, diese Rolle so zu spielen, daß man sich immer gleichförmig bleibe, und nie die Maske fallen lasse. Jede Leidenschaft, die man verbergen will, suchet beständig durchzubrechen, und bricht ohne eine fortwährende Wachsamkeit, oder eine genugsam befestigte Gewohnheit, wirklich durch. Diejenigen, die zu einer falschen Bescheidenheit ihre Zuflucht nehmen, die die Lobsprüche mit so einem Tone verbitten, der gemacht ist, selbige zu erbetteln, die sich bücken und erniedrigen, damit man sie erheben solle, bedienen sich eines so groben Kunstgriffes, daß er auch denen in die Augen fällt, die am wenigsten scharfsichtig sind.

Und dieses ist eben die Ursache, daß es sehr schwer ist, von sich selbst zu reden, und daß es in allen Fällen, wo es nicht auf ganz vertrauliche Eröfnungen ankömmt, die man einem gesicherten Freunde thut, das beste ist, den Egoismus, die Ichheit, gänzlich zu vermeiden. Man kan hier nachsehen, was ich hierüber schon in meiner Betrachtung über die Gesetze des gesellschaftlichen Umganges, die zu Ende des ersten Bandes des christlichen Philosophen stehet, gesagt habe.

Es ist nicht weniger schwer, in seinen Schriften von sich zu reden ob es gleich nicht immer verbothen oder unanständig ist, solches zu thun. Wie viele wider einander laufende Urtheile hat man nicht über den Montaigne gefället, dessen Versuche ein immer-

merwährender Egoismus sind? Ganz gewiß hat er von sich zu reden geben wollen, und bey dem Witze, den er hatte, sah er ein, daß er sich einen neuen Weg, und der ihn eben daher zu seinem Ziele führete, bahnen könnte, wenn er ohne Unterschied alles Gute und alles Böse von sich selbst sagte, so er von sich wuste. Sein Werk hat daher auch einen ausgemachten Rang unter den Büchern der ersten Classe, und wird ohne ihn zu verliehren auf die Nachwelt kommen.

Das Ich gefällt auch gar sehr in allen den Büchern, die den Titel von Memoiren, Anecdoten, u. d. gl. führen, wenn man nur sonst auf die Richtigkeit der Sachen fußen kan, die daselbst erzehlet werden. Allein so bald Jemand nur in der Absicht, sich groß zu machen, die Feder ergreift, und diese Absicht auf jeder Seite, auf jeder Zeile hervorleuchtet, so mag er sagen was er will, und noch so viel Witz, noch so schöne Wendungen anbringen, man denket nur an seine Eitelkeit, und die verdirbt alles.

Plinius ist nicht ganz frey von diesem Tadel; die zween Schriftsteller aber, wovon der eine alt, und der andere neu ist, die ich die Häupter des Egoismus zu nennen keinen Anstand nehme, sind Cicero und Büssi-Rabûtin. Zwar der erstere konnte auf dem Posten, den er bekleidete, und nach den grossen Begebenheiten, woran er so ruhmwürdigen Antheil hatte, dieser Versuchung, die jedoch allemal eine beträchtliche Schwachheit ist, sehr natürlich unterliegen. Allein was den Büssi betrift, so fällt das Lächerliche gerade auf ihn zu, es ersticket ihn, und machet ihn zunichte. Seine Feder und sein Degen, wovon er so viel Wesens machte, und die

ihn in einem Briefe an den König verleiteten zu sagen: ein Mann wie ich, hatten zu weiter nichts gedienet, als ihn zu verunehren. Um ihn vollends so sehr zu verachten, als er es verdienet, er, der bey seinem Hochmuth eine feige Memme war, darf man nur die Briefe von seinem Schwiegersohne La Riviere lesen.

Eben daselbst.

Sequi enim gloria, non appeti debet.

* * *

Uns muß der Ruhm, wir ihm nicht, folgen.

Dieses ist ein eben so kurzgefaßter, als nachdrücklicher Sittenspruch. Um ihm seinen wahren Werth zu bestimmen, muß man von der Begierde nach Ruhme eben dasjenige sagen, was wir eben von der Eigenliebe gesagt haben. Die Menschen können, ja sie sollen den Ruhm nicht verachten, aber ihre Schuldigkeit ist, wohl zu erkennen, worin der wahre Ruhm bestehe, und dann die Mittel anzuwenden, die dazu führen.

Es ist allerdings erlaubet, daß man bey Antrettung seines Laufes zu sich selbst sage: »Ich will von »denen, mit welchen ich lebe, geschätzet und ge»achtet seyn; ich will mich durch meine Einsichten, »durch meine Denkungsart, durch meine Hand»lungen hervor thun; ich will, daß dieses Ansehen, »dieser Glanz immer höher steige.« So bald man nach der Hochachtung der rechtschaffenen Leute, oder welches im Grunde einerley ist, nach der

Hoch=

Hochachtung der Welt strebet, ist man wirklich hochachtungswürdig, weil man dieselbe nicht erhalten kan, ohne tugendhaft, der bürgerlichen Gesellschaft nützlich, und seinen Pflichten getreu zu seyn. So lange diese Dinge in einer Gleichheit bleiben, sind unsere Handlungen, ohne nach Ruhm zu haschen, doch ein Mittel ihn zu erhalten, so wir als ein Mittel und in Beziehung auf diesen Zweck haben anwenden können. Allein so bald man die öffentliche Achtung von alle dem übrigen absondert, und bloshin gelobet, oder gar in der Leute Mäulern seyn will, (denn die meisten Ansprüche von der Art erstrecken sich weiter nicht als bis hierher,) alsdann suchet man nur Aufsehen zu machen, man will nur etwas scheinen, ohne sich zu bekümmern, es zu seyn; und es kömmt einem nichts darauf an, wie man zu seinem Zwecke gelange.

So war es mit dem Ruhme der Alexandern, der Cäsarn beschaffen: und so sieht es mit dem Ruhme so vieler Schriftsteller aus, die, indem sie ihren Witz und ihre Zierlichkeit zu bewundern geben, sich nicht scheuen, die schändlichsten Laster damit zu verbinden. Man muß zur Beschämung der Christen sagen, daß die Heyden weit besser, als sie, den Werth der sittlichen Richtigkeit, einer unveränderlichen Redlichkeit, und aller derjenigen Gesinnungen gekannt haben, die den ehrlichen Mann und den guten Bürger ausmachen. Die Aristiden und Catonen würden heutiges Tages nicht für so grosse Männer gehalten werden, als sie zu ihrer Zeit sind gehalten worden. Der Ruhm in unserm Jahrhunderte bestehet nur darin, daß man keine Schranken kennet. Wer die Wohlanständigkeit am weitesten hinter sich gelassen, die Grundsätze am besten unter die Füsse

getretten, und sich durch Ausschweifungen am meisten ausgezeichnet hat, der ist der größte Mann. Der Abt Coyer könnte über den Ruhm eine eben so gute Abhandlung schreiben, als die, die er über die Namen Volk und Vaterland heraus gegeben hat.

IX. Brief.

Mirum est, quam singulis diebus in urbe ratio aut constet aut constare videatur, pluribusque junctis non constet.

* * *

Man muß sich nothwendig wundern, wann man sieht, wie die Zeit in Rom zugebracht wird. Nimmt man die Tage einzeln, so ist jeder voll von Arbeit; nimmt man viele zusammen, so wird nichts gethan.

Eine Summe von vielen Nullen kan niemals mehr als Null machen; und eine solche Summe ist das Leben der allermeisten Menschen. Müssige Leute müssen die Zeit mit etwas hinbringen; und es ist sonderbar, alle die Künste zu sehen, die angewandt werden, um vier und zwanzig lange Stunden zurück zu legen. Wann man zum Schlafe geschickt ist, weihet man ihm einen so beträchtlichen Theil, als immer möglich ist; nachher wird der Tag bloshin mit den Mahlzeiten, mit Spielen, mit unnützen Gesprächen, mit Schauspielen, mit abgeschmackten Besuchen zugebracht, und wann diese treflichen Hülfsmittel zu fehlen anfangen, dann kömmt die lange Weile mit Macht daher.

Un-

Unsere französischen Moralisten haben von den wunderlichen Thieren, die man *Petit-Maitre*, und *Femme du bel air*, (junger Herr, galante Frau,) nennet, unvergleichliche Beschreibungen gemacht. Ich bin gar nicht Willens, es mit diesen Scribenten anzugehen, und meine Feder ist nicht gemacht, sich an so erhabene Gegenstände zu wagen. Uebrigens habe ich die grossen Muster nicht so, wie sie, in der Nähe, und ich würde nur einen unförmlichen Aufriß darstellen, wenn ich nach Leuten zeichnen wollte, die, indem sie anderen Affen nachäffen, nichts von denselben als grobe Lächerlichkeiten annehmen, ohne daß sie jenes Feuer, jene Leichtigkeit, jenes aufsiedende und niemals ruhige Wesen, so man nicht recht beschreiben kan, an sich hätten, so dem Franzosen, sonderlich in der Hauptstadt, eigen ist. Diese Marionetten besitzen die Kunst, ihr Leben in einem beständigen Wirbel zuzubringen, der ihnen nicht gestattet, auf die Augenblicke ihres Daseyns niederzusinken, und der sie beredet, daß sie wirklich ein ordentliches und thätiges Leben führen.

In diesem Betracht und unter diesem Gesichtspunkte finde ich sie weniger zu beklagen als jene verdrießlichen Leute, denen alles nicht recht ist, die von einem Orte zum andern gehen, ohne irgendswo zufrieden zu seyn, die, weil sie sich mit nichts zu beschäftigen wissen, sich über anderer Thun und Lassen aufhalten, und nicht leicht einen Tag zurücklegen, ohne ihn zu verwünschen. Allein beyde weben nur so dahin, jene mit Freuden, diese mit Traurigkeit; und wann sie davon müssen, so kan man nicht sagen, daß sie gelebet haben, wenn man das Leben als ein Ganzes ansiehet, dessen Theile mit einem gewissen Zwecke zusammenstimmen und übereinkommen.

Plinius aber gehet noch weiter, und seine Betrachtung erstrecket sich selbst auf diejenigen, die dem Laufe ihrer Amtsverrichtungen folgen, die zu gewissen Stunden dahin gehen, wo die Pflichten des bürgerlichen Lebens sie hin rufen, und die eben dadurch jeden zurückgelegten Tag wohl angelegt zu haben scheinen. Wann man alle diese Tage zusammen nimmt, fraget er, was hat man gethan? Um sich davon zu überzeugen, ist nichts bessers als ein kurzgefaßtes Tagbuch von dem, was man jeden Tag hauptsächliches gethan hat; und ich habe immer dafür gehalten, daß diese Vorsicht einem Menschen sehr nützlich, und so gar nothwendig sey, der Willens ist, sich um sein eigenes Daseyn zu bekümmern, seine Verrichtungen in ihrer Folge zu übersehen, und sich selbst eine Art von Zeugnissen zu geben, wie er seine Zeit angewandt habe.

Man kan nachsehen, was ich hiervon in meinem letzten Briefe über das Predigen (*Lettres sur la Prédication*) gesagt habe. Daselbst schlug ich ein solches Tagbuch in gelehrten Absichten vor, um sich im Studiren nach einem regelmäßigen Plane zu richten; hier rathe ich dergleichen in moralischen Absichten an, damit man sich selbsten den Anblick eines weislichen und geziemenden Lebenswandels darstellen könne. Dieser Gedanken kömmt im Grunde mit demjenigen überein, der in mehreren moralischen Werken ist vorgetragen worden, daß man sich nämlich alle Tage fragen und prüfen solle. Thut man dieses nur in Gedanken, so kan es leicht geschehen, daß man zum öftern vieles vergißt, oder daß, wenn man erst bey Annäherung des Schlafes daran denket, es nur ein matter Blick, ein halber Traum ist. Hingegen wenn man sich ein Gesetz gemacht hat,

alle-

allemal vor dem Schlafengehen die Feder zu ergreifen, so stellt die Seele alles deutlich vor, was man sie fraget, und das Nachdenken folget natürlich nach.

Gesetzt nun, daß Jemand dergleichen Tagbuch von etlichen Jahren habe, so ersuche ich ihn, dasselbe durch zu gehen, und zu sehen, ob, der Verrichtungen ungeachtet, die bey jedem Tage angezeichnet sind, das Ganze nicht leer sey, das ist, ob er besser geworden sey, ob er zum Besten seines Nächsten etwas beygetragen habe, und ob er sich im Stande befinde, dem Richter der Welt von seinen Handlungen Rechenschaft zu geben?

Plinius setzet das Stadtleben dem Landleben entgegen, und lässet es dabey bewenden, daß er das letztere dem ersteren vorziehet. Allein dieses ist eine falsche Einbildung, oder vielmehr eine Folge der Unzulänglichkeit, in welcher sich ein jeder, der die wahre Religion nicht kennet, befindet, seine Lebenszeit auf eine beruhigende und heilsame Weise anzuwenden. Ich will also die Sache mit ein paar Worten sagen. Man thue in der mit Geschäften am meisten beladenen Lebensart, und auf den wichtigsten Posten, nichts oder was man wolle: wenn man nicht mit seinen Handlungen denjenigen Nutzen, und diejenige Wirklichkeit, so allein die wahre Religion ihnen geben kan, verknüpfet, so thut man in der That nichts, und wenn man alle Tage des längsten Lebens zusammen nimmt, so findet man sie vollkommen leer. August sagt auf dem Sterbebette, man solle den Vorhang zuziehen, weil die Comödie aus sey; Adrian ist wegen des Schicksals seines armen Seelchens bekümmert; und alle diejenigen überhaupt, die da glauben, daß wir nur gebohren werden, um

zu sterben, haben Ursache auszurufen: War es wohl der Mühe werth, daß wir gebohren wurden?

XI. Brief.

Hoc ipsum scribe, esse nihil quod scribas.

* * *

Schreib mir wenigstens nur dieses, daß du nichts zu schreiben habest.

Freunde, die durch Entlegenheit der Oerter von einander getrennet sind, haben kein natürlicheres und leichteres Mittel, ihre Verbindung zu unterhalten, als den Briefwechsel. Seit Anlegung der Posten ist dieses Mittel allgemein geworden. Man kan sich aus einer Halbkugel der Erde in die andere schreiben, und von allen vier Ecken der Welt Briefe bekommen. Allein ich habe hier zwo Fragen zu thun, deren eine die Freunde, die andere die Gelehrten betrift.

Ist es wohl möglich, daß Freunde, wären sie auch noch durch die genauesten Bande des Geblütes verknüpfet, zu den so häufigen Briefen, die sie sich unterweilen schreiben, hinreichen? Und kan es nicht geschehen, daß man dadurch die Empfindungen, die uns zum Schreiben bringen, stumpf mache, anstatt sie zu stärken? Dieses geschiehet wirklich sehr oft. Die Unterhaltung in Briefen kan eben so wohl matt werden, als die mündliche. Man weis sich nichts mehr zu sagen, die Zusicherungen nutzen sich durch das öftere Wiederholen ab, und die Feder fällt unver-

vermerkt aus der Hand. Dieses verursachet, daß so gar unter Personen, die eine aufrichtige Freundschaft gegen einander beybehalten, die Hitze des Briefschreibens, wenn ich so sagen darf, sich nach und nach leget, und zuletzt in lange Zwischenräume des Stillschweigens ausartet. Und dieses ist besonders unvermeidlich, wann man in mehrern dergleichen Verknüpfungen stehet. Man mag alsdann leicht sonsten Verrichtungen haben, so fühlt man, daß dieses ewige Schreiben verzehret, und man ist genöthiget, es aufzugeben.

Nur die Liebe ist nicht zu ermüden und unerschöpflich. Verliebte sehen sich niemals, ohne daß sie sich immer etwas neues zu sagen finden sollten, und wann ihnen dieses Vergnügen gewähret wird, so scheinen die, die am wenigsten zum Schreiben geschickt sind, die Fähigkeit dazu zu erlangen. Was sind das nicht für Süßigkeiten in diesem glücklichen Zeitpunkte des Lebens, wo zwey junge Herzen, deren eins für das andere gemacht ist, gleiche Flammen nähren, und eins nur für das andere lebet und athmet? Sie glauben, daß sie allein in der Welt seyn; alles ist todt für sie, so bald sie sich verliehren; alles lebet wieder auf, so bald sie sich wieder finden. Allein die Zeit dieser köstlichen Empfindungen ist sehr kurz, und weichet gar bald den Sorgen der übrigen Umstände des Lebens, welche gemeiniglich von nagenden und traurigen Leidenschaften regieret werden. Denn jene herumschweifende Neigung, die von einem Gegenstande auf den andern führet, und macht, daß man das ganze Leben hindurch überall einerley Erklärungen wiederholet, die nur zum Zwecke haben, leichtgläubige Mädchen zu verführen, nenne ich keine Liebe mehr; überdas hat diese Verführung

nicht

nicht statt, als weil diejenigen, denen sie wiederfähret, dazu Lust haben. Ich versage den Namen der Liebe nicht weniger auch der abgeschmackten Aufführung jener auf die Neige gehenden Leute, die wieder Feuer fangen, und durch Verrathung einer Leidenschaft, die nur der Jugend lässet, etwas zu lachen geben. Sollten blödgewordene Augen verliebte Blicke schiessen lassen, und ein verschrumpfter Mund angenehm lächeln können? Sollte das kindische Tändeln, dem jugendliche Schonheit so viel reizendes gibt, sich bey herannäherndem Untergange wieder einfinden können? Man kömmt daher auch durchgängig überein, daß man sich mit nichts lächerlicher machen könne, als wenn man die Libesbinde um graue Haare leget.

Doch ich lasse mich von dieser Ausschweifung zu weit führen. Die Rede war vom Briefwechsel, und ich komme nun auf der Gelehrten ihren. Es gibt eine Aussicht, in welcher derselbe Anfangs nützlich, ja nothwendig zu seyn scheinet. Er ist ein Mittel, sich die Einsichten aller zeitverwandten Gelehrten zu eigen zu machen; man darf sich nur auf diesem Wege, der immer offen ist, zu ihnen wenden, und sich bey ihnen befragen. Unterschiedliche beträchtliche Sammlungen von Briefen, worunter man die vom Leibnitz oben an setzen kan, beweisen, daß die Wissenschaften und die Gelehrsamkeit in der That aus dem Briefwechsel, den die Gelehrten mit einander unterhalten, wichtige Vortheile ziehen können. Allein er hat seine Misbräuche, wie alles übrige in unserm Leben. Eine Menge Briefe sind mit unnützen Dingen angefüllet; oder aber sie sind eine Frucht der Pralerey. So bald Jemand sich ein wenig berühmt gemacht hat, oder auf einem Posten ste-

stehet, der ihm Gelegenheit gibt, bekannt zu werden, so laufen bey ihm die Briefe mit Haufen ein, welches ihn nothwendig zerstreuen, und in die Länge ermüden muß. Die kostbaren Stunden werden mit Niederschreibung leerer Complimenten oder höchst unerheblicher Dinge verdorben. Eine weitläufige Correspondenz ist eine wahrhaftige Last. Indessen muß man gestehen, daß sie ihre Annehmlichkeiten hat, und Gelegenheiten an die Hand gibt, im gesellschaftlichen Leben manche erhebliche Dienste zu leisten. Hierzu kömmt noch, daß diejenigen, die sich gern einen Namen machen, und doch nicht warten wollen, bis sie sich denselben durch wichtige Werke erworben haben, nicht hurtiger und leichter dazu gelangen können, als wenn sie überall hinschreiben, und denen, die ihnen schreiben, fleißig antworten. Dieser Namen aber ist öfters auch nicht mehr werth, als das Papier, dem er vertrauet wird.

XII. Brief.

Dixerat sane Medico admoventi cibum, κέκρικα; quæ vox quantum admirationis in animo meo, tantum desiderii reliquit.

* * *

Er hatte dem Arzte, der ihm zuredete, daß er etwas Speise zu sich nehmen möchte, geantwortet: κέκρικα, (ich habe das Urtheil gefället:) welches Wort eben so grosse Bewunderung als Betrübniß bey mir erreget hat.

Dieser zwölfte Brief ist einer der rührendsten im ganzen Plinius; und er ist eben derjenige, der mich veranlasset hat, diese Erklärungen zu schreiben.

ben. Als ich im ganzen Werke blätterte, ehe ich anfieng, es in seiner Folge zu lesen, fiel ich auf diesen Brief, und ich fand ihn so stark, daß ich mich entschloß, keine Zeile von einem Schriftsteller zu verliehren, der so schreiben könnte: und dieses brachte mich weiter zu dem Vorhaben, Auszüge daraus zu machen, und sie zu erläutern.

Hier ist nun die Rede von dem freywilligen Tode eines vornehmen Römers **Corellius Rufus**, ein Tod, den **Plinius** seinem Freunde **Calestrius Tiro** erzehlet. Er machet den Anfang damit, daß er den Verlust beweinet, den er erlitten hat; und der Gedanken, daß **Corellius** noch länger hätte leben können, und daß er selbst seinen Lebensfaden entzwey geschnitten, machet ihm diesen Verlust noch schwerer. Er kömmt aber hernach auf die im Heydenthume angenommenen Grundsätze, und erkennet, daß eine höchst wichtige Ursache, die den Weisen statt des Verhängnisses wäre, den **Corellius** zu diesem Entschlusse gebracht habe. Derselbe hatte sich zwar aller Vortheile des bürgerlichen und häuslichen Lebens zu erfreuen; eine allgemeine Hochachtung, eine liebenswürdige Familie, und Freunde, die seiner würdig waren, schienen ihm die Welt nothwendig schätzbar zu machen. Doch lange, schmerzhafte, unheilbare Krankheiten lenkten die Waagschale auf die Gegenseite. Vom 33ten Jahre seines Alters an hatte er podagrische Anfälle auszustehen gehabt, so bey ihm eine Erbkrankheit war. Denn das Böse, wie **Plinius** sehr vernünftig saget, erbet öfters eben so wohl, als Geld und Gut auf uns fort.

Und ich stelle mir, um mich einen Augenblick bey diesem Gedanken aufzuhalten, für eine redliche, und, wenn

wenn ich mich so ausdrücken darf, gesunde Seele nichts betrübteres vor, als in einem Hause zu wohnen, welches selbst durch die Schuld dererjenigen, die es gebauet haben, in eine erbärmliche Zerrüttung ist gesetzet worden. Ein verdorbenes Geblüt, Werkzeuge, die in Absicht auf den Gebrauch nichts taugen, oder in Ansehung der Gestalt unförmlich sind, sind oft das leidige Geschenk, so man von seinen Eltern mit dem Daseyn empfängt. Alsdann wird ein hoher Grad der Weisheit und der Stärke des Geistes erfordert, wenn man ohne Murren, und ohne von der Verzweiflung gereizet zu werden, sein ganzes Leben hindurch mit so unverdienten Schwachheiten und Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben soll. Es scheinet mir daher auch auf der andern Seite nichts verächtlicher nichts abscheulicher in der bürgerlichen Gesellschaft zu seyn, als diejenigen, die durch ihre Ausschweifungen die Quellen des Lebens selbsten also vergiften, und die, da sie ihres Gleichen zeugen, sich kein Gewissen machen, Creaturen das Leben zu geben, die für die Unordnungen, denen sie nachgehänget haben, büssen sollen.

Hierzu führet gleichwohl das liederliche Leben, so in allen Jahrhunderten geherschet hat, und worin es ihnen das unserige wahrhaftig zuvor thut. So bald junge Leute ein wenig herangewachsen sind, entkräften und erschöpfen sie sich gänzlich in unerlaubten Vergnügungen, so gar daß sie sich nicht scheuen die Bestimmung der Natur ganz und gar umzukehren; oder sie ziehen sich auch wohl Seuchen zu, die von Geschlechte zu Geschlechte fort gepflanzet werden. Man siehet überall nichts als frühzeitige Greise: und das menschliche Geschlecht muß sich nothwendig verschlimmern, wenn die Sachen auf

diesem Fuse bleiben. Nichts destoweniger hat ein geschickter Arzt, Herr Vandermonde, auf Mittel gedacht, dasselbe zu verbessern, und über diese Materie einen Versuch herausgegeben, der zwar verdienet, gelesen zu werden, aber keine sonderliche Wirksamkeit haben wird. Ich komme wieder auf den Corellius.

Er ertrug seine Uebel lange Zeit. In jüngern Jahren bezwang er es durch Mäßigkeit im Essen und Trinken, und durch ein keusches Leben: welches in der That viele Leiden von dieser Art vermindern würde, wenn es nicht im Gegentheile öfters geschähe, daß diejenigen, die damit behaftet sind, sie durch ihre eigenen Unordnungen vermehreten. Bey zunehmenden Jahren waffnete er sich mit Geduld und Herzhaftigkeit, woran ein vernünftiger Mann eine wahre Reisezehrung hat, mit der man weit kommen kan. Allein man muß gestehen, daß alles, was man Vernunft und Philosophie nennet, gegen immer wiederholete Angriffe sich endlich abnütze, und daß es der Religion allein zukomme, ein so vielen Stürmen ausgesetztes Schiff in den Hafen zu führen.

Ein ausserordentlicher Beweggrund hält den Corellius noch. Er lebte unter der grausamen Regierung des Domitians, und als ein redlicher Bürger wünschte er, das Ende der verhaßten Tage dieses Wütrichs zu erleben. Er bezeugte solches im Vertrauen gegen den Plinius, als ihn dieser damals besuchete.

Hier fällt mir noch eine Zwischenanmerkung bey. Als Corellius diese Art von Heimlichkeit seinem Freunde vertrauen wollte, folgte er der in seinem

Haus

Hause festgestellten Gewohnheit, daß, wann Jemand Vertrautes in sein Zimmer tratt, Jedermann hinaus gieng, nicht allein seine Bedienten, sondern auch so gar seine Frau, ob sie gleich übrigens sehr verschwiegen war. Wäre die Frage von einer Frau gewesen, die den Fehler an sich gehabt hätte, welchen man dem andern Geschlechte zu machen pfleget, und der eine Folge des flüchtigen Sinnes ist, so würde ich diese Vorsicht billigen; allein wann man so glücklich ist, ein treues und verschwiegenes Ehgemahl zu haben, so ist dasselbe ohne Zweifel der vertrauteste unter allen Freunden; ja es kan so gar ohne eine gänzliche gegenseitige Vertraulichkeit keine eheliche Verbindung geben, die dieses Namen würdig wäre. Die Staatsgeheimnisse müssen ausgenommen werden, als welche allemal etwas persönliches sind, und dergestalt auf dem Kopfe desjenigen, dem sie anvertraut sind, ruhen, daß dieser Kopf allein dafür haften muß. Es könnte auch wohl Fälle geben, wo ein Freund uns Sachen, die ihn angehen, von solcher Wichtigkeit eröfnete, daß man sich eines grosen Versehens schuldig machte, wenn man sie nicht bey sich allein behielte. Hingegen was seine eigenen Sachen, oder die gewöhnlichen Heimlichkeiten anlanget, die einem Manne bekannt sind, so bin ich der Meinung, daß die Frau mit Recht darauf Anspruch machen könne, wenn anders der Mann sie für die unzertrennliche Gefährtinn seines Glückes und Unglückes hält, und wenn er haben will, daß sie in dieser Eigenschaft an dem, was ihr angehet, zärtlichen und beständigen Antheil nehmen solle. Dieses sollte mich fast auf die Gedanken bringen, daß Corellius seine Frau gewöhnet habe, einen Abtritt zu nehmen, wann er mit seinen Freunden geheime Unterredungen hatte, blos um diese von

allem Zwange zu befreyen, weil sie der Gemüthseigenschaften dieser Dame nicht eben so vergewissert seyn konnten, als er selbst es war; daß er sie aber hernach von allen diesen vertraulichen Eröffnungen unterrichtet, und ihr nicht das geringste verschwiegen habe. Dieser Mittelweg sollte mir wenigstens in einem Falle, wie der seinige war, sehr verständig scheinen. Doch dieser Fall eräuget sich nicht oft, entweder weil es durch die Schuld beyder Theile wenige wahrhaftig einige Ehen gibt, oder weil unter den Weibern, selbst unter denen, die sonst ein gutes Herz haben und ihren Männern aufrichtig ergeben sind, selten einige gefunden werden, die einer unverletzlichen Verschwiegenheit fähig sind.

Die Wünsche des Corellius in Ansehung der Dauer der domitianischen Regierung wurden erhöret. Das Ungeheuer kömmt um, und gute Fürsten, Nerva und Trajan, folgen ihm. Hier schien ihn nichts mehr in der Welt zurück zu halten; und da seine Schmerzen sich verdoppelten, so ward er es endlich müde, länger ein Spiel derselben zu seyn. Er fassete den Entschluß, sie durch die Diät nicht nur zu lindern, sondern gar zu endigen. Er hatte schon vier Tage keine Speise zu sich genommen, als seine Frau einen gemeinschaftlichen Freund an den Plinius schickte und ihm die traurige Nachricht vermelden ließ, daß Corellius entschlossen sey, zu sterben, daß die Thränen seiner Frau und das Flehen seiner Kinder nichts über ihn gewinnen könnten, und daß er es allein wäre, der ihn ins Leben zurück zu rufen vermöchte. Plinius eilet hin. Er langte an, als ein anderer Freund, den Hispulla (so hieß des Corellius Gemahlinn,) von neuem an ihn abgeschickt hatte, ihm begegnete, und ihm hin-

terbrachte, daß alle Hoffnung verlohren wäre: so fest schiene Corellius in seiner Entschliessung zu seyn. Dasjenige, so alle Hoffnung benommen hatte, war die Antwort, die er seinem Arzte gegeben hatte, und die wir dieser Betrachtung vorgesetzet haben. Dieses erschreckliche κέκριμαι konnte in dem Munde eines Mannes, dessen Standhaftigkeit man kannte, nicht anders als ein unwiderrufliches Urtheil angesehen werden. Es gab zugleich zu erkennen, daß dieses die Wirkung einer Prüfung, der Schluß von Gedanken war, die Corellius reiflich erwogen hatte, um nichts als mit Untersuchung der Sache, und, seiner Meinung nach, mit Recht und Befugniß zu thun.

Man weis, was so oft für und gegen den Selbstmord ist gesagt worden. Ich habe über diese Sache eine Abhandlung heraus gegeben, die in meinen *Melanges Philosophiques* befindlich ist. Scharfdenkende Männer unseres Jahrhunderts, der Verfasser der Persianischen Briefe (*Lettres Persannes*,) und der von dem Versuche der Moralphilosophie (*Essai de Philosophie Morale*,) haben hierüber ihre Meinung gesagt, und scheinen, sonderlich der erstere, sich dahin zu neigen, daß man einem Menschen, der blos von seinen natürlichen Einsichten geleitet wird, das Recht der Entscheidung lassen müsse, ob es ihm zuträglich sey, zu leben oder zu sterben?

Ein unerträgliches und unheilbares Uebel sollte in der That dieses Recht zu geben, und alle Ursachen weg zu nehmen scheinen, um derentwillen der Urheber unseres Daseyns uns dasselbe möchte verliehen haben. Allein was verursachet fast immer bey unsern Krankheiten diese Unerträglichkeit, die wir

ihnen beymessen? Unsere Denkungsart, unsere Ungeduld, und die allzugrosse Eigenliebe. Das gewöhnlichste Wort in dem Munde der Unglückseligen ist, daß sie ausrufen: » Hat jemals einer so viel » ausgestanden, als ich? Gibt es kläglichere Umstände, als die meinigen sind? « Und öfters würde ein einziger Blick auf die, die um sie herum sind, ihnen viele darstellen, die noch weit mehr zu beklagen sind. Was die Unheilbarkeit betrift, so ist dieselbe niemals ausser allem Zweifel gesetzet. Ueberhaupt zu reden, gibt es keine Gefahr, aus der man nicht errettet, keine Krankheit oder andere Art einer harten Prüfung, der nicht durch eine unvermuthete Aenderung der Umstände gerathen und abgeholfen werden könnte. Allein die meisten Menschen werden in verdrießlichen Umständen schwindelicht; der bloße Anblick des Sturms setzet sie in Schrecken, und kaum hat er angefangen, so sind sie ihrer nicht mehr mächtig.

Wenn man mir die im Alterthume so berühmten Beyspiele freywilliger und vorbedachter Entleibungen entgegen setzet, so antworte ich, daß sie die Wirkung einer übel angebrachten Pralerey gewesen sind. Der Tod des Cato, so unter allen der berühmteste ist, ist nichts als eine schimmernde Thorheit. Cäsars Gnade war ein sicherer und eben so anständiger Hafen, als derjenige, in den dieser eigensinnige Römer sich rettete. Endlich die Engelländischen Entleibungen können nicht unter die freywilligen gerechnet werden; es sind solches Anfälle einer Raserey; die Milzsucht benebelt das Gehirn; man tödtet sich selbst, wie man zuweilen Leute sieht, die aus einem wunderlichen Einfalle andere umbringen, um auf den Rabenstein zu kommen. Wie es

keine närrische Grille gibt, die einem Menschen nicht in den Kopf kommen könnte, also tragen sich die letzteren mit dieser, daß, wenn sie sich nicht selbst tödten, sie noch Zuspruch und Vergebung der Sünden von ihrem Beichtiger erhalten können, und dieser ihnen die Thüre zum Paradies aufschliessen werde. Die Unordnungen, die durch diesen betrübten Wahnsinn verursachet werden, legen sich aus so vielen Beyspielen zu Tage, daß man wohl bedacht seyn sollte, das Vorurtheil, so ihn gebiehret, gänzlich auszurotten. Wie man durch vernünftige Vorstellungen der Sache schwerlich abhelfen würde, so scheinet es, (und Leute, die sehr wohl im Stande sind, darüber zu urtheilen, haben eben so gedacht,) daß nichts besser seyn dürfte, als den Unglückseligen, die dergleichen Uebelthat begehen, die geistliche Hülfe zu versagen, auf die sie die Hoffnung ihrer Seligkeit gründen.

Plinius schließt seinen Brief mit neuen Klagen über den Tod des Corellius, der 67. Jahre zurückgeleget hatte, aber dessen Verlust ihm dennoch so empfindlich war, als ob er ihm in der Blüte des Lebens und bey der besten Gesundheit wäre entzogen worden.

* * * * * * * * * * * * * * * *

XIII. Brief.

At hercule memoria parentum *Claudium* Cæsarem ferunt, quum in Palatio spatiaretur, audiretque clamorem, caussam requisisse; quumque dictum esset, recitare *Nonianum*, subitum recitanti inopinatumque venisse.

* * *

Wie haben sich die Zeiten unserer Väter geändert! Man erzehlet, daß, als Kaiser Claudius einstens in seinem Pallaste spazieren gegangen, und ein Geschrey gehöret, er nach der Ursache gefraget hätte. Da ihm nun gesagt worden, daß Nonianus eine Vorlesung halte, so wäre er ohne Verzug, und unvermuthet in die Gesellschaft gekommen.

Daß die Fürsten einen sehr grossen Einfluß in diejenigen Dinge haben, die sie genehm halten und befördern, ist etwas, so keines Beweises bedarf. Daß es ihnen Ehre mache, wenn sie die Künste und Wissenschaften beschützen, kan ebenfals nicht in Zweifel gezogen werden, ausser etwa von unächten Weltweisen, die sich dem Eigensinne eines lächerlichen Menschenhasses überlassen. Etwas aber, worauf die Fürsten nicht immer so aufmerksam sind, als sie sollten, ist dieses, den unterschiedlichen Wissenschaften ihren gebührenden Rang und Werth zu bestimmen, und diejenigen, die ihnen obliegen, nach dem Maaße der Wichtigkeit und des Nutzens der Dinge, auf die sie sich legen, aufzumuntern. Anstatt dessen folgen die Fürsten ihrem Geschmacke, der öfters nur Einbildung und Eigensinn ist; sie ehren, sie belohnen manchen angeblich Berühmten, dessen Geschicklichkeit nicht selten blos eine kindische oder auch wohl der Gesellschaft schädliche

liche Sache ist. Diejenigen, die ihre Zeit und Arbeit auf gründliche Studien wenden, die die Schranken unserer Erkenntniß zu erweitern suchen, und darin auch glücklich sind, vornehmlich aber die, die den Zweck haben, die Menschen tugendhafter, und dadurch glücklicher zu machen, bleiben mittlerweile im Staube, und werden fast nicht einmal unter die achtbaren Bürger im Reiche der Gelehrsamkeit gerechnet. Dann darf man nicht sagen, daß der Schutz der Fürsten den Wissenschaften vortheilhaft sey, weil er nur die Ordnung und den Rang derselben stöhret und umkehret; es wäre besser, daß der Fürst sich begnügte, die Sachen in dem Zustande zu lassen, in welchen sie der Entwurf der Gesellschaft gesetzet hat, als welcher Zustand insgemein der Vernunft gemäßer ist, weil die Gesellschaft sich nicht leicht in Ansehung der wirklichen Dienste irret, die sie von denjenigen erhält, welche das Studiren zu ihrem Theile erwehlet haben.

Auf der andern Seite muß man gestehen, daß die gewöhnlichen Forderungen der Gelehrten lächerlich und übertrieben sind. Ein jeder behauptet, daß seine Wissenschaft unter allen die erste sey, und er lässet sichs gerne merken, daß er der erste in dieser Wissenschaft sey; woraus ganz natürlich folgen würde, daß, wenn ihm der Fürst glaubte, er die oberste Stelle haben, und die reichsten Belohnungen bekommen müste. Nächst einer Bande Comödianten ist nichts schwerer in Ordnung zu erhalten und zu vergnügen, als eine Bande Gelehrten. So bald diese vermeinen, Gelegenheit zu Ausführung eines Anschlags zu haben, gehen sie blindlings darauf los; die Ehrsucht, der Geitz, der Neid, verleiten sie zu Schritten, die sie verunehren, und zugleich eine

Art von Schande über die Wissenschaften bringen, denen man jedoch mit Unrecht Schuld gibt, als ob sie an und vor sich dergleichen Wirkungen hervor brächten.

Es wird also wohl gethan seyn, wenn die Gelehrten, von welcher Ordnung sie auch seyn, den Fürsten nur von weitem sehen, wenn sie ihn nicht anders betrachten, als einen Herrn, der ihrer Ehrerbiethigkeit würdig ist, und wenn sie sich niemals bis zu seinem Hofe hervor drängen, als woselbst sie am unrechten Orte sind, und fast immer eine wunderliche Rolle spielen. Der Fürst kan, wenn ihm die Verdienste, und besonders die sittlichen guten Eigenschaften eines Gelehrten bekannt sind, ihn leicht aus seinem Cabinette die Wirkungen seiner Gnade empfinden, und ihm Wohlthaten angedeihen lassen, die hinlänglich sind, ihn aufzumuntern, ohne so beschaffen zu seyn, daß sie ihm den Kopf verrückten; denn Köpfe, die von der Arbeit des Studirens erhitzet, und für die grosse Welt nicht gemacht sind, verrücken sich leicht.

XIV. Brief.

Est illi facies liberalis, multo sanguine, multo rubore suffusa; est ingenua corporis pulchritudo, & quidam Senatorius decor. Quæ ego nequaquam arbitror negligenda: debet enim hoc castitati puellarum quasi præmium dari.

* * *

Er hat eine angenehme Gesichtsbildung, und siehet frisch und roth aus; Seine Leibesgestalt ist männlich schön, und gibt ihm ein majestätisches Ansehen. Und diese Vorzüge sind keinesweges gering zu achten, vielmehr glaube ich, daß man sie der jungfräulichen Keuschheit gleichsam zur Belohnung geben müsse.

Dieser ganze Brief ist sehr wichtig. Man siehet darin eine Vorstellung der Wohlanständigkeiten, die zu beobachten sind, um eine glückliche Heirath zu stiften. **Plinius** gibt sich Mühe für die Tochter des **Rusticus Arulenus**, eines seiner besten verstorbenen Freunde, den er durch Verheirathung dieses Frauenzimmers mit einem ihr anständigen Gemahle, in seiner Nachkommenschaft gern wieder auferwecken wollte. Er schlägt demnach hierzu den **Minutius Acilianus** vor, und schildert ihn als einen vollkommenen Cavallier ab. Bey Erzehlung der Eigenschaften, die er von ihm rühmet, bringet er mit allem Rechte auch die Annehmlichkeiten seiner Gestalt mit in Anschlag; und die Ursache, die er davon gibt, könnte nicht wahrer seyn, noch besser ausgedrücket werden, nämlich weil ein liebenswürdiger Gemahl eine Belohnung ist, die der Keuschheit eines jungen Frauenzimmers gebühret.

Ich

Ich kenne in der That nichts abscheulichers, als die tyrannischen Verheirathungen, wo man eine holdselige und sittsame Person, die aber eben daher einen reineren Geschmack und eine zärtlichere Denkungsart hat, als diejenigen, die auf Eroberungen ausgehen und frech sind, zwinget, sich einem Affengesichte, einem Knollen in die Arme zu werfen, ihm die kostbare Blüte ihrer Reizungen, den Frühling ihres Lebens, und alle Süßigkeiten aufzuopfern, die sie sich in dem Laufe dieses Lebens versprechen konnte. Vernünftige Eltern sollen auf den Gedanken des Plinius eine ganz besondere Aufmerksamkeit wenden; er ist dieser, daß es desto nothwendiger sey, die Neigung einer Tochter bey ihrer Verheirathung zu Rathe zu ziehen, je tugendhafter sie ist. Es ist sehr übel geschlossen, wenn man, wie öfters geschiehet, saget: das ist eine stille und züchtige Person, ihre Schuldigkeit wird ihr statt eines Gesetzes seyn, sie wird zwischen Mann und Mann keinen Unterschied machen, und man kan, wenigstens in Absicht auf die Gestalt des Ehemannes, sie versorgen, wie man will. Ich würde vielmehr sagen: Wann ein Mädchen einen wilden Sinn hat, davon sie Proben gegeben, so gebt ihr, wen ihr wollet, sie wird damit zufrieden seyn, oder aber sich dafür zu entschädigen wissen. Hingegen könnt ihr bey einer züchtigen und ehrlichen Person nicht vorsichtig genug seyn, es wäre denn, daß es euch etwas gleichgültiges ist, sie in die längste und erschrecklichste Marter hinzugeben.

Uebrigens verstehe ich durch die Gestalt nicht die eigentlich so genannte Schönheit, die bey beyderley Geschlechten sehr rar ist, und den Männern nicht leicht zu Theile wird; sondern die Rede ist von einem ich weis nicht was, von dem Etwas, welches machet,

chet, daß man sich einander gefällt; und dieses findet sich sehr oft bey Zügen und Verhältnissen, die von der Schönheit weit entfernet sind. Man kan und soll es also hierin auf den Geschmack eines ehrlichen Mädchens ankommen lassen; und das ist die gröste und gerechteste Belohnung ihrer guten Aufführung, so wohl für das Vergangene, als für das Zukünftige. Welche entsetzliche Aussicht, sich geheirathet, und sich auf immer eins bey dem andern zu sehen, ohne sich einander jemals mit Vergnügen einen Blick geben zu können! Es gilt dieses in Absicht auf die Männer eben so wohl als in Ansehung der Weiber. Unter dem Vorwande wichtiger Gründe und grosses Glück zu machen hänget man öfters einem jungen wohlgearteten Menschen, der gebohren war, um in dem Ehestande glücklich zu seyn, eine Meerkatze, ein reiches Schlaraffengesicht auf, welches vermögend wäre, auch wohl die heissesten Triebe zu ersticken, und welches nichts als Eckel und Abscheu erreget. Dieses ist ohne Widerspruch einer der grössesten Misbräuche in der bürgerlichen Gesellschaft. Ich habe diese Materie in den letztern Betrachtungen des ersten Bandes meines christlichen Philosophen weitläufiger abgehandelt.

XV. Brief.

XV. Brief.

Potes apparatius cœnare apud multos; nusquam hilarius, simplicius, incautius.

* * *

Du kanst zwar bey vielen köstlicher, nirgends aber fröhlicher, reinlicher und ungezwungener speisen.

Eine der angenehmsten Vergnügungen des Lebens ist noch diejenige, die uns Gastmale gewähren, welche mit einer geziemenden Fröhlichkeit gewürzet sind, wo die Gäste ihre Bequemlichkeit haben, und sich den unschuldigen Ausbrüchen einer Freude überlassen, die nichts ungezogenes an sich hat. Allein dergleichen Mahlzeiten sind sehr rar, sonderlich in gewissen Himmelsstrichen. Schon alles, was man angestellte Gastmale nennet, pfleget etwas von Zwange an sich zu haben, und gebiehret Verdruß. Man setzet sich drey Stunden an eine verschwenderisch zubereitete Tafel, und ist übel daran, wenn man nicht mehr isset und trinket, als die Natur fordert, oder man thut sich und seiner Gesundheit Schaden, wenn man die Gränzen der Diät überschreitet, an die man gewöhnet ist. Ist es ein Grosser, der zu essen gibt, und der Geringeren die Ehre angethan hat, sie zu Gaste zu bitten, so sitzt man da in einer dummen Ehrerbiethigkeit, er spricht allein, man antwortet ihm einsylbig, oder mit Verbeugungen, und wann man sich beurlaubet, ist man mehr satt von seiner Gegenwart, als von seinen Gerichten. Nicht als ob unter Grossen und Grossen kein Unterschied wäre; allein dergleichen Schilderun-

rungen beziehen sich allezeit auf die grössere Anzahl, und behalten daher ihre Richtigkeit.

Nichts ist ferner wunderlicher als die Wahl und Sortirung der Gäste. Zwölf und mehrere Personen, die zu gleicher Zeit anlangen, fragen einander, wer sie seyn; ihre Bedienungen, ihre Beschäftigungen, ihr Geschmack, ihr Sinn, alles ist verschieden, und zuweilen einander ganz entgegen gesetzet; es geschiehet gar, daß ein Theil der Gäste die Sprache der andern nicht versteht, und man kan erachten, was für eine Unterhaltung da heraus komme. Wenige Leute haben, wenn sie eine Mahlzeit geben, das Geschick, solche Personen zusammen zu nehmen, die sich für einander schicken; die Grossen bitten der Reihe nach diejenigen, die sie zum Essen zu haben gewohnt sind, ohne sich diese Aufmerksamkeit auch nur einfallen zu lassen, von welcher sie doch den ersten und hauptsächlichsten Nutzen ziehen würden, weil sie vielleicht sonst kein bequemeres und wirksameres Mittel haben, ihren Verstand auszuschmükken, sich aufzuklären, und sich so gar manche nützliche Einsichten zu eigen zu machen, als wann sie Leute, die solche Sachen verstehen, sich in ihrer Gegenwart unter einander mit derjenigen Freyheit besprechen lassen, die eine angenehme Mahlzeit einflösset. Die Kleinen haben die Mittel nicht, öfters Gäste zu bitten, und warten daher, bis eine gewisse Zeit herum ist, um alle diejenigen auf einmal zu nehmen, denen sie sich zu Erweisung einiger Höflichkeit verbunden erachten; woraus gemeiniglich ein Mischmasch entstehet.

Ich habe immer gefunden, daß die öfteren Einladungen in dem Geschmack dererjenigen, davon ich jetzo geredet habe, ein ganz sonderbares Mittel sind,

so

so die Menschen erfunden haben, ihrem Beutel und ihrer Gesundheit wehe zu thun, ohne einiges wahres Vergnügen dabey zu empfinden. Dabey ist es viel, daß die unerträgliche Gewohnheit, zum Essen zu nöthigen und zum Trinken zu zwingen, die in Deutschland so viele tolle Ausschweifungen hervor gebracht hat, daselbst ist abgeschaffet worden.

Es sind also nur die Gastmale unter guten Freunden, oder unter Personen beyderley Geschlechtes, die an einander Gefallen haben, welche dem, der sie anstellet, einige Lust versprechen können. Doch die Letzteren werden leichtlich zu frey, wenn die Neigung der Personen von verschiedenem Geschlechte nicht durch die Tugend im Zaume gehalten wird, für welche jedoch der Wein und niedliche Speisen gefährliche Klippen sind. Wir wollen uns also blos auf die Gastmale unter Freunden einschränken. Aber wo sind diese Freunde, bey denen man seine völlige Freyheit hat, oder die sich dieser Freyheit nicht misbrauchen? Es müssen viele Bedingungen, deren Vereinigung ich für unmöglich halte, vorausgesetzet werden, wenn man mit einerley Personen (man begreifet wohl, daß ich nicht von denen rede, mit welchen man lebet, und die zu einer und eben derselben Familie gehören,) ordentlich, oder wenigstens öfters zu Tische seyn, und dabey ein reines und andauerndes Vergnügen schmecken soll.

Für das erste muß man einer gegenseitigen Freundschaft versichert seyn. Ist es nicht diejenige seltene Freundschaft, die eine vollkommene Vereinigung hervor bringet, so muß doch wenigstens nichts dabey unterlaufen, so den geringsten Schatten des Mistrauens erregen kan; denn dieser Sauerteig vergiftet alles. Hernach darf unter denen, die oft mit ein-

ander

ander speisen, kein einziger seyn, der die Gränzen der Mäßigkeit überschreitet. Es ist etwas unausstehlich unangenehmes, am Ende einer Mahlzeit Leute zu sehen, die unvernünftig reden, stammeln, oder sonst eine Thorheit begehen. Drittens muß kein Zankgeist dabey seyn. Ein einiger Mensch von dieser Gemüthsart verdirbt alles. Da er immer bereit ist, zu widersprechen, so nimmt er eine heftige Sprache an, die das Ohr beleidiget; die Scherze verliehren sich, die Freude entfliehet. Zum vierten, kein grosser Plauderer. Man möchte vergehen, wenn man beständig einen von den Gästen das Wort allein führen höret, und von seinen Weitschweifigkeiten und Wiederholungen, davon man kein Ende sieht, betäubet wird. In eben diese Classe setze ich die Leute mit einer Marktschreyerstimme, deren lärmendes Getöß den bestverwahrten Kopf in Unordnung bringet. Fünftens, kein Klatscher. *Odi convivam memorem.* Es ist natürlich, daß die Lebhaftigkeit der Gespräche, wenn sie von einem guten Glas Weine angefeuert wird, allerhand Einfälle und Scherzreden hervor bringet. Man lachet darüber; allein diejenigen, welche gelacht haben, müssen vergessen, was sie zum Lachen beweget hat, oder wenigstens thun, als ob sie es vergessen hätten. Nichts gehet einem näher, als zu sehen, daß ein lustiges Wort, das man etwa gesagt hat, in aller Leute Mäulern, und zwar gemeiniglich mit vielen Zusätzen, herum gehet.

Diß sind viele Bedingungen zu einer angenehmen Mahlzeit, von der man mit dem Plinius sagen könne: *nusquam hilarius, simplicius, incautius*; gleichwohl behaupte ich, daß nichts davon gethan werden könne. Leute, denen gut Essen und Trinken

über alles geht, oder die sich nur mit dem Rebensafte anzufüllen gedenken, nehmen es nicht so genau damit; eine jede Gesellschaft ist ihnen recht, oder vielmehr die schlimmsten sind für sie die besten, weil sie da freyere Hand haben. Ich gestehe nichts destoweniger, daß die gar zu niedlichen Leute zu beklagen sind, und daß sie so gar würden zu tadeln seyn, wenn sie ihre Zärtlichkeit zu weit trieben, weil man, so weit es sich thun lässet, mit den Lebenden leben, und die Menschen nehmen muß, wie sie sind.

XVI. Brief.

At hoc pravum malignumque est, non admirari hominem admiratione dignissimum, quia videre, alloqui, complecti, nec laudare tantum, verum etiam amare contingit.

* * *

Die Menschen begehen, nach meiner Meinung, keine grössere Ungerechtigkeit und Boßheit, als daß sie einem Manne, der alle Bewunderung verdienet, dieselbe um deswillen versagen, weil er noch nicht gestorben ist; weil sie ihn nicht nur loben, sondern auch sehen, anreden, umarmen und lieben können.

Dieses ist unwidersprechlich eine der schönsten Betrachtungen, die wir aus den Briefen des Plinius ziehen können. Der Auftritt hat sich seit seiner Zeit noch nicht verändert; die Menschen sind noch immer eben dieselben, oder vielmehr ihre Ungerechtigkeit ist immer höher gestiegen. Die Sache ist dergestalt zur Gewohnheit geworden, daß es etwas überflüßiges und gemeines scheinet, dage-

gen

gen zu reden, und zu fragen, wie es möglich sey, daß Geschicklichkeit, Verdienst und Tugend an dem Orte, wo man lebet, und ab Seiten derer, mit welchen man in einer langen und engen Verbindung stehet, kaum einige Achtung erhalten? Das Sprichwort ist alt: **Kein Prophet gilt in seinem Vaterlande.**

Es brauchet keines mühsamen Nachdenkens, um die Ursachen dieser Denkungsart der Menschen zu entdecken. Dieser oder jener, der sich durch das und das hervor gethan, den ich beständig vor Augen habe, verdunkelt mich, misfällt mir; er ist, was ich gern seyn möchte; er hat eine Stelle, worauf ich Anspruch mache; man hat eine Achtung für ihn, die mir gebühret: je grösser er ist, desto kleiner scheine ich. Dieses ist schon mehr als zu viel, um in dem menschlichen Herzen diese Leidenschaft, die fast nie in demselben schläfet, diesen nagenden Neid zu erwekken, der seine Zähne ohne Unterlaß gegen alles schärfet, was ihn verletzet.

Der Neid ist ein allgemeiner, ich möchte fast sagen ein angebohrner Hang; die ehrlichsten Leute, die besten Herzen vermögen nicht gegen seine Anfälle vollkommen auf ihrer Hut zu stehen. Es ist etwas höchst-seltenes, sich aus vollem Herzen über die Glücksfolgen eines andern zu freuen, wenn man nur einigen Anlaß hat, sie für sich selbst zu wünschen. Gute Freundschaft, Verwandtschaft, ja gar das Bruderband, alles dieses ersticket die geheimen Bewegungen nicht, die sich bey dergleichen Gelegenheiten fast wider unsern Willen hervor thun.

Allein es gibt, so zu sagen, privilegirte Fälle für den Neid, Fälle, wo er all sein Gift ausspeyet und

seine ganze Raserey sehen lässet; nämlich wann Handwerksleute, Gelehrte, Geistliche und Hofleute auf einander eifern. Alsdann bringet die Ueberlegenheit in der Geschicklichkeit, in den Verdiensten, oder in dem Glücke, diejenigen, die sie bey ihren Mitwerbern empfinden müssen, wirklich auf; und es ist nicht leicht eine List, ein böser Kunstgriff zu erdenken, wozu sie nicht ihre Zuflucht nehmen sollten, um Leute herunter zu bringen, die sie für wahre Feinde halten, ob ihnen gleich nie einiger Schaden von denselben ist zugefüget worden.

Jedoch Plinius will hier nicht so wohl von dieser höllischen Gemüthsfassung, als von derjenigen Art Kaltsinnigkeit reden, welche die Menschen überhaupt gegen höchst-liebens- und hochachtungswürdige Personen blos um deswillen blicken lassen, weil dieselben noch am Leben sind, weil man ihnen alle Tage begegnet, weil man mit ihnen sprechen, weil man sie umarmen kan. Diese Vorstellung schwächet allen Eifer, den man sonst eben diesen Personen unfehlbar bezeugen würde, wenn sie aus fremden Landen kämen, oder den man für ihr Andenken bezeugen wird, so bald sie der Tod unserer Gesellschaft entzogen hat.

Bist du übern schwarzen Fluß?
Man begeht dein Angedenken.
Gern wird man dir Ehre schenken,
Bringt sie dir nur nicht Genuß.

Auf diese Weise haben sich die Menschen des kostbarsten, so ihnen die Vorsehung geben kan, und wirklich gibt, niemals zu erfreuen. Denn was kan mit einem gründlich gelehrten Manne, der vollkommen redlich ist, der die besten Absichten hat, der sich beständig bemühet, sie zur Wirklichkeit zu bringen,

und

und der solches in der That auch mit aller möglichen Geschicklichkeit thut, in Vergleichung gesetzet werden? Was ist diesem Manne damit gedienet, daß man ihn nach seinem Tode bis an den Himmel erhebet, daß man ihm gewisser maassen Altäre bauet, und daß tausend geschickte Federn sich beeifern, seinen Namen in dem Tempel des Gedächtnisses einzugraben, wenn er bey seinen Lebzeiten nichts als Härte und Undankbarkeit unter seinen Zeitgenossen gefunden hat? Gleichwohl ist dieses die Art aller Jahrhunderte, weil es die Art des Menschen, ja selbst der Grund der Menschheit ist. Der berühmte Streit über die Alten und Neuen hat die Vertheidiger des Alterthums blos daher auf so übertriebene Sätze gebracht, weil sie den vortreflichen Schriftstellern, die das Jahrhundert Ludewigs des XIV. hervorgebracht hatte, nicht die Gerechtigkeit wollten widerfahren lassen, die ihnen gebührete.

Grosse Männer sollen, um den Neid, so viel sie können, zu besänftigen, alles vermeiden, was die Eigenliebe der andern, und besonders derer, die um sie sind, wild machen kan. Und sie sind in der That nicht groß, als in so fern sie diese Aufführung beobachten. Man machet sich dieses Titels verlustig, so bald man Stolz heget, sich eines Vorzugs anmasset, und andern die Begriffe zu empfinden gibt, die man von ihnen und von sich selbsten hat. Auch darf ich nicht verschweigen, daß die mehresten Unannehmlichkeiten, die grossen Gelehrten das Leben vergöttert haben, ihnen selbst müssen zugeschrieben werden; sie haben nicht wollen geachtet und geliebet seyn; sie haben die Gemüther, die am besten für sie gesinnet waren, gezwungen, ganz entgegen gesetzte Vorstellungen anzunehmen, ihren Umgang zu fliehen, und sie manchmal zu verabscheuen.

Nächst diesem machen noch viele andere Ursachen die Regel wahr: *Minuit præsentia famam.* Man ist meistens sehr verwundert, wenn man, um sich mit Gelehrten eine Viertel-Stunde zu unterreden, deren Gründlichkeit und Geist man bewundert, eine weite Reise gethan hat, und nun findet, daß es Leute vom gemeinsten Schlage sind, bey denen nichts Anmuthiges, keine Lebensart ist, und die sich wohl durch hundert abgeschmackte Dinge lächerlich machen. So einer kan sich an dem Orte, wo er lebet, keine grosse Achtung erwerben; und er ist manchesmal Ursache, daß man diese Achtung auch einem andern versaget, der sie verdienete, weil man die übrigen nach ihm beurtheilet.

Um auf beyden Seiten nicht zu fehlen, sollten die, die auf die öffentliche Achtung Anspruch machen können, eine gesetzte Aufführung, diejenigen aber, welche jenen Achtung schuldig sind, Urtheilskraft und Unpartheylichkeit haben, welche Dinge, mit *La Bruyère* zu reden, nach den Edelgesteinen dasjenige sind, was am seltensten zu finden ist.

XVII. Brief.

Scias ipsum plurimis virtutibus abundare, qui alienas amat.

* * *

Glaube mir: Derjenige, der Anderer Verdienste so hoch schätzet, muß selbsten viele haben.

Diese Stelle schicket sich zu der vorhergehenden unvergleichlich, und entdecket uns vollends den Grund von dem Betragen der Menschen in Fällung

lung ihrer Urtheile. Zwey Dinge ersticken den unglücklichen Neid, wovon eben ist geredet worden. Das erste, so jedoch sehr rar ist, ist eine gar grosse und ausser allem Zweifel gesetzte Ueberlegenheit. Und dennoch gibt es Leute von überlegenen Gaben, die aus niederträchtigem Gemüthe sich gegen alles auflehnen, was nur den geringsten Schein der Nacheiferung hat, und die, an statt die aufblühenden Verdienste aufzumuntern, und den Fähigkeiten, die hervorbrechen wollen, fortzuhelfen, dieselben ohne Mitleiden ersticken und zertretten. Man kan daher keine Einigkeit und Wohlanständigkeit hoffen als unter Personen, die mit der Geschicklichkeit des Verstandes zugleich die Eigenschaften des Herzens verbinden, und die, wann sie wirkliche Tugenden haben, solche auch bey denen lieben, die selbige besitzen wie sie. Jene Liebe zum Vaterlande, die der alten heydnischen Tugend zur Grundfeste dienete, war, ob sie gleich nur in der Einbildung bestund, und in mancherley Betracht übertrieben war, dennoch hinlänglich, diese Wirkung hervor zu bringen. Der Wohlthäter des Vaterlands ward der Wohlthäter aller Bürger, der Gegenstand ihrer Zärtlichkeit und ihrer Verehrung. Allein festere Tugenden knüpfen noch engere Banden. Ich kenne sonst keine, die dauerhaft seyn sollten. Was heisset das, seine Blutsverwandten lieben, wenn man gegen ihre Fehler die Augen zuschließt, und für sie Vorzüge fordert, deren sie nicht würdig sind? Was sind alle Freundschaften, woben die Tugend für nichts geachtet wird, anders als schändliche und betrübte Verirrungen? Ich habe öfters unterschiedliche Verbindungen von diesem Schlage, die unter meinen Augen gemacht wurden, beobachtet, und es fiel mir nicht schwer, vorher zu sagen, wie lange sie dauern wür-

würden. Es ist wahr, daß die Bösen unterweilen ziemlich beständig sind, so lange ihr Vortheil einerley und derselbe bleibet, sonderlich wenn es darauf ankömmt, ehrliche Leute zu verfolgen. Allein sie haben zu viele unordentliche Leidenschaften, als daß ihr Interesse selbst nicht bald ein Grund der Uneinigkeit werden sollte. Der Hochmuth besonders, der bey gewissen Gelegenheiten sie dazu bringet, gemeinschaftliche Sache zu machen, pfleget sie bald wieder zu entzweyen. Ein rechtschaffener Mann hat nichts bessers zu thun, als daß er das Gebell dieser Bullenbisser ruhig anhöre; sie werden dessen unfehlbar müde, wenn man sich nicht darüber empfindlich bezeiget; und ihre ungestümme Wildigkeit werden sie wider einander selbst kehren. Der Besitz eines einzigen Freundes hingegen, der getreu ist, weil er tugendhaft ist, kan über das ganze Leben Süßigkeit streuen, und in allen Widerwärtigkeiten, die dasselbe begleiten, hinlängliche Hülfe gewähren. Siehe meine Abhandlung von der Freundschaft, im ersten Bande des Christlichen Philosophen.

XVIII. Brief.

. . . Καὶ γὰρ τ' ὄναρ ἐκ Διός ἐστιν.

* * *

Oft ist der Traum ein Wink der Götter.

Die Materie von den Träumen und überhaupt von den Ahndungen, so die Menschen von dem Zukünftigen haben können, sind ebenfalls in dem angeführten Werke von mir abgehandelt worden. Je mehr ich seit dem der Sache nachgedacht

habe,

habe, je weniger kan ich mich bereden, daß die Gottheit in dem natürlichen Laufe der Dinge ausserordentlich ins Mittel trette, um die Menschen von ihrem eigenen Schicksale, oder derjenigen Personen ihrem, die ihnen nahe gehen, zu unterrichten. Was sollte wohl der Zweck dieser Benachrichtigungen seyn? Sie sind nicht dazu bestimmet, diejenigen, die sie erhalten, gegen die ihnen drohende Gefahr zu bewahren: und der Eindruck, den sie in diesen Fällen bekommen, scheinet eben so wenig mit dem Nutzen ihrer Wohlfahrt einige Verbindung zu haben. Die Frage wäre zwar entschieden, wenn glaubwürdige *Facta* vorhanden wären; allein was nennet man *Facta* von dieser Gattung?

Erstens sind die meisten, die erzehlet werden, erdichtet; sie kommen nicht eher an das Licht als nach dem Erfolge, oder auch über einen unerheblichen Umstand, der den Grund der Sache ausmachet; man machet Zusätze ohne Zahl, man bringet ganz umständliche Mährlein heraus. Geht man auf den Ursprung solcher Erzehlungen zurück, so findet sich Niemand, der da sagen könne: Mir ist die Sache begegnet; ich habe wirklich das und das gesehen und gehöret.

Zum andern, so ist die Gewalt der Einbildungskraft sattsam bekannt. Die Seele ist mit irgend einer beunruhigenden Vorstellung eingenommen; man denket ohne Unterlaß daran; hierüber fällt man, es mag im Wachen oder im Schlafen seyn, auf Dinge, die damit eine Verwandtschaft haben, und man setzet sich dieselben so fest in den Kopf, daß es scheinet, als ob wirklich etwas ausserordentliches und übernatürliches dabey sey. Jemand wachet, zum Exempel, bey einer Person, die gefährlich krank ist:

die Bemühung und starke Bewegung, die des Kranken Zustand ihm verursachet, erhitzet sein Hirn: es entstehet um ihn herum einiges Geräusch, worauf er zu einer andern Zeit nicht Acht haben würde, eine Thür bewegt sich, es krachet ein Tisch; sogleich hält er dieses für eine Vorbedeutung, und wird von einem Schrecken befallen; er erzehlt es andern; und wie ich schon angemerket habe, man verwandelt seine Erzehlung, man sagt, es habe dreymal ganz deutlich an der Thüre geklopfet, u. s. w.

Mit dem Traume ist es eben so; der Schlaf bemächtiget sich unserer, während wir mit gewissen Gedanken angefüllet sind; sie kommen sogleich wieder, nehmen tausenderley Gestalten an, und setzen sich auf tausenderley Arten zusammen, unter welchen vielleicht eine oder die andere mit einer bald folgenden Begebenheit übereinstimmet. Wann, zum Exempel, ein Kriegsheer im Felde stehet, so denken alle Mütter, alle Ehefrauen, alle die Jemand Liebes bey dieser Armee haben, immer an dasselbe, und sind wegen desselben in einer immerwährenden Unruhe. Alsdann stellen ihnen ihre Träume nichts vor als Schlachten, Wunden, Todte und anderes Unglück von dieser Art, so der Krieg unvermeidlich nach sich ziehet. Mittlerweile trägt sich, wie solches ganz natürlich ist, einer von diesen Fällen zu; man erhält Nachricht davon, und da heißt es: nun ist mein Traum wahr geworden. Allein man muß ein besonderer Liebhaber des Wunderbaren seyn, wenn man hierin die geringste Spur davon suchen will.

Endlich sind die ungefehren Verbindungen nicht auſſer Acht zu lassen, die, weil sie immerfort widerholet werden, von Zeit zu Zeit Wirkungen hervorbrin-

bringen müssen, welche den Schein einer Regelmäßigkeit haben. Ein Schütz, der viel tausendmal mit verbundenen Augen schiesset, mag wohl ohne Wunderwerk das Ziel treffen. Ein Würfel, der gedrehet wird, bleibt endlich auf diesen oder jenen Augen liegen: versuchet es, diese Augen noch einmal zu werfen, ihr werdet damit nicht zum Zwecke kommen.

Findet sich nun unter dieser Zahl unzehliger Eräugungen oder täglicher Träume, die weit und breit unter der unermeßlichen Menge Menschen erfolgen, etwa eine Eräugung, die eine andere bald darauf wirklich erfolgende vorzubedeuten scheinet, ein Traum, der auf besondere Art Umstände zusammen bringet, die in einer nahen Begebenheit sich wieder darstellen; so ist in allem diesem nichts, wovon Personen, die gewohnt sind, nachzudenken, nicht begreifen sollten, daß dergleichen unterweilen geschehen könne, ja müsse.

Mit diesen unterschiedlichen Auflösungen glaube ich, daß man von allem Grund geben könne, was von den Vorbedeutungen und Träumen erzehlet wird. Ein sehr guter Beweis, daß sie nichts wirkliches sind, ist dieses, daß Leute, die nicht daran glauben, keine haben, ob sie gleich welche zu haben wünschen.

XIX. Brief.

* *

XIX. Brief.

Sollicitius custodiendus est honor, in quo etiam beneficium amici tuendum est.

* * *

Man kan ein Ehrenamt nicht sorgfältig genug verwalten, wenn es zugleich darauf ankömmt, die Wahl des Freundes zu rechtfertigen, der uns dazu befördert hat.

Dieser Grundsatz einer zärtlichen Denkungsart ist nicht sonderlich bekannt, und muß doch auf eine edle Seele wirken. Wann man nach einer Stelle trachtet, strenget man alle Gönner, die man hat, an, um sie zu erhalten; haben aber ihre Fürbitten die gewünschte Wirkung hervorgebracht, so ist man nur bedacht, der erlangten Vortheile zu geniessen, ohne sich weder derer zu erinnern, die uns dazu verholfen haben, (dieß ist Undankbarkeit,) noch an die Verbindlichkeiten zu denken, die uns ihre Wohlthaten in Ansehung des Betragens auflegen, so wir selbst auf dem Posten, zu dem sie uns befördert haben, beobachten müssen, (dieses ist die Hintansetzung der Pflicht, die **Plinius** hier empfiehlet.) Wo sind die Leute, die da sagen: Wenn ich gegen meine Ehre und Schuldigkeit handle, so fällt solches auf den Freund zurück, der für mich gebethen hat, auf den Grossen, der mich seines Schutzes gewürdiget hat? Auf der andern Seite ist es an dem, daß die Freunde und die Grossen ihre Fürsprache und ihr Ansehen nicht ohne Unterschied verschwenden sollen, nicht allein in Ansehung der Leute, die dessen offenbar unwürdig sind, sondern auch der Personen, deren Gemüthsart ihnen nicht hinlänglich bekannt ist.

XX. Brief.

Si tamen datur electio, illam orationem similem nivibus hibernis, id est crebram, & assiduam, & largam, postremo divinam & cælestem volo.

* * *

Mir gefällt zwar auch eine kurze und scharfsinnige Rede; wenn ich aber noch wählen soll, so erkläre ich mich für jenen Vortrag, der dem Schneeregen im Winter gleichet, das ist, der dick, anhaltend, von weitem Umfange, und mit einem Worte göttlich und himmlisch ist.

Dieser Brief ist eine kleine nützliche Abhandlung von der wahren Beredsamkeit. Es kömmt darin hauptsächlich auf eine Vergleichung der kurzgefaßten und gedrängten Beredsamkeit mit derjenigen an, die sich mehr ausdehnet und reich an Worten ist; übrigens beziehet sich diese Vergleichung lediglich auf die Reden vor Gerichte. Plinius schreibt seinem Freunde Tacitus, daß er hierüber einen Streit mit einem sehr geschickten Manne habe, der für die Kürze sey, da er hingegen das Gegentheil behaupte, und die Weitläuftigkeit vertheidige.

Es scheinet, als ob hierbey ein Wortstreit mit unterlaufe. Des Plinius Satz ist: » Wer nicht » sagt, was nicht ohne Gefahr kan ausgelassen wer» den; wer nur flüchtig berühret, was eingeprägt » werden soll; wer nur halb saget, was nicht genug » kan widerholet werden: der handelt pflichtwidrig. Der gelehrte Gegner unsers Schriftstellers dürfte schwerlich etwas gedacht oder geschrieben haben, so diesen Sätzen entgegen läuft; sondern es kömmt darauf

auf an, zu wissen, ob man nicht, ohne etwas auszulassen, alles, was zu sagen ist, in sehr wenige Worte zusammen fassen könne; ob man nicht mit mehrerm Nachdrucke handle, ob man nicht in der That tiefern Eindruck mache, wenn man in einem lebhaften und gepackten Vortrage einen grossen Streich führet, als wenn man mit weniger nachdrücklichen Worten etlichemal ansetzet; endlich ob es wahr sey, daß es Sachen gebe, die nicht oft genug gesagt und widerholet werden können. Ohne Zweifel wird man nach einer reiflichen Prüfung finden, daß der Redner 1. seine eigene Geschicklichkeit prüfen müsse, ohne welche man niemals fortkömmt; 2. daß er sich nach dem Sinne und der Gemüthsbeschaffenheit derjenigen richten müsse, die er überzeugen und rühren will; 3. daß er die Sachen, die er übernimmt, unterscheiden müsse, als unter denen es einige gibt, die nur eine schnelle und heftige Vorstellung nöthig haben, da hingegen andere eine genaue und zuweilen bis auf Kleinigkeiten sich erstreckende Entwickelung aller Umstände, die sich darauf beziehen, erfordern; 4. daß er endlich überhaupt, und so viel ihm möglich ist, eine richtige Mittelstrasse zwischen den beyden Abwegen halten müsse, die allezeit etwas fehlerhaftes an sich haben, indem die übertriebene Kürze der Dunkelheit nahe kömmt, die allzugrosse Weitläufigkeit aber etwas langweiliges und schleppendes hat, so endlich den Zuhörer ermüdet, und den Richter einschläfert.

Plinius saget, » unsere Gedanken kämen in ei» nes anderen Seele hinein, wie das Eisen in einen » festen Cörper; ein Schlag wäre nicht hinreichend, » man müste ihn widerholen. « Allein alle Gleichnisse hinken. Ich sage dagegen, daß zu Verfertigung

gung eines Kupferstiches nur eine gewisse Anzahl Meiselstiche erfordert werden, und daß, wenn man die Spitze dieses Werkzeuges immerfort gegen die Kupferplatte stösset, alles, was gestochen war, verdorben und zuletzt ausgelöschet werde.

Vor Gerichte muß ein geschickter Sachwalter, der zumal seine Kunst lang getrieben hat, und der die Richter kennet, vor welchen er redet, wissen, wie weit sich ihre Begriffsfähigkeit, ihre Aufmerksamkeit und ihre Empfindlichkeit erstrecket. Geht er nicht weit genug, oder schreitet er darüber weg, so führet er seine Sache übel, sein Vortrag mag auf dem Papiere noch so beredt scheinen. Ich bin der Meinung, daß **Demosthenes** so wenig zu **Rom**, als **Cicero** zu **Athen** etwas würde ausgerichtet haben, und daß die vornehmste Geschicklichkeit dieser grossen Männer darin bestanden, daß sie gewußt haben, den Sinn und Geschmack ihrer Nation und ihres Jahrhunderts zu fassen. Dieser Gedanken wirft alle Schlüsse über den Haufen, die **Plinius** und sein Freund herbey bringen; vornehmlich entkräftet er die Beyspiele, die sie einander entgegen setzen.

Aber ich glaube, daß **Plinius** ein wenig ausschweifet, wann er zu Behauptung seiner lieben Weitläufigkeit, sagt: » Nach der gemeinen Mei-
» nung ist die längste Rede des **Cicero** die schönste.
» Es ist mit einem guten Buche, wie mit einer je-
» den andern Sache; je grösser es ist, desto besser
» ist es. Siehet man nicht, daß die Bildseulen,
» die gestochenen Bilder, die Gemählde, ja gar die
» Gestalt der Menschen, der Thiere, der Bäume,
» ihren Werth hauptsächlich von ihrer Grösse erhal-
» ten, wenn nur dieselbe regelmäßig ist? Den Re-
» den geht es eben so. Auch einem Buche gibt

» die

„ die Grösse ein gewisses Ansehen und eine gewisse „ Schönheit.

Dieses sind ohne Zweifel sehr unbestimmte Begriffe, und ganz und gar willkührliche Sätze. Cicero dehnte seine Reden aus, weil er seine Zuhörer zu Anhörung derselben geneigt fand, und zugleich seiner natürlichen Gabe folgete. Allein er wußte sie doch in die rechten Gränzen einzuschliessen, und diese Gränzen nach den Umständen zu verändern. Wann er so zu sagen die ganze Republick aufbringen wollte, ließ er seine Beredsamkeit stark dahin fliessen, und ihre Quelle schien unerschöpflich. Dieses ist die Eigenschaft seiner Catilinarischen und Philippischen Reden; auch derer wider den Verres, u. s. w. In denen aber, die er vor dem Julius Cäsar gehalten hat, sieht man einen ganz andern Gang und eine ganz andere Methode; er dränget, er häufet, er bricht ab und schließt, wann er meinet, daß er den Hauptschlag geführet habe.

Wenn wir von da mit dem Plinius zu dem allgemeinen fortgehen, so ist nichts unrichtiger als zu sagen, daß, je mehr eine Sache vollkommen und schön ist, sie desto vollkommener und schöner seyn würde, wenn sie grösser angenommen oder gemacht würde. Ich behaupte vielmehr, daß es kein Meisterstück der Kunst, kein Gedicht, kein Werk von gutem Geschmacke, keine Rede, kein Gemählde, keine Bildseule, u. d. gl. gibt, so nicht seinen Werth verliehre, nicht abgewürdiget und verstellet werde, wenn man die Verhältnisse daran ändert. Ich weis nicht, was das für ein Ansehen und Schönheit ist, so die Grösse einem Buche geben soll; allein ich habe immer gesehen, daß, gleiche Güte vorausgesetzet, die Bücher von übermäßiger Grösse in der Dunkelheit verschimmeln, während

die

die von kleinerm Gehalt wohl aufgenommen werden. Würden Fontenells Welten, und des Präsidenten Henaults Chronologischer Auszug grossen Abgang haben, wenn jene ein Quartant, und dieser ein Foliant wären? Die grossen Meister fühlen das Maas, so ihren Werken geziemet, sie füllen es ohne Lücken aus, und überschreiten es niemals. Die Anfänger hingegen, die geringeren Scribenten, die leer von Wissenschaft oder zu voll von einer falschen Gelehrsamkeit sind, machen über Materien, die sie besser zu ergründen nicht Geschicklichkeit genug haben, kleine Scharteken, oder bringen ungeheure Sammlungen hervor, wo etliche Seiten zugereichet hätten. Die Kürze oder Länge muß also niemals zu einem inneren Merkmale der Schönheit und Güte eines Werkes angenommen werden; man muß allezeit eine Untersuchung der in dem Werke abgehandelten Materien und der Regeln der Anständigkeit anstellen, denen der Autor zu folgen schuldig war.

Um wieder auf die Beredsamkeit zu kommen, so halte ich dafür, daß man, bey gleicher Geschicklichkeit, allemal seines Zweckes in allen Arten eher verfehlen werde, wenn man zu weitläufig, als wenn man zu kurz ist. Ich gründe mich auf die wenige Neigung, so die Zuhörer, von welcher Gattung sie seyn mögen, haben, lang aufmerksam zu seyn, und auf die Natur der Aufmerksamkeit selbst, die, wenigstens bey Personen von dem gewöhnlichen Schlage, nicht über gewisse Gränzen gehen kan; denn es würde lächerlich seyn, die Exempel einiger nachdenkenden Gelehrten in Anschlag zu bringen, die das Vermögen ihrer Aufmerksamkeit bis zu einer ausserordentlichen Stärke getrieben haben. Dieses sind die Leute nicht, die auf den Richterstühlen sitzen, oder

oft die Orte besuchen, wo die Beredsamkeit ihre Herrschaft übet. Hierzu kömmt noch, daß, wenn man lange redet, man entweder die Wendungen und Figuren vervielfältigen muß, welches überaus eckelhaft ist, zumal für Personen von einem zuverläßigen und feinen Geschmacke, oder aber man ist genöthiget, seine Abhandlung mit Gedanken zu überladen, deren Anzahl der Deutlichkeit nothwendig schädlich ist, und das Gedächtniß ohne Noth beschweret. Wann diese Gedanken keine fühlbare Ordnung haben, so entstehet daraus eine nicht auszuhaltende Verwirrung; und wann man durch Eintheilungen und Untereintheilungen Ordnung hinein zu bringen suchet, so gibt dieses eine Quelle der Trockenheit, die der schönen Beredsamkeit schnurstracks entgegen stehet.

Wir haben vortrefliche Schriften über diese Materien, man findet darin deutlichere und brauchbarere Begriffe, als diejenigen sind, die in dem Briefe des **Plinius** herrschen. Es wäre zu wünschen, daß wir die Antwort hätten, die **Tacitus** darauf gemacht hat. Wenn nicht etwa die Höflichkeit daben die Feder geführet hat, so ist es allerdings wahrscheinlich, daß dieser grosse Geschichtschreiber, den seine kurzgefaßte Schreibart so berühmt gemacht hat, sich für die weniger wortreiche Beredsamkeit werde erkläret haben.

XXI. Brief.

* *

XXI. Brief.

De venalibus, melius auribus, quam oculis, judicatur.

* * *

Die Güte der Sklaven ist mehr mit den Ohren als mit den Augen zu beurtheilen.

Wir haben ein sehr scharfsinniges Buch über die Physionomie, nämlich des Abts Pernetti Briefe. Es sind viele Dinge darin enthalten, die für nichts als einen philosophischen Scherz zu halten sind; aber es sind auch andere darin, die vollkommen wahr, und durch eine unwidersprechliche Erfahrung bestättiget sind. Der Mensch träget an seiner Stirne, in allen seinen Gesichtszügen, und gewissermaassen in seiner Stellung, in seinen Geberden, einen Abdruck von seiner Seele und von seinen so wohl natürlichen als erlangten Fähigkeiten. Allein die unterschiedlichen Eindrücke, die man nach und nach erhält, durchkreutzen sich auf so viele unterschiedene Arten, daß daraus öfters ein wirklich räthselhaftes Ganzes entstehet. Es würde also höchst ungerecht seyn, wenn man bloshin nach der Physionomie, ohne andere Anzeigen und Beweise, urtheilen wollte. Es ist eine sehr üble Sache, wenn Personen, die hohe Stellen bekleiden, diesem Grundsatze folgen, diejenigen, deren Gesichtsbildung ihnen misfället, abweisen, und dadurch vortrefliche Leute von Bedienungen entfernen, wozu sie vorzüglich geschickt seyn würden. Man kan aber die Vorsichtigkeit dererjenigen nicht tadeln, die, wann sie mit Personen von einer bösen oder zweydeutigen Physionomie zu thun haben, die ihnen sonst nicht genug-

sam bekannt sind, ein wenig an sich halten, und sich nicht eher entschliessen, als bis sie zuverläßigere Nachrichten eingezogen haben.

Des Plinius Worte stellen hier eine besondere Anmerkung dar, die mir gegründet scheinet. Sie ist diese, daß man sich nicht bey der Gesichtsbildung der Sklaven, oder heutiges Tages der Dienstbothen, aufhalten, sondern bey Kaufung der ersteren, in den Zeiten und an den Orten, wo der Sklavenstand gebräuchlich ist, oder bey Wählung der letzteren, um sie in seine Dienste zu nehmen, vielmehr auf ihren guten Namen sehen müsse. Die Ursache davon ist diese. Was die Physionomie hauptsächlich bildet, ist ein Grad der Freyheit, dessen Jemand geniesset, wodurch ihm ist verstattet worden, auf seinem Gesichte beständig die Bewegungen zu zeigen, die in seinem Inneren vorgehen. Diese Eindrücke lassen, wenn sie oft wiederholet werden, eine Art von Furchen zurück, welche die Lineamenten der Gesichtsbildung sind. Ein Mensch hat öfters seinem Hochmuth, seinem Zorne, seiner Bosheit den Lauf gelassen; sein Gesicht nimmt die Züge dieser Leidenschaften an, und sie werden zu keiner Zeit völlig darin ausgelöschet werden. Der Domestick hingegen, vornehmlich der Sklav, ist beständig in einem Zwange, in einer Unterwürfigkeit, und verbirgt sorgfältig alles, was innerlich in ihm vorgeht. Ob er wohl mit eben den Leidenschaften gebohren ist, als sein Herr, so darf er doch nicht eben die Anzeigen davon hervorbrechen lassen, und folglich bleibet seine Physionomie so zu sagen glatt, und man würde sich umsonst bemühen, durch diesen wahrhaften Vorhang zu sehen, der seine Seele verbirgt.

XXII. Brief.

Nam impetu quodam & instinctu procurrere ad mortem, commune cum multis; deliberare vero & caussas ejus expendere, utque suaserit ratio vitæ mortisque consilium suscipere vel ponere, ingentis est animi.

* * *

Es finden sich Leute genug, die ohne Ueberlegung und blindlings in den Tod rennen. Allein nur grossen Seelen ist es gegeben, Leben und Tod zu wägen, und sich zu einem oder dem andern zu entschliessen, nachdem eine ernstliche Ueberlegung den Ausschlag gibt.

Nichts ist gemeiner als bey unruhigen Gelegenheiten, und wann man von heftigen Leidenschaften getrieben wird, den Tod zu verachten. Der Mensch schließt alsdann die Augen zu, und stürzet sich sporenstreichs in den Schlund, der sich öffnet, oder den er sich vielmehr unter seinen Schritten selbst öffnet. Hingegen hat man von je her erkannt, daß der kaltsinnige Anblick des Todes zur Zeit, da alles um uns ruhig ist, und da wir diesen Gegenstand, wider den sich die Natur mit allen Kräften sträubet, mit unverwandten Augen ansehen können, eine Art von Heldenmuth sey, den viele Helden nicht gehabt haben, als welche auf dem Sterbebette oftmals so viele Schwachheit haben blicken lassen, als sie zuvor mitten unter dem Metzeln, und da der Tod so zu sagen alle Augenblicke über ihnen schwebete, Unerschrockenheit gezeiget hatten.

Ich kenne Niemanden, der hierüber schönere und vernünftigere Gedanken gehabt hätte, als Montai-

taigne; einige Stellen aus seinen Versuchen können nicht anders als unsere Anmerkungen verschönern.

» Der Zweck unseres Laufes ist der Tod; dieß ist der » Gegenstand, wonach wir nothwendig zielen müs» sen; Wenn er uns erschrecket, wie werden wir » ohne Fieber einen Schritt vorwärts thun können? » Das Mittel des Pöbels ist, nicht daran zu den» ken. Aus was für einer viehischen Dummheit » aber mag ihm diese Verblendung kommen? » Man muß ihn den Esel beym Schwanze anbinden » lassen.

Qui capite ipse suo instituit vestigia retro.

» Es ist kein Wunder, wenn er so oft in die Schlin» ge fällt. Man jaget unsern Leuten eine Furcht » ein, den Tod blos zu nennen; und die meisten » zeichnen sich davor, wie vor dem Namen des Teu» fels. (*) ... Um anzufangen, ihm seinen Haupt» vortheil über uns zu nehmen, so lasset uns einen » Weg einschlagen, der dem gemeinen ganz entge» gen stehet. Lasset uns ihm das Fremde nehmen, » lasset uns mit ihm bekannt werden, lasset uns sei» ner gewohnen, lasset uns nichts so oft im Kopfe » haben als den Tod: lasset uns denselben alle Au» genblicke und unter allen Gestalten unserer Ein» bildungskraft darstellen. Beym Stolpern eines » Pferdes, bey Herabfallung einer Ziegel, bey dem » geringsten Stiche einer Stecknadel, lasset uns » augenblicklich denken: nun! wann es auch der » Tod selbst wäre; und hierüber lasset uns recht » eigensinnig seyn, uns recht Gewalt thun. Unter » den Freudenfesten lasset uns immer diesen Zaum

» der

(*) *Essais*, B. I. K. 19. S. 109. des I. Bandes nach der Ausgabe des Herrn *Coste*, Genf, 1727. in 12.

» der Erinnerung unserer Beschaffenheit in der
» Hand haben, und uns niemals der Lust so sehr
» überlassen, daß wir uns nicht von Zeit zu Zeit
» erinnern sollten, auf wie mannigfaltige Weise diese
» unsere Fröhlichkeit dem Tode zum Ziele blosge-
» stellet sey, und mit wie vieler Gefahr er dieselbe
» bedrohe. So machten es die Egyptier, die mit-
» ten unter ihren Gastmahlen und bey ihrem besten
» Essen und Trinken ein ausgetrocknetes Todten-
» gerippe herbey bringen liessen, damit solches den
» Gästen zur Erinnerung dienen möchte.

Omnem crede diem tibi diluxisse supremum,
Grata superveniet, quæ non sperabitur hora.

» Es ist ungewiß, wo der Tod unserer erwarte;
» lasset uns seiner überall erwarten. Die Beden-
» kung des Todes ist die Bedenkung der Freyheit.
» Wer gelernt hat, zu sterben, hat verlernet, zu
» dienen. Das Leben hat nichts böses für den, der
» begriffen hat, daß die Beraubung des Lebens kein
» Uebel ist. Die Wissenschaft zu sterben befreyet
» uns von aller Unterwürfigkeit und allem Zwan-
» ge. (*) . . . . Ich habe oft nachgedacht, woher
» es komme, daß in dem Kriege die Gestalt des
» Todes, wir mögen sie nun bey uns oder bey an-
» dern sehen, uns weit weniger schreckbar scheinet,
» als in unsern Häusern: sonst würde es eine Armee
» von Aerzten und Greinern seyn; und da es immer
» einerley ist, warum gleichwohl bey den Leuten
» vom Dorfe und von geringem Stande mehr ge-
» setztes Wesen sey, als bey den andern. Ich
» glaube in der That, daß es eigentlich die Minen
» und fürchterlichen Anstalten bey dem Tode sind,
» die

(*) Ebendas. S. 116. u. 117.

» die uns mehr Furcht erwecken, als er selbst: Ei-
» ne ganz neue Art zu leben: das Geschrey der Mü-
» ter, der Weiber, und der Kinder: der Besuch
» erschrockener und erstarrter Personen: der Bey-
» stand einer Anzahl blasser und weinender Knechte:
» ein verfinstertes Zimmer: brennende Wachsker-
» zen: unser Bett von Aerzten und Predigern bela-
» gert; kurz, nichts als Angst und Schrecken um
» uns. Wir sind schon begraben und eingescharret.
» Die Kinder fürchten sich vor ihren Gespielen selbst,
» wann sie dieselben verlarvet sehen: Wir auch.
» Man muß den Sachen eben so wohl, als den
» Personen, die Larve abnehmen. Nehmet sie dem
» Tode ab, wir werden nichts darunter finden, als
» den nämlichen Tod, den neulich ein Knecht, oder
» eine blose Magd ohne Furcht überstunden. Glück-
» licher Tod, der zu solchen Zurüstungen keine Zeit
» lässet! (*)

Das Christenthum hat einen Weg, seine Standhaftigkeit in Ansehung des Todes sehen zu lassen, durch Abschaffung des Selbstmords, den die Heyden für erlaubt und rühmlich hielten, abgeschnitten. Wir haben schon in unsern Anmerkungen über den XII. Brief davon geredet. **Plinius** bringet hier ein Exempel bey, welches dem vom **Corellius Rufus**, so er dort angeführet, ähnlich ist; und er stellt es in dem vortheilhaftigsten Lichte dar, dessen es fähig ist. **Titus Ariston**, sein vertrauter Freund, wird von einer langwierigen und hartnäckigen Krankheit gequälet, welches dem **Plinius** nahe geht. Um seine Betrübniß zu rechtfertigen, entwirft er **Aristons** Charakter; und dieser Charakter ist ein Mu-

ster

(*) Ebendas. S. 136. 137. u. 138.

ster einer wahrhaftig vollkommenen Weisheit. Man siehet da einen Mann, der alle seine Wissenschaft zur Ausübung seiner Pflichten anwendet, ohne im geringsten der Pralerey nachzuhängen, dem das geheime Zeugniß seines Gewissens genug ist, und der die Belohnung einer redlichen That nicht in den Lobeserhebungen suchet, die sie nach sich ziehet, sondern einzig und allein in der innern Zufriedenheit, die damit verknüpfet ist.

Ich glaube nicht, daß man von der wahren Weltweisheit einen richtigern Begriff geben könne, als derjenige ist, den Plinius in das Bild seines Freundes bringet. » Es wird Mühe haben, selbst unter » unsern Weltweisen von Profeßion einen zu finden, » der verdienete, mit ihm verglichen zu werden. » Man sieht ihn nicht von Schule zu Schule laufen, » um durch langes Disputiren seinen und anderer » Müßiggang zu nähren. Die Rechtssachen, die » Gerichte beschäftigen ihn ganz. Dem einen die» net er als Advocat, dem andern als Rathgeber; » und so vieler Sorgen ungeachtet übet er die Leh» ren der Weltweisheit so wohl, daß keiner von de» nen, die sich öffentlich zu derselben bekennen, ihm » den Ruhm der Bescheidenheit, der Gütigkeit, der » Gerechtigkeit, der Großmüthigkeit, streitig machen » kan.

Hierin bestehet in der That das Wesen der Weltweisheit, so wenige Leute kennen. Man bildet sich insgemein ein, ein Philosoph zu seyn, sey weiter nichts als den Kopf immer von den Materien, die der Gegenstand der Philosophie sind, voll zu haben, seine Gespräche damit anzufüllen, ohne Unterlaß über etliche Stücke von dieser Wissenschaft zu schrei-

ben, sonderlich die strittigsten Fragen auszusuchen, um solche durch neue Spitzfindigkeiten zu verwirren, und davon Anlaß zu nehmen, seine Galle auszulassen, zuweilen gar Gift gegen diejenigen auszuspeyen, die sich mit ihnen nicht in Streit einlassen mögen, und die sich merken lassen, daß dieser Zeitverderb nicht nach ihrem Geschmacke ist. Dieses sind die Gegenfüßler der wahren Weltweisheit. Wer zu derselben gelangen will, muß damit anfangen, daß er sich die Grundwahrheiten derselben bekannt mache, er muß mit aller ihm möglichen Aufmerksamkeit über die Dinge nachdenken, die dessen würdig sind, zu deutlichen Begriffen zu gelangen suchen, sich Grundsätze machen, die Klippen des falschen Dogmatismus und des lächerlichen Pyrrhonismus vermeiden; nach diesem, wenn man nicht etwa einen ausdrücklichen Beruf hat, diese Materien zu lehren, (und doch ist es auch in diesem Falle genug, sich auf die Stunden und Pflichten seines Lehramtes einzuschränken) muß man gerade zu auf die Ausübung gehen, und mit Beyseitsetzung alles Schulgezänkes, welches nur den Kopf erhitzet, ruhig leben, als ein guter Bürger, als ein Freund der Menschlichkeit, der die unschuldigen Vergnügungen des Lebens suchet, wo sie zu finden sind, der den bürgerlichen und häuslichen Pflichten regelmäßig oblieget, und der solchergestalt ohne Furcht an das Ende eines guten Lebens hingelanget, welches niemals etwas anders als ein guter Tod seyn kan.

Diejenigen, die den Werth eines solchen Charakters miskennen, wann sie ihn vor Augen haben, sind sehr blind oder sehr ungerecht. Derjenige aber, der ihn besitzet, ist weit über die Urtheile erhaben, die die Blindheit oder Ungerechtigkeit eingibt. Er strei-

tet

tet nicht dagegen, und widerleget sie nicht anders, als daß er mit unveränderlicher Ruhe auf dem Wege, den er sich gebahnet hat, fortwandelt; und durch dieses Mittel ist er versichert, alle Pfeile, die man auf ihn abschiessen könnte, vor seinen Füssen stumpf niederfallen zu sehen.

Das Leben der Gelehrten, die alle Philosophen seyn wollen, obgleich die meisten so wenig Grund zu dieser Anforderung haben; ihr Leben, sage ich, ist aus keiner andern Ursache so bitter und so unruhig, als weil sie dem Gegenplane von dem folgen, den ich eben gezeichnet habe. Sie tragen überall den Stolz ihrer Wissenschaft und die Heftigkeit ihres Disputirens mit sich herum; weitgefehlt daß ihre Einsichten sie angenehm und liebenswürdig machen sollten, so findet man in ihrem Umgange nichts als Stacheln, und man thut bald Verzicht darauf.

Doch ich will eine Ausschweifung endigen, auf die mich das schöne Bild Aristons gebracht hat, welches der Brief, auf den diese Anmerkungen gerichtet sind, in sich enthält. Dieser vortrefliche Mann, der von der in seiner Religion hergebrachten Lehre eingenommen war, hielt sich für berechtiget, in den Schmerzen einer ihm unheilbar scheinenden Krankheit die Gründe und Gegengründe der Frage zu wägen, ob er länger leben, oder durch Beraubung des Lebens seinem Uebel ein Ende machen sollte. Er ersuchte den Plinius und einige andere seiner vertrauten Freunde, daß sie die Aerzte ernstlich um ihre Meinung befragen möchten, weil er seinen Entschluß fassen wollte, entweder ein schmerzhaftes Leben auf das eheste aufzugeben, wenn die Krankheit unheilbar wäre, oder seine Genesung geduldig abzuwarten, wenn solche mit der Zeit erfolgen könnte;

er suchete nicht gegen das Flehen seiner Frau, gegen die Thränen seiner Tochter, und gegen die Unruhe seiner Freunde unempfindlich zu seyn; er wollte gerne nicht ihre Hoffnung durch einen vorsetzlichen Tod zunichte machen, wenn nur dieselbe nicht ein Betrug ihrer Zärtlichkeit wäre. » Dieses, setzet **Plinius** » hinzu, halte ich für eben so schwer in der Ausführung, als für groß in dem Entwurfe. « Und als ein Heyd zu reden, hat er recht, weil grosse Männer unsers Jahrhunderts, des Beystandes der Offenbahrung ungeachtet, Mühe haben, zu bekennen, daß der Mensch niemals berechtiget sey, zu beurtheilen, ob der Tod ihm nützlicher sey, als das Leben, ein Endurtheil darüber zu fällen, und es zur Vollstreckung zu bringen. Ich will hier Niemanden als den Herrn von **Maupertuis** anführen, und mit folgenden Worten aus seinem **Versuche der philosophischen Sittenlehre** (*) beschliessen.

» Diejenigen, die über diese Materie geschrieben
» haben, behaupten, daß ein solches Hülfsmittel,
» weitgefehlt daß es eine edelmüthige That seyn sollte,
» nichts als eine wahrhafte Verzagtheit sey. Allein
» mich dünket, daß man auf solche Art die verschiedenen Stellungen nicht gehörig unterscheidet, in
» welchen sich ein Mensch befinden kan. Wenn
» man von einer Religion herkömmt, die dem, der
» geduldig leidet, ewige Belohnungen verspricht,
» die dem, der stirbt um nicht zu leiden, ewige
» Strafen dräuet, so ist derjenige, der sich tödtet,
» weder ein beherzter Mann, noch ein Feigherziger,
» es ist ein Rasender: oder die Sache ist vielmehr
» un-

(*) *Essai de Philosophie Morale*, Kap. V. S. 226. u. 227. des I. Bandes der Lyoner Ausgabe 1756.

» unmöglich. Allein wir wollen hier den Menschen
» nur in dem natürlichen Zustande betrachten, ohne
» Furcht und ohne Hoffnung eines andern Lebens,
» und in so fern er blos beschäftiget ist, seinen Zu-
» stand zu verbessern. In dieser Stellung ist es
» offenbar, daß weder Ruhm noch Vernunft ein
» Beweggrund seyn könne, sich einem Uebel zum
» Raube zu überlassen, dem man nicht anders als
» durch einen Schmerzen von einem Augenblicke
» entgehen kan. So bald die Summe des Bösen
» die Summe des Guten übersteiget, ist das Nichts
» dem Daseyn vorzuziehen; und die Stoiker denken
» richtig, wann sie den Tod für ein nützliches und
» erlaubtes Mittel ansehen. Einige haben ihn so
» gar ziemlich leichtsinnig angerathen; und Mar-
» cus Aurelius, diese so sanfte und schöne Seele,
» dachte so. Gehe aus dem Leben, sagte er, (*)
» wenn es dir zur Last wird, aber gehe hinaus
» ohne Klagen und ohne Murren, wie aus
» einer Kammer, die rauchet.

(*) Siehe des Vaters Ansaldi Werk, wovon ich in der *Biblotheque impart.* Band XIII. S. 135. u. f. einen Auszug gegeben habe.

XXIII. Brief.

XXIII. Brief.

Plurimum interest . . . . quam personam tibi imponas, quæ sapienti viro ita aptanda est, ut perferatur.

* * *

Alles kömmt darauf an, zu wissen . . . . was für eine Rolle du zu spielen gedenkest, und nicht zu vergessen, daß ein weiser Mann sich dieselbe so wählen müsse, daß er sie bis an das End fortsezzen könne.

Eine vortrefliche Lehre, und aus der Zahl derer, die gar sehr hintan gesetzet werden! Pompejus Falco, des Plinius Freund, verwaltete das Tribunat, und hatte ihn um seine Meinung befraget, ob es sich für ihn schickete, während er Tribun wäre zu advociren. Plinius verweiset ihn auf den Begriff, den er selbst sich von seiner Würde machte. Er führet ihm hierauf sein eigenes Beyspiel an, was für eine Aufführung er in eben demselben Falle beobachtet habe, und was für Unbequemlichkeiten er gefunden, die Verrichtungen eines Tribuns und eines Advocaten mit einander zu vereinigen. Diejenigen, die er anführet, fallen in der That in die Augen, indem ein und eben derselbe Mann nicht auf einem hohen Posten stehen, und daselbst sein Ansehen behaupten kan, während daß man ihn alle Tage in einem geringern Stande solche Begegnungen erleiden siehet, die mit einem obrigkeitlichen Amte, welches ehrwürdig und heilig ist, sich nicht vertragen können.

Der Geitz machet zuweilen, daß die Menschen über dergleichen Betrachtungen hinausgehen. Man vereiniget mehrere Posten mit einander, um die Einkünfte davon zu ziehen, und man spielet ungefehr die Rolle des Knechts vom Harpagon dabey. Dies ses ist ein sehr grosser Mangel an edler Denkungsart und an Rechtschaffenheit, der diejenigen, die ihn bey sich merken lassen, nothwendig ganz verächtlich machen muß.

Man kan hier zur Regel annehmen, daß es nicht erlaubt ist, mehrere Bedienungen zu übernehmen, als in so weit man jeder von denselben mit eben dem Erfolg und mit eben der Anständigkeit vorstehen kan, als ob sie die einzige wäre, die man zu verwalten hätte. Was kan dem zufolge verhaßter, schandbarer seyn, (man kan hier nicht harte Ausdrücke genug brauchen,) als diese Vervielfältigung der geistlichen Pfründen, die zum Zwecke hat, einem Prälaten gemächliches Leben zu verschaffen, indem man ihn der Sorgen des wichtigsten und herrlichsten Amtes entlädet?

XXIV. Brief.

XXIV. Brief.

Scholasticis porro, ut hic est, sufficit abunde tantum soli, ut relevare caput, reficere oculos, reptare per limitem, unamque semitam terere, omnesque viticulas nosse, & numerare arbusculas possint.

* * *

Die Herren Gelehrten, die, wie er, im Studiren vertiefet sind, brauchen nur so viel Landes, als sie nöthig haben, sich von der Kopfarbeit zu erholen, und die Augen zu erquicken. Sie brauchen weiter nichts als eine Allee zum Spazirengehen, einen Weinberg, dessen sämtliche Stöckchen sie merken können, so viel Bäume, daß sie die Zahl davon behalten können.

Nichts ist schöner als die Art des Ausdruckes, die in dieser Stelle herrschet, nichts ist wahrer, als der Gedanken, der darin lieget. Suetonius Tranquillus, der Geschichtschreiber der XII. Cäsarn, ein Zeitgenoß und Freund des Plinius, will ein kleines Landgut, so feil ist, kaufen, und bittet den Plinius, ihm den Kauf machen zu helfen. Plinius überträgt es dem Bebius Hispanus, und ersuchet diesen, das Gut um einen billigen Preis zu erhandeln, weil ein schlimmer Kauf nicht anders als misfallen könne, sonderlich wenn es auf eine Sache ankomme, die uns beständig vor Augen bleibe, und die uns alle Augenblicke unsere Unvorsichtigkeit vorzuwerfen scheine. Hernach führet er die Gründe an, die man oben gelesen hat, um zu zeigen, daß Suetonius, als ein Gelehr-

lehrter, und als ein Mann, der dem Studiren obliege, kein weitläufigeres Gut brauche.

So viel ich aus meiner eigenen Erfahrung urtheilen kan, hat Plinius seine Ausmessung in der genauesten Richtigkeit gemacht. Wenn man eine bequeme Wohnung hat, wenn man von der in einen kleinen Garten gehen kan, der nur eine Allee hat, in dem man alle Bäume, alle Weinstöcke, so zu sagen alle Blätter kennet, das ist gerade was ein jeder zu seinem Zeitvertreibe und zu seiner Erhohlung brauchet, der seine Studirstube allem übrigen vorziehet, und nur aus derselben geht, um frische Luft zu schöpfen, und wieder dahin zurückkehret, so bald er den Kopf von der Arbeit des Studirens ein wenig erleichtert hat. Ein weitläufigeres Eigenthum ist, wenn man es selbst benutzen will, eine Quelle von Unruhen, mit denen sich ein fortdauernder Fleis nicht vertragen kan. Man muß zwischen der häuslichen und zwischen der gelehrten Arbeit wählen, oder sich zum voraus versichert halten, daß bey der einen so wenig als bey der andern etwas kluges herauskommen werde. Ein Gelehrter in einer Kammer unterm Dache, wo ihm alle Bequemlichkeiten des Lebens mangeln, ist zu beklagen; allein er ist, alles zusammen genommen, daselbst noch eher am rechten Orte, und kan da bey seiner Lampe bessere Schriften machen, als wenn man ihn mitten in die landwirthschaftlichen Arbeiten versetzte, die zur Verwaltung eines beträchtlichen Guts erfordert werden, zumal wenn er nicht für sich seyn kan, sondern sich um alles bekümmern und an allem Theil nehmen muß.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Boileau brauchte nichts als seinen Garten zu Auteuil. Hier, wo er sich auf die Sorgfalt des treuen Anthons verließ, konnte er

. . . Vertieft und eigensinnig
Bald den Kopf hängen, bald die Augen aufheben,
Und mit stoßweise in die Luft fliegenden Worten
Die in seinen Alleen sitzenden Vögel erschrecken.

Ende des Ersten Buches.

Der heydnische Philosoph, oder Gedanken des Plinius, mit gelehrten und moralischen Betrachtungen.

Zweytes Buch.

I. Brief.

Si tamen fas est aut flere, aut omnino mortem vocare, quo tanti viri mortalitas magis finita quam vita est.

* * *

Wenn es anders erlaubt ist einen Tod zu beweinen, oder ihn überhaupt einen Tod zu nennen, der mehr der Sterblichkeit, als dem Leben eines so grossen Mannes ein Ende gemacht hat.

Auch diese Worte, die so voller Stärke und Wahrheit sind, muß man in einem ganz heydnischen Sinne nehmen, wann man sie auf wahre Christen anwenden will. Jenes Leben, das sich niemals endigen wird, ist dasjenige, welches

machet, daß man bey den Menschen im Andenken bleibet; ein in der Einbildung bestehendes Leben, und welches denen, die es angehet, sehr unnützlich ist. **Plinius** erkläret sich in folgenden Worten deutlich hierüber. » Denn, sagt er, er lebet und wird im» merdar leben; Er wird so gar öfter im Andenken » der Menschen und in ihren Gesprächen seyn, » nachdem er sich ihren Augen entzogen hat. « Fürwahr ein eitler Vorzug, wenn man ihn allein betrachtet, und seine Begierde auf denselben einschränket! Es ist noch besser sich an das *qui bene latuit, bene vixit*, zu halten; oder besser zu sagen, man muß ruhig der Anleitung seines Gewissens folgen, ohne zu suchen sich zu verstecken oder sich sehen zu lassen. Indessen beruhet fast alles, was unter den Menschen Ruhm genennet wird, auf diesem Grunde. Dieser Ruhm läuft darauf hinaus, daß man von sich zu reden gibt; und man bekümmert sich wenig um die Natur und Rechtmäßigkeit der Mittel, die man anwendet, um zu diesem Zwecke zu gelangen. Dieß ist ein **Locus communis**, bey dem ich mich nicht aufhalten will; er findet sich fast bey allen unsern Schriftstellern, die Sittenlehren geschrieben haben, und einige haben ihn vortreflich abgehandelt.

Ich darf aber den Namen und Charakter der Person nicht vergessen, über welche **Plinius** diese Anmerkung gemacht hat. Dieß ist auch noch eine von den schönen Schildereyen, die die Tugend persönlich darzustellen scheinen. Dergleichen Bilder verschönerten sich ohne Zweifel nicht selten unter dem Pinsel desjenigen, der sie zeichnete; bald durch die Begeisterung, in die er bey der Arbeit gerieth, bald durch eine Wirkung einer vorgefaßten Meinung, so ihm die Freundschaft einflößete. Allein derjenige

Römer, von dem hier die Rede ist, hat eben dasselbe Zeugniß von allen zeitverwanten Scribenten erhalten. Es ist der berühmte **Virginius Rufus**. Er hatte drey und achtzig Jahre gelebet, und sich seines Ruhmes dreyßig Jahre lang zu erfreuen gehabt. Er starb alt, und mit Ehre überhäufet. Als er sich gefaßt machte, dem Kaiser **Trajan** öffentlich für das Consulat zu danken, zu welchem er ihn erhoben hatte, fällt ein ziemlich grosses Buch, so er hielt, ihm als einem so bejahrten Manne, und der stund, durch seine eigene Schwere aus der Hand. Er will darnach greifen, und es geschwind aufheben; der Boden war glatt, der Fus glitschet ihm aus; er fällt, und bricht eine Rippe. Sie wurde übel eingerichtet, und die Knochen gaben sich nicht wieder zusammen, weil sich die Natur, seines Alters halben, nicht helfen konnte. Sein Tod war langsam und schmerzhaft, allein er dienete zu Erhöhung seines Ruhmes. **Trajan** ließ ihm ein prächtiges Leichenbegängniß halten. **Tacitus**, der damals Consul war, hielt ihm die Leichenrede. » Das Glück, » sagt **Plinius**, welches dem Virginius allezeit » treu war, hatte ihm zur letzten Gefälligkeit diesen » so geschickten Lobredner aufbehalten. « Es ist schade, daß ein so kostbares Stück, als diese Rede hat seyn müssen, dem Raub der Zeiten nicht entgangen ist.

Plinius hatte mit diesem hohen Verblichenen in enger Verbindung gestanden, welches seine Betrübniß vermehrete. Sie waren in zwoen benachbarten Städten gebohren. Ihre Landgüter stiessen an einander. Er war ihm zum Vormund gegeben worden, und hatte eine väterliche Zärtlichkeit für ihn gehabt. » Ich habe, fähret **Plinius** fort, keine

» Stelle erhalten, um die er sich nicht öffentlich für
» mich bemühet hätte, und daß er nicht aus seiner
» Einsamkeit herbey geeilet wäre um mich mit sei-
» ner Gegenwart und seinem Ansehen zu unterstüz-
» zen, ob er gleich seit langer Zeit dieser Art von
» Pflichten entsaget hatte. « Wie sollte eine edle und zärtliche Seele nicht bey einem solchen Verlust lebhaft gerühret werden? Und was kan man auf der Welt schätzbarers haben, als Freunde von dieser Gattung? Des Plinius Ausdrücke scheinen ihm auch von Herzen gegangen zu seyn. » Mein Geist,
» sagt er, kan sich von dem Virginius nicht los-
» machen, ich kan an nichts denken, als an den
» Virginius, er schwebet beständig vor mir. Ich
» meine immer ihn zu hören, mit ihm zu reden, ihn
» zu umarmen.

II. Brief.

Amor . . . μικρολίτιος semper.

* * *

Die Liebe will gezanket haben.

So übersetzet es der Herr von Sacy: allein das griechische Wort bedeutet eigentlich geneigt, über Kleinigkeiten unruhig zu werden und zu zanken. Und das ist in der That eine der kenntlichsten Eigenschaften dieser Leidenschaft. Da man von dem geliebten Gegenstande ganz eingenommen ist, so hält man nichts für gleichgültig, was nur die geringste Beziehung darauf hat, und besonders ist man sinnreich sich ohne Ursache zu peinigen. Ueberhaupt erniedrigen und verringern die Leidenschaf-

schaften den Geist nach dem Maasse ihrer Stärke; und gleichwie die Liebe unter allen die heftigste ist, also gibt es auch keine, die die Menschen kleiner, kindischer mache, und die sie dem Zustande der Kinder, oder auch der Narren, näher bringe. Wenn man den Zeitvertreib zweyer Kinder ansieht, die mit einander erzogen werden; wenn man ihnen in ihrer Lebhaftigkeit, in ihrer Freude, in ihrem Verdrusse, in ihren Liebkosungen, in ihren Zänkereyen nachgeht; wenn man Acht gibt, wie sie von einer dieser Stellungen auf die andere fallen, in einem Huy, ohne daß man zum öftesten entdecken könne, warum; so hat man ein Bild der Liebe und ihrer Wirkung auf zwey Herzen, die sie erfüllet. Unsere geschickten Romanenschreiber ziehen aus dieser Art von Minen die meisten Erfindungen, womit sie ihre Schriften auszieren. Und obgleich die romanischen Charakter gemeiniglich zu stark und übertrieben sind, so haben wir doch oft solche Exempel vor Augen, die von diesen Erdichtungen wenig unterschieden sind. Dergleichen sind diejenigen wackeren, gesetzten Leute von reifem und zuweilen schon beträchtlichem Alter, die die Liebe verjüngert, und zugleich lächerlich machet, indem sie selbige zu Spielung dieser kindischen Rolle verleitet, die nur den blühendsten Jahren des Lebens gut lässet. Die Liebe ist ein Tyrann, man muß ihr Joch abschütteln, so bald es nur immer möglich ist. Die Jahre, die sie uns raubet, sind eine Verblendungszeit, die für die Gesellschaft und uns selbst verlohren ist. Den Reizungen eines Geschlechtes, welches gebohren ist um uns zu gefallen, den Tribut zu bezahlen, heisset ein Mensch seyn; von einem Gegenstande auf den andern fallen, und sein Leben mit Treibung abgeschmackter Possen zubringen, heißt sich seiner Würde entsetzen, und den

Zweck seiner wahren Bestimmung ganz aus dem Gesichte verliehren.

Doch, nachdem ich so vieles von der Liebe geredet habe, muß ich anmerken, daß in diesem Briefe des **Plinius** dieses Wort nur so viel als Freundschaft bedeute. Er richtet ihn an einen Freund, um demselben einen höflichen Verweis zu geben, daß er ihm nicht schreibe. Der ganze Inhalt des Briefes ist scherzhaft. **Plinius** stellet sich ganz böse, und versichert, daß er nicht wieder gut werden würde, als unter der Bedingung, daß sein Freund ihm künftig sehr oft, und sehr lange Briefe schreibe. » Ich » nehme, sagt er, keine andere Entschuldigung an, » als diese. Alle andere werde ich für Possen hal» ten. Komme mir ja nicht mit solchen Ausflüch» ten: ich war nicht zu Rom, ich hatte so viel » zu thun . . . . « Man sieht wohl, daß dieses nicht buchstäblich kan genommen werden. Die Freundschaft hat keine solche heftige Ausdrücke. Man weis es abwesenden Freunden keinen Dank, daß sie natürliche und leichte Gelegenheiten versäumen, uns von sich Nachricht zu ertheilen; allein man denket nicht daran ihnen zuzumuthen, daß sie sich bemühen, daß sie dringende Geschäfte liegen lassen sollen, um einen Briefwechsel zu besorgen, dessen eine aufrichtige Freundschaft zu ihrer Aufrechthaltung nicht benöthiget ist.

Nur die Verliebten werden nicht müde zu schreiben, und sich tausendmal einerley zu wiederholen; Nur sie bekümmern sich, und wollen verzweifeln, so bald der geringste Vorfall den Lauf dieser Ergiessung der Ausdrücke und Empfindungen aufhält. Die **Mikrätie** ist die Seele dieses unerschöpflichen Ueberflusses: so bald sie aufhöret, kan man drauf rechnen,

daß

daß die Liebe nachlasse. Bey der Freundschaft hingegen würde die Mikrätie zu nichts dienen, als zween Freunden gegen einander Eckel zu machen; und unvermerkt würden sie einer so beschwerlichen Verbindung entsagen. Nur muß man die Gemüther unterscheiden. Es gibt ihrer einige, die überhaupt zur Grübeley geneigt sind; und wie es unterweilen geschiehet, daß Freunde, die übrigens sehr schätzbar und nützlich sind, diesen Fehler haben, so würde man unrecht thun, wenn man aus diesem Grunde ihrer Freundschaft entsagen wollte. Alle Verbindungen des Lebens halten sich nur durch eine gegenseitige Unterstützung aufrecht. Glück genug, wenn man sie mit Leuten eingehen kan, bey denen der Grund gut, und das Herz redlich ist.

III. Brief.

Poscit controversias plures, electionem auditoribus permittit, sæpe etiam partes: surgit, amicitur, incipit: statim omnia, ac pæne pariter, ad manum.

* * *

Er fordert mehrere streitige Fragen, und läßet die Zuhörer wählen, ob er über diese oder jene reden, ob er sie vertheidigen oder angreifen solle. Er steht auf, kleidet sich, und fängt an: gleich ist alles, und fast auf einmal, bey der Hand.

Derjenige, der diese Gabe der Extemporalität hatte, in die Plinius ganz vergaffet scheint, ist der Rhetor Isäus, der damals eben erst in Rom angelangt war. Wir wollen denn zuerst die Lobsprüche ansehen, die er zusammen häufet, und

hernach unsere Meinung über diese Gabe an sich selbst sagen.

» Der Ruf, hier redet **Plinius**, verbreitete » Wunderdinge von dem Jsäus, ehe er anlangete; » und der Ruf sagte noch nicht genug von ihm. » Nichts gleichet der Leichtigkeit, der Mannigfal- » tigkeit, dem Reichthum seiner Ausdrücke. Er » bereitet sich niemals, und redet immer, wie einer, » der sich vorbereitet hat. . . . Seine Gedanken » sind tiefe; seine Worte, (allein was für Worte? » die geschicktesten, und ausgesuchtesten,) scheinen » seinen Gedanken entgegen zu fallen. Aus seinen » Reden, auf die er am wenigsten gedacht hat, sie- » het man, daß er viel gelesen und viel geschrieben » hat. Er macht den Anfang mit Anständigkeit; » er erzehlet deutlich; er streitet heftig, schliesset » stark, und streuet überall Blumen aus. Kurz, » er unterrichtet, er gefällt, er beweget. . . . Sein » Gedächtniß ist ein Wunderwerk. Er fängt eine » aus dem Stegreife gehaltene Rede wieder von » vornen an, und fehlet kein einziges Wort. Fleis » und Uebung haben ihm diese wunderbare Gabe » zuwege gebracht. Denn was er thut, was er » höret, was er saget, alles beziehet sich darauf. » Er hat schon das sechzigste Jahr zurückgeleget, und » übet sich noch immer in den Schulen.

Dieses war der Gegenstand der lebhaften Bewunderung des **Plinius**; und wir müssen ihm wenigstens auf sein Wort glauben, daß Jsäus so gewesen sey, wie er ihn vorstellet, und daß er die Kunst, über allerley Materien ohne Vorbereitung geschickt zu reden, im höchsten Grade besessen habe. Allein diese Kunst der Rhetoren, eben so wohl als die Fertigkeit der Sophisten, gegen Jeden, der ihnen in den

Weg kömmt, über die Bejahung und Verneinung aller vorgelegten Fragen ohne Maasse zu disputiren, scheint mir ein wahrhaftiger Misbrauch der Rede, und gewisser maassen eine Beschimpfung der Vernunft zu seyn. Es ist leicht zu begreifen, wie eine beständig angestrengte Einbildungskraft, der man immer Nahrung verschaffet hat, die sie nicht schlaff werden lässet, einem Menschen, der übrigens stufenweise zu dieser Fertigkeit gelanget ist, so wohl geordnete und geschmückte Worte eingeben könne, die vermögend sind, die Aufmerksamkeit zu fesseln, und sich Beyfall zu erwerben. Wenn man aber die Sache recht überleget, so ist diese Hurtigkeit einem Menschen von gutem Verstande unanständig, und sie muß der Urtheilskraft nothwendig Eintrag thun. Gewisse Wirkungen der Seele können niemals auf einen ausserordentlichen Grad getrieben werden, als auf Unkosten der übrigen. Man muß daher, ehe man eine dergleichen Gabe verlanget und zu erwerben suchet, sorgfältig den Ueberschlag machen, ob bey dem Besitze derselben nicht mehr zu verliehren, als zu gewinnen stehe.

Die Sachen sind heutiges Tages nicht mehr auf dem Fusse, wo sie zu des **Plinius** Zeiten waren; Man sieht keine Rednerschulen mehr, wo sechzigjährige Greise hingehen und sich den Proben unterwerfen sollten, aus denen **Isäus** sich zu des **Plinius** Vergnügen so vortreflich heraus zu helfen wuste. Und gewiß, unter allen **Extemporalitäten** ist diese am wenigsten vernünftig und nützlich. Gegen einen geschickten Mann in dieser Art, dessen ganzes Verdienst gleichwohl blos darin bestehet, daß er sich zur Schau ausstellet, und müßigen Zuhörern zum Zeitvertreibe dienet, wird es allezeit hundert schlech-

schlechte Schwätzer und Plauderer geben, die den Marktschreyern auf ihrem Gerüste gleichen. Und wie könnte es anders seyn, da es sich bey den heutigen Profeßionen, wobey man der Beredsamkeit nöthig hat, ohngefehr auf besagte Weise verhält, ob sich die Redner gleich in ihrer Studirstube vorbereiten, und nicht eher öffentlich auftreten, als bis sie in ihrem Gehirne alle Worte in Ordnung gestellet haben, die ihr Mund hersagen soll. Inzwischen ist es der Mühe werth, zu untersuchen, was man auf die Extemporalität in Absicht auf diejenigen Bedienungen halten solle, die uns verbinden, öffentlich zu reden. Man muß gleich Anfangs zwischen der Beredsamkeit vor Gerichte und auf der Kanzel einen Unterschied machen. Die erstere kan der Gabe, aus dem Stegreife zu reden, unmöglich entrathen. Der Advocat mag sich allerdings aufs sorgfältigste vorbereiten, was den Grund seiner Sache, und selbst die Ausdrücke der Rede betrift, womit er sie vertheidiget. Nachmals aber in den Replicken, Duplicken u. s. w. welche auf solche Klagreden folgen, und in der Gerichtsstube selbsten, in Gegenwart des Richters gemacht werden, hänget der Erfolg von der Gegenwart des Geistes, von der Leichtigkeit sich auszudrücken, von dieser Stärke der Einbildungskraft, die lebhafte Züge und glückliche Wendungen an die Hand gibt, mit einem Worte von den Eigenschaften ab, die Plinius an dem Isäus rühmete. In den Denkwürdigkeiten des Lebens des berühmten Advocaten Cochin, die sich vor seinen Werken finden, kan man viele besondere Anmerkungen sehen, die dieser Materie ein grosses Licht geben. Cochin war ein ganz anderer Mann, als Isäus; und Plinius würde ihre Verschiedenheit wohl gemerket haben, wenn er sie vor Augen gehabt hätte.

Was

Was die heilige Beredsamkeit anlanget, so hat der Herr Abt Trublet vortrefliche Anmerkungen über den Vortheil und Schaden der Methode, ohne Beyhülfe des Schreibens und des Gedächtnisses zu predigen, gemacht. Nach meiner Meinung ist die Geschicklichkeit, aus dem Stegreife zu predigen, mehr für ein Nothmittel, als für eine eigentlich so genannte Gabe anzusehen, die man geltend zu machen suchen müste. So viele Geschicklichkeit und Fähigkeit man auch haben mag, ist es doch unmöglich, so genau, so einförmig, so zierlich, so gründlich zu seyn, wann man aus dem Stegreife redet, als wann man sich vorbereitet. Die grossen Redner in der römischen Kirche so wohl, als bey den Protestanten, haben ihre Predigten jederzeit geschrieben und auswendig gelernet. Sonderlich ist es etwas sehr wichtiges für angehende Prediger, daß sie sich nicht von einer anscheinenden Leichtigkeit und von dem Fortgange verführen lassen, den sie etwa in der Extemporalität haben möchten; dieses macht sie zu schlechten Rednern auf die ganze Zeit ihres Lebens. Einige werden bald trocken, und ermüden ihre Zuhörer durch einen schwerfälligen Vortrag, und durch eckelhafte Wiederholungen. Andere sind gezwungen in den Tag hinein zu schwätzen, und in einer Fluth von Worten tausend gemeine Dinge zu sagen, auch wohl Sätze vorzubringen, die wenig oder keinen Verstand haben. Die Ehrerbiethigkeit, die einem so herrlichen Dienste, als der am Worte GOttes ist, gebühret, soll alle diejenigen, die sich ihm widmen, von den Wegen entfernen, die zu dergleichen Misbräuchen führen. Man hat ohnehin Mühe genug, die Ehre der Religion aufrecht zu halten, und sich den Verwüstungen des Unglaubens und der Laster entgegen zu stellen, wenn man alle seine Kräf-

te und allen Fleis anwendet, den Pflichten des Kirchenamtes wohl nachzukommen, und insonderheit würdig und so zu predigen, daß es Frucht bringe.

Daß aber nachgehends in dringenden Fällen ein Redner, der in seiner Kunst alt geworden ist, der einen Vorrath von Gedanken hat, und der auf seinen Ausdruck rechnen kan, auf der Kanzel mit einem Entwurfe erscheine, den er aus dem Stegreife ausführet, das hat allerdings seinen Nutzen; und es wäre so gar zum Besten derjenigen Prediger, die Märtyrer ihres Gedächtnisses sind, zu wünschen, daß diese Gabe gemeiner wäre. Auch wann man eine studirte Rede hält, ist es sehr vortheilhaft, aus dem Stegreife reden zu können, weil es zuweilen geschiehet, daß einem eine Gedanke, eine Periode, in dem Augenblicke entfalle, da sie gesagt werden soll; Und da kan man einige Augenblicke fort reden, ohne daß die Zuhörer die Lücke gewahr würden. Ausser dem muß ich diejenigen tadeln, die sich vorsetzlich diese Fertigkeit zu erwerben trachten, und die, wann sie selbige erlangt haben, sich damit groß machen. Man wird mich niemals bereden, daß sehr mittelmäßige Leute es dahin bringen, durch eine Art von Inspiration vortreflich zu predigen. Doch ich habe alles, was ich von den Unbequemlichkeiten der unstudirten Predigten denke, in meinen Briefen über das Predigen (*Lettres sur la Prédication*) gesagt. Wir wollen noch einen Augenblick wieder auf den Jsäus kommen.

Plinius macht bey Gelegenheit desselben noch eine andere ganz besondere Anmerkung; er sagt, bey Leuten von seinem Charakter wäre es eigentlich, wo man Gutheit, Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit in ihrer völligen Lauterkeit suchen müste. Die Ur-

sache

sache ist nach seiner Meinung, weil diejenigen, die ihr Leben in wirklichen und ernstlichen Streitigkeiten, und in dem Gelärme vor Gerichte zubringen, auch wohl gegen ihren Willen mehr Schlingen in den Kopf kriegen, als ihnen lieb ist; an statt daß man in den Schulen, wo alles nur Erdichtung und Fabel ist, lauter Sachen antrift, mit denen die Einbildungskraft spielet, und der Verstand sich belustiget, sonderlich wann man schon bey Jahren ist. » Denn, setzet er hinzu, welches Vergnügen kan » für das Alter unschuldiger seyn, als dasjenige, » so die angenehmste Belustigung eines ordentlichen » Lebens ist? Ich halte daher den Jsäus nicht al» lein für den beredtsten, sondern auch für den glück» lichsten Mann in der Welt.

Alles dieses kömmt mir nicht sonderlich gründlich vor. Die Uebungen vor Gerichte setzen keine Schlingen in den Kopf, und machen einen Menschen nicht zänkischer, wenn sich bey ihm keine natürliche Neigung dazu findet. Der berühmte Cochin, von dem ich vorher geredet habe, war der ehrlichste und aufrichtigste Mann von der Welt. Und wenn man bis zu dem Cicero zurückgehen will, so findet man bey diesem römischen Redner Freundlichkeit und aufgewecktes Wesen genug, so durch seine langen, häufigen und heftigen Reden nie vermindert worden. Es verhält sich eben so fast überhaupt mit allen denen, die einige vorzügliche Geschicklichkeit und Denkungsart haben, wenn sie diese Profeßion zu treiben anfangen: denn ich glaube nicht, daß man niederträchtige Werkzeuge einer verächtlichen Schikane, die sich diesem Stande gewidmet haben, weil die Natur sie zur Bosheit und zum Raube gebildet hatte, für etwas rechnen müsse.

Ist es auf der andern Seite wahr, daß ein Leben von der Art, wie Jsäus das seinige zugebracht hat, eine Ursache und Quelle von Gutheit, Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit sey? Wir haben heutiges Tages nichts, womit wir die Beschäftigung des Jsäus vergleichen könnten, wir müsten denn der Schulpräceptoren ihre wählen, als welche ihr Leben damit zubringen, daß sie immer eben die Dinge durcharbeiten, die auch der Gegenstand ihrer Lectionen sind. Wie diese Uebung die Schranken des Geistes natürlicher Weise zusammen ziehet, so kan dieses in der That ganz gute Leute machen, die vielleicht ohne Bosheit, ohne Anzettelung listiger Händel, und mit einer gewissen Zufriedenheit, welche die Stärke der Gewohnheit und das Vergnügen zu herrschen ihnen gewähret, in ihren Classen alt werden. Es ist dieses ein Bild einer Art von ununschränkter Regierung, welche in Ermangelung eines ansehnlichern Reiches nicht unterlässet einer der natürlichsten Neigungen des Menschen zu schmeicheln. Allein aus dieser ununterbrochenen Beschäftigung entstehet mit der Zeit ein pedantisches und schulmeisterisches Wesen, welches nicht leicht gestattet, den Charakter und Zustand dieser Leute zu beneiden, so bald man einigen Geist und einige zärtliche Denkungsart hat. Jch finde in einem ganz neuen Werke eine Stelle, welche diejenigen, wovon ich rede, ziemlich gut schildert. Hier ist sie. » Sehet das steife Wesen, die » lächerliche Ernsthaftigkeit des **Vadius** an. Hat » jemals der römische Senat, selbst zu den Zeiten » der **Cineas**, eine gravitätischere Stirn in seinem » Umfange gehabt? Wie hart er mit dieser gesam» ten Jugend redet, die um ihn ist! Dieses zuver» läßige und trotzende Wesen, diese schulmeisteri» schen und lehrreichen Geberden, wozu er sich bey

» seinen Schülern gewöhnet hat, bringt er in alle
» grosse Versammlungen mit. Er möchte gerne die
» ganze Gesellschaft unter seiner Ruthe halten. Er
» hält sich für den Lehrmeister der ganzen Welt. Er
» hat immer eine Menge historischer Stellen, die
» er zur Unzeit anführet. Er hat geistvolle Ab-
» handlungen über die schwersten Stellen der Alten
» geschrieben. Man rühmet seine Gelehrsamkeit;
» man lobet des Vadius Gaben in der Kunst zu
» unterweisen; aber ich wollte, daß man diesen
» Mann, der so viel weis, etwas lehrete, das er
» nicht weis; daß das gröste Unglück so seinen Un-
» tergebenen widerfahren könne, dieses sey, ihm zu
» gleichen. (*)

IV. Brief.

Quod ceſſat ex reditu, frugalitate ſuppletur: ex qua, velut e fonte, liberalitas noſtra decurrit.

* * *

Was mir auf der einen Seite an Einkünften abgehet, ersetze ich auf der andern durch Sparsamkeit, die die sicherste Quelle meiner Freygebigkeit ist.

Es gibt wenige Leute, die von der Art, wie man seine Güter und Einkünfte verwalten müsse, einen richtigen Begriff haben. Einige meinen, die ganze Haushaltungskunst bestünde in einer filzigen Knickerey, und sie haben sonst kein Vergnügen, als daß

(*) *Eſſai ſur les Mœurs*, (von Herrn Soret.) Brüssel (Paris) 1756. S. 20, 21.

daß sie nicht nur Thaler auf Thaler, sondern Häller auf Häller häufen. Andere glauben eine unerschöpfliche Quelle zu haben, und weil sie sich allen ihren Einfällen überlassen, so finden sie bald Mittel, sich auf dem trockenen zu sehen. Blos der Mangel an Ordnung ist schon hinlänglich, die besten Häuser zu Grunde zu richten; sie untergraben sich insgeheim, ohne einigen scheinenden Aufwand zu machen; und man erstaunet über einen Abfall, den man nicht hatte vorher sehen können. Hier ist der Fall, wo man sich niedersetzen, und das was man thun will, so wohl als die Mittel, die man hat, es zu thun, überrechnen muß. Verständige Personen, die ein ehrliches Einkommen zu ihrem Stande haben, das aber gering wäre, wenn sie Staat treiben, köstliche Tafel halten, und andere im Schwange gehende Arten der Verschwendung mit machen wollten, finden, ohne sich Gewalt zu thun und blos durch eine Wirkung der Ordnung, die sie einmal in allen ihren häuslichen Verrichtungen eingeführet haben, das Geheimniß, angenehm zu leben, bey erfordernder Gelegenheit freygebig zu seyn, und wohl gar ihr Capital zu vergrössern. Ein Blick zeiget ihnen den Zustand, worin sich ihre Sachen befinden, so bald sie ihn nur wissen wollen; und hierdurch werden sie vermocht, ihre Ausgaben einzuschränken oder zu erweitern, nachdem die Regeln der Klugheit, und die Zeitläufte, in denen sie sich befinden, solches erfordern. Wenn man ausgibt ohne zu rechnen, so unterbleibt es nicht leicht, daß man seine Einkünfte voraus verzehre, und sich in Schulden stecke; ist man denn erst einmal auf einen gewissen Grad der Unordnung gebracht, so ist dieses ein steiler Abhang, und man wird wider Willen in den Abgrund des Elendes hingerissen.

Es ist fast unmöglich, daß dieser Umschlag denen widerfahre, die ihre Ausgabe nach der Einnahme also einrichten, daß sie immer ein wenig unter dem bleiben, was sie thun könnten, um das Vergnügen zu haben, sich stufenweise und unvermerkt zu erhöhen, ohne jemals zurück zu kommen, sie müsten denn in eine allgemeine Landesnoth eingeflochten, oder sonst einem Unglücke blosgestellet werden, das kein menschlicher Witz vorher entdecken kan. Dieses ist das ganze Geheimniß hauszuhalten: Viele bilden sich ein, daß solches eine beschwerliche und verdrießliche Arbeit sey, da es doch im Gegentheile die leichteste und angenehmste Sache von der Welt ist, die gar kein Kopfbrechen erfordert, und eine stetsbleibende Zufriedenheit in dem Herzen hervorbringt.

Hingegen ist nichts verdrießlicher als der Zustand derjenigen Leute, die in ihren Sachen blind sind, und in deren Händen die Verwaltung der Güter wie eine Spindel voll Garn ist, die sich täglich mehr verwirret, bis es endlich unmöglich wird, sie abzuwickeln. Wenn die Verführung einiger plumpen Vergnügungen den Anblick des Elendes, das ihrer wartet, eine Zeitlang benimmt, so ist nachmals der Schlag, wann er erfolgt, nur desto schwerer.

Ich habe gesagt, daß der Sturz bis in den untersten Abgrund unvermeidlich sey, wenn man einmal angefangen habe, zu fallen: Indessen könnte man mittelst einer andern Regel, noch demselben entgehen, und, wie es zuweilen ein geschlagenes Heer machet, einen anständigen Rückzug nehmen, der allemal besser ist, als eine gänzliche Niederlage. Dieses ist die Regel der Verminderung. Man machte eine gewisse Figur, man unterhielt einen gewissen Staat. Der Untergang einer unzehligen Menge Leu-

te kömmt daher, weil, nachdem sie gemerket, daß sie diese Figur, diesen Staat nicht ferner unterhalten können, sie dennoch eigensinnig sind, und sich zur Unzeit schämen, das geringste von dem einmal genommenen Fluge abzuthun. Alsdann beschleuniget nach einer schnellen und unfehlbaren arithmetischen Progreßion jedes Jahr ihr Verderben. An dessen statt sollte man, so lange noch etwas übrig ist, die Unordnung mag so groß geworden seyn, als sie will, nur die Ueberbleibsel von seinem gescheiterten Gute sammlen, seine Ausgabe ohne vor der Art des Falles, der daraus entstehet, zu erschrecken, gerade auf den Fus setzen, wie man sie bestreiten kan, und nachmals auf ehrliche Wege bedacht seyn, seine Sachen nach und nach, wie ich gesagt habe, wieder herzustellen. Weitgefehlt daß eine solche Aufführung denen, die selbige beobachteten, Nachtheil bringet, so ist sie vielmehr das geschickteste Mittel, ihnen die öffentliche Achtung und Jedermanns Vertrauen wieder zu gewinnen: es dürfte ihnen so gar nützlich seyn, eine Probe ausgestanden zu haben, daraus sie sich so weislich zu helfen wusten. Allein in dem Leben des grösten Haufens der Menschen ist alles Betäubung; Betäubung im Wohlstande, Betäubung in Widerwärtigkeiten; selten finden sich feste Grundsätze bey einigem Stande. Man hat wohl mit Recht zu allen Zeiten die Vortheile des Mittelmaasses gepriesen: dieß ist das grosse Loos des menschlichen Zustandes; glücklich sind diejenigen, die es besitzen, und den Werth desselben kennen.

Nicht Gold noch hoher Stand macht uns beglückt,
Denn diese Gottheiten gewähren unsern Wünschen

Sehr

Sehr ungewisses Gut, unruhiges Vergnügen.
Dieß ist der ewge Aufenthalt verzehrender Sorgen,
Der wahre Geyer, den Japets Sohn
Gefesselt auf dem Marterberg, uns zeiget.
Das niedre Dach nur ist befreit von diesem klåglichen Tribute;
Der Weise lebt im Frieden hier, und kan das übrige verachten.
Mit seiner Süßigkeit vergnügt, und irrend in den Wäldern
Sieht er die Günstlinge der Könige zu seinen Fusen.
Er lies't an derer Stirn, die eitler Pracht umgibt,
Daß uns das Glück verkauft, was es zu schenken scheint.
Kömmt er zu seinem Ziel? Verläßt er diese Wohnung?
Nichts macht sein Ende trüb; es ist von einem schönen Tag der Abend.

V. Brief.

Quoties enim ad fastidium legentium deliciasque respicio, intelligo nobis commendationem ex ipsa mediocritate libri petendam.

* * *

Denn so oft ich auf den Eckel und das Vergnügen der Leser sehe, finde ich, daß man ein Buch durch Vermeidung der Grösse beliebt machen müsse.

Ich setze diese Worte hierher, um den Plinius mit sich selbst in einen Widerspruch zu stellen. Wir haben gesehen, daß er im XX. Briefe des I. Buches behauptet hat, » die Grösse eines Buches » gebe ihm er wisse nicht was für ein Ansehen und » Güte. « Hier haben wir einen förmlichen Widerruf dieses Satzes; und darin thut Plinius nichts anders, als daß er zur Wahrheit und auf den rechten Weg zurück kömmt. Um diese Wiederkehr zu bestättigen, sagt er am Schlusse, daß er seinen Brief abkürze, » weil es Jemanden, der selbst die langen » Reden tadelte, sehr übel lassen würde, lange » Briefe zu schreiben. « Es ist gewiß, daß es schwer sey, durch die Länge zu gefallen. Es werden, wenn ein langes Stück, ein dicker Band gut aufgenommen werden soll, bey dem Redner oder Schriftsteller Gaben, und bey dem Zuhörer oder Leser Fähigkeiten erfordert, die sich sehr selten beysammen finden.

Plinius schläget in eben dem Briefe etliche Regeln vor, wenn man etwas schreiben wolle; Regeln, die ich nicht für gar zu sicher halte, oder die wenigstens

stens einer Erklärung und Einschränkung bedürfen. Er sagt, zum Exempel, er habe in der Schrift, die er seinem Freunde **Lupercus** schicket, und die er dessen Beurtheilung unterwirft, durch die Mannigfaltigkeit seines Vortrags die verschiedenen Neigungen der Leser zu befriedigen gesucht. Bey der Furcht, es möchte die Stelle, die dem einen gefällt, dem andern misfallen, schmeichelt er sich mit der Hoffnung, daß eben diese Verschiedenheit das Ganze seines Werkes retten werde; und diese Hoffnung rechtfertiget er mit einem Gleichnisse. » Wann wir » zu Tische sind, sagt er, so essen wir nicht von al» len Gerichten, doch loben wir die ganze Mahlzeit; » und was nicht nach unserm Geschmacke ist, brin» get dem, das uns schmecket, keinen Nachtheil. Alles dieses ist sehr unbestimmt, und kan in Irrthum führen. Eine jede Gattung von Schriften hat eine Schreibart, die ihr eigen ist, und die gewisse Abwechselungen leidet, welche bald mehr bald weniger ausgedehnet werden können. Wenn man sich ihrer richtig zu gebrauchen weis, so bestehet just hierin, dafern die Reinigkeit der Schreibart hinzu kömmt, die Kunst wohl zu schreiben. Allein so bald man diese Mannigfaltigkeit des Vortrages zu weit treiben will, so entstehet daraus ein widerwärtiges Mengsel, wirkliche Fehler, die Leuten von gutem Geschmacke unerträglich fallen.

Daher kömmt es, wenn ich mich nicht irre, daß die wahre Beredsamkeit so selten ist. Wie sie in der That von dem einfältigsten Ausdrucke an bis zu dem erhabensten viele Schattirungen in sich begreifet, so flicken und setzen diejenigen, die der Natur und den Regeln zum Trotze Redner seyn wollen, Lappen von allerley Schreibarten zusammen, sie halten das Gemei-

meine und das Niedrige für das Einfältige und Natürliche, den Schwulst und das Hochtrabende für das Hohe und Erhabene; sie nehmen wohl gar das Poßirliche zu Hülfe, wann von den ernsthaftesten Sachen die Rede ist: wie solches die Menote und Maillarde (bey den deutschen Schutt und Abraham von Sancta Clara,) thaten. Ich habe den Plinius selbst im Verdachte, daß er eben nicht der allerberedtste gewesen sey. Er macht sich zu viel mit Kleinigkeiten zu schaffen, er läuft dem Witze zu sehr nach, er lecket seine Werke vielmehr, als daß er sie feilet. Dieses ist gut für oratorische Uebungen, für Chrien; allein auf diese Art werden die Werke nicht gemacht, von denen man sagen kan: *Exegi monumentum ære perennius.* Was soll man von den Ursächelchen des Plinius denken, wenn er sagt, daß man, wenn man schreibe, dem Geschmacke der jungen Leute etwas nachgeben müsse, dafern die Sache es zulasse; daß es in dergleichen Werken (*) erlaubt sey, den oft vorkommenden Beschreibungen der Oerter nicht allein die Zierrathen der Geschichte, sondern auch gar die Verschönerungen der Dichtkunst zu leihen? Heißt dieses nicht alle Gränzen überschreiten, daß er für die Gedankenspiele, die ihm haben entwischen können, um Gnade bittet?

VI. Brief.

(*) Ich sehe nicht recht, von welcher Art dasjenige war, wovon hier die Rede ist. Er sagt, es sey noch nichts aus seinen Händen gekommen, daran ihm mehr gelegen seyn müsse; In seinen übrigen Reden könnte man nur von seinem Eifer und von seiner » Treue, in Erfüllung seiner Amtspflichten » urtheilen, hier aber würde man die Liebe erken-

» nen,

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

VI. Brief.

Et hercule si gulæ temperes, non est oneroſum, quo utaris ipſe, communicare cum pluribus.

* * *

Gewiß, wenn man seiner Leckerhaftigkeit Schranken setzet, so fällt es nicht beschwerlich, andern von dem zu geben, was man selbst genieſſet.

Dieſes ist aus einer Beschreibung von einem Gastmahle. Plinius erzehlet seinem Freunde Avitus, daß er bey einem Menschen zu Gaste gewesen, welcher sich für prächtig und haushältisch hielt, der aber, nach des Plinius Urtheile, filzig und verschwenderisch zugleich war. Man trug für den Wirth und etliche wenige Gäste herrliche Gerichte auf; den übrigen setzte man gemeines Fleisch und schlechte Brühen hin. Es waren dreyerley Sorten Wein in verschiedenen kleinen Flaschen da, nicht um die Wahl zu lassen, sondern um sie zu verwehren. Der beste war für den Herrn vom Hause, und für die, die auf den obersten Plätzen saſſen; der zweyte für die Freunde vom zweyten Range;

» nen, die er zu seinem Vaterlande trüge; er wäre » weitläufig geworden, weil ihn das Vergnügen, » die geringsten Vorzüge des Vaterlands zu erhe» ben, es gegen alle, auch noch so kleinen Vor» würfe zu rechtfertigen, und seinen Ruhm in völ» » liges Licht zu setzen, fortgerissen hätte. « Das Werk mag gestaltet gewesen seyn, wie es will, so sind diese Gegenstände wichtig genug, alle Erweiterungen der Redekunst und die Gedankenspiele davon auszuschlieſſen.

(denn, sagt Plinius scherzhaft, seine Freundschaft hatte Grade;) der letzte war für seiner Gäste, und seine eigenen Freygelassenen. » Jemand, der neben » mir saß, fährt unser Autor fort, fragte mich, ob » mir die Anordnung bey dieser Mahlzeit gefiele? » Ich antwortete ihm mit nein. Und wie machest » du es denn, sagte er? Ich lasse Jedermann auf » einerley Art bedienen; denn ich versammle meine » Freunde, um ihnen eine Ehre anzuthun, und » nicht um sie durch beschimpfende Unterscheidungen » zu beleidigen. Die meine Tafel gleich machet, » muß meine Bewirthung nicht unterscheiden. » Was, versetzte er, tractirest du die Freygelasse- » nen eben so? Warum nicht? Zu dieser Zeit sehe » ich in ihnen keine Freygelassene, sondern lauter » Freunde. Das kostet dich wohl viel, setzte er » hinzu? Im geringsten nicht. Was hast du denn » für ein Geheimniß? Was für ein Geheimniß? » Dieses, daß ich in solchen Fällen nicht von mei- » nem Weine, sondern von dem Weine meiner » Freygelassenen geben lasse.

Es ist zwischen diesen und unsern Sitten keine Uebereinstimmung. Ob man zwar gleich oft Personen von sehr ungleichem Stande zusammen bittet, und es eine und andere Unterscheidung gibt, die sich auf diese Ungleichheit beziehet, so würde es doch für eine lächerliche Grobheit gehalten werden, wenn man die Speisen und die Weine nach dem Range der Gäste aufsetzen wollte. Es sind noch Spuren von Hoheit genug bey den Grossen übrig, die sie wohl abschaffen möchten. Sich zuerst bedienen lassen, Personen, die von ihrer Familie sind, den Vorzug vor den Fremden geben, ihre Höflichkeiten nicht so einzutheilen wissen, daß Jedermann damit zu-

zufrieden seyn könne, nicht sorgen, daß Gespräche geführet werden, von denen Jedermann Nutzen haben könne, und viele andere dergleichen Mängel von Aufmerksamkeit beweisen öfters, daß die wahre Wissenschaft zu leben bey allen Ständen etwas rares ist.

VII. Brief.

Si defunctorum imagines domi positæ dolorem nostrum levant, quanto magis ex, quibus in celeberrimo loco non modo species & vultus illorum, sed honor etiam & gloria refertur.

* * *

Wenn die Bildnisse unserer verstorbenen Freunde unsern Schmerzen lindern, auch wann sie blos in unsern Häusern stehen; wie sehr muß es uns nicht freuen, sie gar auf den öffentlichen Plätzen zu sehen? Hier stellen sie uns nicht nur ihre Gestalt und ihre Züge vor Augen, sondern sie bringen uns auch alle ihre Tugenden, ihren ganzen Ruhm ins Andenken.

Nachdem Vestricius Spurinna an der Spitze eines Kriegsheeres den König der Bructerer wieder in seine Staaten eingesetzet, und sich in diesem ganzen Feldzuge als ein grosser General betragen hatte, so befohl der Kayser Trajan, der eben so geschickt war, die wahren Verdienste zu erkennen, als großmüthig, sie zu belohnen, daß man ihm eine Siegesseule aufrichten sollte. Allein in währender Zeit, als das Glück auf der einen Seite diesem Römer so beneidenswerthe Ehrenbezeugungen zubereitete, hatte es ihm auf der andern den empfindlichsten Streich versetzet, der ihm das lebhafteste Vergnügen zu vergällen vermögend war, indem es ihn eines

nes würdigen Sohnes beraubte, den ihm der Tod entriß. Trajan, der an einem so bekümmernden Zufalle grossen Antheil nahm, that alles was bey ihm stund, um die Bitterkeit desselben zu vermindern, und verordnete auch eine Seule für den Sohn; eine Ehre, die nicht leicht einem Menschen von diesem Alter zugestanden wurde, die aber **Coltius**, (so hieß des **Spurinna** Sohn,) gewisser maassen durch vorzügliche Eigenschaften, welche **Plinius** namhaft machet, verdienet hatte. Er folgert daraus, daß diese Ehre nicht blos die Wirkung haben werde, den Vater zu trösten und dem Sohne Ruhm zu bringen, sondern daß sie auch in allen Herzen eine neue Nacheiferung erwecken werde. » Die Jünglinge, sagt » er, welche die Hoffnung einer gleichen Belohnung » anfeuern wird, werden sich um die Wette bestre» ben, sich in Ausübung der Tugenden hervorzu» thun. Die Standespersonen werden gerne Kin» der erziehen, entweder um in ihnen wieder zu le» ben, wenn sie dieselben behalten, oder um so » rühmlich getröstet zu werden, wenn sie selbige ver» liehren. « Was für Mittel und Wege haben doch die Fürsten, ihre Unterthanen zur Tugend aufzumuntern, und die wahren Helden, die sich in jedem Alter und in allen Ständen finden lassen, zu vervielfältigen! Keine Schätze sind mit Ehrenzeichen, die verständig ausgetheilet werden, in Vergleichung zu stellen. Obgleich die Menschen, überhaupt zu reden, mehr eigennützig, als ehrgeitzig sind, so kan man sie doch durch den Weg der Ehre viel weiter führen, und weit grössere Dienste von ihnen erhalten, als durch den Weg des Gewinnes. Die Ritterorden haben heutiges Tages die Stelle der Bildseulen des Alterthums eingenommen; allein wie viele Leute sind nicht damit gezieret, von denen

das Vaterland niemals einigen Nutzen erhalten hat! Sie sind vielmehr eine Nahrung des Hochmuths, als ein Unterscheidungszeichen der Tugend.

Der Hochmuth blähet sich und trägt
Von seiner Schulter bis zur Seite
Ein Band, das sich die Eitelkeit
Mit ihrer stolzen Hand gefärbet.

Voltaire.

VIII. Brief.

Numquamne hos arctissimos laqueos, si solvere negatur, abrumpam?

* * *

Soll es mir denn niemals gelingen, die Stricke, womit ich gebunden bin, zu zerreissen, weil ich sie nicht auflösen kan?

Leute, die in Bedienungen stehen, die mit Geschäften, welche sich täglich mehr häufen, überladen sind, haben fast alle die Grille im Kopfe, sich nach der Ruhe zu sehnen, und nach der Zeit zu seufzen, wo sie aller ihrer Arbeit würden entladen werden. Die Erfahrung zeiget indessen, daß wann sie durch einen Umschlag des Glückes, oder auch durch eine Wirkung ihres Willens, wirklich zu dem Stande gelangen, den sie gewünscht hatten, sie dabey misvergnügt sind, lange Weile haben, und einen tödtlichen Verdruß empfinden.

Der Mensch ist nicht in der That glücklich, als in so fern er sich beschäftiget, und nach dem Maasse, als

als seine Beschäftigungen weniger Leeres in seinem Leben lassen. Man sieht wohl, daß sie solche Dinge zum Gegenstande haben müssen, die an und vor sich selber unangenehm sind, oder die man doch nicht ohne beschwerliche Mühe verrichten kan. Dieses ist der Fall der Erleichterung. Allein ausser diesem bleibe ich dabey, daß man mehr als die Hälfte beschäftigter Menschen unglücklich machen würde, wenn man ihnen nicht nur diese Befreyung von der Arbeit, wornach sie seufzen, verschaffete, sondern auch noch alle Bequemlichkeiten des Lebens, allen den mannigfaltigen Zeitvertreib, den der Müßiggang erdacht hat, hinzufügete. Menschen, die niemals arbeitsam gewesen sind, begnügen sich damit; sie weben so dahin mitten unter diesen Läppereyen; allein mit denen, die sich zur Arbeit gewöhnet haben, ist es ganz anders. Wenn es mir vergönnet ist, von mir selbst und von meiner eigenen Erfahrung zu reden, so getraue ich zu sagen, daß, ungeachtet einer langen Folge von Schwächlichkeiten und einiger anderer Widerwärtigkeiten, die von dem Leben unzertrennlich sind, ich doch das Geheimniß gefunden habe, mir einen wahrhaftig angenehmen Stand zu verschaffen, den ich nicht mit dem glänzendsten Glücke vertauschen würde; und dieses einzig und allein dadurch, daß ich keinen Tag ohne eine ziemlich beträchtliche Arbeit zubringe, daß ich genaue Maasregeln nehme, es darin niemals fehlen zu lassen, und daß ich die Portion dieser Arbeit stufenweise vermehre. Es fällt mir daher auch nicht ein, zu wünschen, daß ich dieser Lebensart überhoben werden möchte, sollte es auch durch den allervollkommensten Reichthum geschehen können. Ich weis, daß ich unendlich dabey verliehren würde; und ich bitte die gütige Vorsehung um nichts anders, wiewohl ich mich

nichts-

nichtsdestoweniger allen ihren Fügungen unterwerfe, als daß sie mich auf dem Wege, dem ich bis jetzo gefolget bin, an das End meines Laufes wolle gelangen lassen.

IX. Brief.

Alioquin meus pudor, mea existimatio, mea dignitas, in discrimen adducitur.

* * *

Uebrigens wird meine Ehre, mein Credit, meine Würde auf das Spiel gesetzet.

Plinius empfiehlet seinem Freunde Apollinaris einen andern Freund, Namens Sextus Suritius, der sich mit um die Stelle eines Tribuns bewirbt. Man kan seinen Eifer in Betreibung dieser Sache aus den Worten abnehmen, die der Text dieser Anmerkung sind. Dergleichen Empfehlungen waren durch den Gebrauch hergebracht, und man kan sie mit dem vergleichen, was heutiges Tages bey den Wahlen der Deputirten zum Parlamente in Engelland vorgeht. Es ist immer mehr Nachtheil als Vortheil bey dergleichen Vorkehrungen. Der Fall, wo ein ehrlicher Mann für einen ehrlichen Mann arbeitet, ist, wenn ich mich so ausdrücken mag, ein unendlich Kleines in Ansehung der entgegen gesetzten Fälle. Indessen muß man gestehen, daß die allgemeine Einrichtung der Staaten, wo diese Unrichtigkeiten statt finden, besser seyn könne, als die Einrichtung derjenigen Staaten, wo man durch andere Wege zu den Bedienungen gelanget. Es verhält sich damit wie mit den Mängeln der besten Welt,

nach

nach der Meinung der Metaphysiker, die den Optimismus behaupten; Wenn man sie wegnimmt, so zerstöhret man diese Welt, die unter allen möglichen die beste ist, und folglich gehet alles schlimmer. Die Regierungsform von Engelland wird fast durchgehends für besser gehalten, als alle übrige: Man ändere das, was bey der Wahl der Parlamentsglieder vorgehet, so wird man diese Wahl selbst antasten, und dadurch wird man den Grund dieser Regierungsform untergraben. Man sagt, es gebe Misbräuche, die man nicht ohne Gefahr abschaffen könne. Dieß ist nicht genug gesagt; es gibt Dinge, die für Misbräuche gehalten werden, und die keine sind, weil, wenn man sie abstellete, man noch viel grössere Misbräuche verursachen würde. In diesem Grundsatze bestehet hauptsächlich die grosse Kunst zu regieren und zu herrschen. Eine ungeschickte Hand an dem Zügel findet, daß der Wagen ein wenig auf die eine Seite hänge, und wirft ihn ganz um auf die andere. Aber wo sind die Fürsten, die diese Kunst ausstudiret haben, und diejenigen natürlichen und erlangten Gaben besitzen, ohne welche man sie nicht mit gutem Erfolge ausüben kan? Lasset uns etwas bestimmteres sagen. Wo sind die Trajane und die Fridriche?

X. Brief.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

X. Brief.

Sine per ora hominum ferantur, iisdemque, quibus lingua Romana, spatiis pervagentur.

* * *

Laß deine Werke unter die Leute kommen. Seze ihnen keine engere Gränzen als das Römische Reich.

Diese Ermahnung richtet **Plinius** an einen Poeten, mit Namen **Octavius**. Da uns von seinen Gedichten nichts übrig ist, so wissen wir nicht, es sey denn, daß wir uns deswegen an das Urtheil unsers Autors halten wollen, ob sie des glücklichen Schicksals, das er ihnen verspricht, würdig waren. Das Schicksal der Denkmale des Alterthums, die bis auf uns gekommen sind, hat meistens von sehr ungefehren Zufällen abgehangen: welches die Ursache ist, daß wir vortrefliche Schriftsteller in allerley Gattungen verlohren haben, und daß sich unter denen, die uns übrig sind, sehr mittelmäßige befinden. Heutiges Tages biethet der Strom der Presse die Wirklichkeit einem jeden an, der sie für seine Werke verlanget; aber eben dieser Strom führet auch viele derselben in den Schlund der Vergessenheit, wo sie auf ewig versinken. Die Alten waren sinnreich, die Mittel zu vervielfältigen, die die Bekanntschaft ihrer Schriften ausdehnen, und derselben Schicksal versichern konnten. **Plinius** ist einer von denen, der am meisten an den Mitteln, sich bey seinem Leben berühmt zu machen, und nach seinem Tode zu verewigen, gekünstelt hat. Es hat ihm geglücket, und ich glaube wohl, daß, wenn alle, die wie er den Wissenschaften obgelegen haben,

die nämliche Sorgfalt getragen hätten, wir mehrere claßische Schriftsteller haben würden, als deren wirklich vorhanden sind. Allein man muß auch nicht immer den grossen Lobsprüchen Glauben beymessen, die von zeitverwandten Schriftstellern sind ausgetheilet worden, und die uns verführen könnten, zu glauben, daß Virgil und Horaz, Livius und Tacitus Mitbuhler in grosser Anzahl gehabt hätten, denen blos ein eigensinniges Schicksal den Eingang zum Tempel des Gedächtnisses verschlossen hätte. Mancher schimmert mitten an einem Hofe unter einigen Freunden, der allen seinen Glanz verliehret, wann man ihn vor den furchtbaren Richterstuhl der Welt und der Nachkommenschaft fordert. Es können also die vorzüglichen Gaben des Octavius immer etwas räthselhaftes bleiben.

Uebrigens redet Plinius nicht gar zu bescheiden von sich selbst, wann er bey der Ermahnung an seinen Freund, daß er seine Gedichte nach damaliger Gewohnheit in einer Versammlung vorlesen solle, hinzusetzet: » Ich stelle mir schon diese Menge Zu» hörer, diese Bewegungen der Bewunderung, » diesen frohlockenden Beyfall, und selbst dieses » Stillschweigen vor, welches, wann ich vor Ge» richte rede, oder wann ich meine Stücke vorlese, » mich eben so sehr, als der Leute Beyfall, entzük» ket, wenn es allein von der Aufmerksamkeit, und » von der Begierde, den Verfolg zu hören, her» rühret. « Zwar redet hier ein Freund mit dem andern, aber er redet mit ihm vor dem Angesichte der Welt, so bald diese Briefe eine Sammlung sind, die Plinius in der Absicht machet, sie heraus zu geben.

Doch wir wollen ihn deswegen nicht zu sehr tadeln. Unsere heutigen Autoren sind hierin noch weit weniger gewissenhaft, und verstehen sich meisterlich darauf, sich selbst zu schmeicheln, oder sich doch durch andere Scribenten, die ihnen ergeben sind, Weihrauch streuen zu lassen. Dieses unanständige Gewerb mit den Lobsprüchen auf der einen Seite, und dasjenige, welches auf der andern niederträchtige Kunstrichter mit ihren Beurtheilungen treiben, sind der gelehrten Welt gleich schimpflich.

XI. Brief.

Habes res urbanas: invicem rusticas scribe.

* * *

Da hast du also die Neuigkeiten aus der Stadt; melde mir nun auch, was bey euch auf dem Lande vorgehet.

In diesem Briefe an den **Arrianus**, der von einer beträchtlichen Länge ist, gibt **Plinius** eine umständliche Erzehlung von einer wichtigen Sache, die unlängst in dem Senate vorgegangen war. Wir mögen dieses Stück nicht ganz hersetzen; und wenn wir es ins Kurze zogen, würde es nicht verständlich bleiben. Man kan sich von dem damaligen Verfahren in wichtigen Sachen, die vor den Senat gebracht wurden, einen Begriff machen, wenn man lieset, was in der Sache des **Marius Priscus** vorgieng, der von den Africanern war angeklagt worden, daß er während seines Proconsulats viele Unschuldige für Geld verurtheilet, ja gar zum Tode verdammet habe. Der Rath wurde bey

dieser Gelegenheit drey Tage nach einander versammlet, und hatte diese Tage über so viel zu thun, daß er nicht eher als bey der Nacht aus einander gieng. Alle traten endlich zu der Meinung des **Comutus Tertullus**, welcher zum Consul auf das künftige Jahr ernennet, und ein Mann von seltenen Verdiensten war. Er hatte dahin gestimmet, daß **Marius** aus Rom und Italien verbannet werden, und in die öffentliche Schatzkammer siebenmal hundert tausend Sestertien bezahlen sollte, welche er bekommen hatte.

Ohne unmittelbar über diese Sache selbst und ihre Umstände etwas anzumerken, will ich nur ein Wort von dem Briefwechsel sagen, der zwischen denen, die in grossen Städten wohnen, wo wichtige Begebenheiten vorfallen, und denen, die auf dem Lande leben, geführet wird. Es muß nothwendig eine grosse Ungleichheit in einem solchen Briefwechsel herrschen, dafern die Freundschaft demselben nicht zu statten kömmt, und macht, daß der, der in der Stadt wohnet, dasjenige, was ihm der auf dem Lande meldet, mit eben dem Geschmacke und mit eben so grosser Begierde lese, als ob er darin Nachrichten von eben der Art, wie die seinigen, fände. Indessen bleibet der Grund der Briefe selbst, wann sie von einem dritten gelesen werden, sehr verschieden: Diejenigen, die Erzehlungen, Anekdoten in sich enthalten, haben allemal den Vortheil auf ihrer Seite, nach dem Maasse, als der Schauplatz, wo die Begebenheiten sich eräugen, ansehnlicher ist, als die Namen der handelnden Personen berühmter, und die Rollen, die sie spielen, grösser sind. Dieß ist, wenn ich mich nicht irre, die Ursache, warum die Briefe der **Gräfinn von Grignan** niemals grosses

Auf-

Aufsehen gemacht haben. Ich bin zwar der Meinung, daß die Frau von Sevigne besser schreiben konnte als ihre Tochter: oder ich setze sie vielmehr ohne Schwierigkeit über alle Personen, die jemals Briefe geschrieben haben. Allein ich rechne doch auch nicht den Vortheil dieser Dame für nichts, da sie aus dem Schoosse eines prächtigen Hofes schrieb, der unter allen, die man nach des Augusts seinem gesehen hat, die meiste Aufmerksamkeit verdienet, und die unsrige in Ansehung der Nähe der Zeit noch viel lebhafter reizet, als jener. Das Jahrhundert Ludwigs des XIV. hat seit einiger Zeit die Feder unserer besten Scribenten beschäftiget; und es fehlet noch viel, daß diese Mine erschöpfet seyn sollte. Die Neubegierde wird also bey jedem neuen Briefe der Frau von Sevigne unterhalten, weil sie immer eine Person aufzuführen hat, deren man sich anzunehmen gewohnt ist.

Mit der Frau von Grignan hat es nicht gleiche Beschaffenheit. Ob sie gleich die erste Dame in ihrer Provinz war, so konnte sie doch keine andere als Provinzialnachrichten geben; und alles Witzes ungeachtet, den sie darin hätte anbringen mögen, konnten sich doch diese Nachrichten nicht lange gegen die vom Hofe halten, als welcher in jedem Lande alles verdunkelt, was davon entfernet ist. Eben dieses macht auch, daß man an den Briefen des von Büßi keinen Geschmack findet. Als ein in Ungnade gefallener Hofmann muß er auf dem Lande leben, und die Zeit mit Schreiben vertreiben. Er gibt seinen Briefen die artigsten Wendungen; aber so bald die Baase auftritt, sieht man nach dem Vetter fast nicht mehr. Mit besserm Grunde mag ein kleiner unbekannter Landmann wohl vortrefliche Bü-

cher, gründliche Abhandlungen, oder auch etwas, so zur Beredsamkeit gehöret, schreiben; allein er wird es schwerlich in einem langen Briefwechsel aushalten, sonderlich gegen eine Person, die ohne Unterlaß Stoff unter ihren Händen findet, davon sie Gebrauch machen kan. Das Fach von den Schönheiten der Natur, von den Annehmlichkeiten des Landes, von den Vortheilen des stillen Lebens und der Einsamkeit, ist schon ziemlich stark genutzet worden, und ist nicht immer ergiebig; und die besonderen Nachrichten von dem, was man selbst auf dem Lande thut, von der Art, wie man seine Güter verwaltet, von dem guten oder schlechten Erfolg, den man bey dieser Verwaltung hat, dergleichen Nachrichten, sage ich, sind nicht für die Welt; nur den Anverwandten oder vertrauten Freunden kan etwas hieran gelegen seyn.

XII. Brief.

Numerantur enim sententiæ; non ponderantur.

* * *

Man wäget die Stimmen nicht, man zehlet sie nur.

Ein Rest von des **Marius Priscus** Sache gibt dem **Plinius** diese Klage ein. Ein Rathsherr, Namens **Firminus**, der in diesen Handel verwickelt war, wurde, nachdem er des ihm zur Last gelegten Verbrechens überführet war, nicht aus dem Rathe gestossen, wie er verdienet hätte; sondern man ließ ihn dabey, und verordnete, daß er bey Austheilung der Statthalterschaften ausgeschlossen seyn sollte.

Nach

Nach des Plinius Meinung, (und er hatte Recht,) war diese Stimme, die als die gelindeste durchgedrungen hatte, die allerstrengste. Denn was kan härter seyn, als sich mit den Sorgen und Arbeiten, die mit einer Stelle verknüpfet sind, beladen zu sehen, ohne Hoffnung zu haben, daß man jemals der Ehre, die die Belohnung derselben ist, geniessen werde? Was ist für einen Mann, der so ausgezeichnet ist, entsetzlicher, als daß er nicht die Freyheit hat, sich in der Einsamkeit zu verstecken, sondern genöthiget ist, sich den Augen einer erlauchten Gesellschaft blos zu stellen? Was ist es zumalen (und hiervon ist hauptsächlich die Rede,) für eine Unanständigkeit, in dem Rathe einen Mann sitzen zu sehen, den der Rath beschimpfet hat; und wie widersinnig ist also das Urtheil, welches den Sachen diese Einrichtung gibt? Nichts desto weniger muß man dergleichen sehr oft gewärtig seyn, wann die Entscheidungen in Collegiis, wo jedes Mitglied seine Stimme hat, nach der Mehrheit der Stimmen genommen werden. Es gibt keine grössere Unordnungen, als die, welche aus der Gleichheit der Gewalt unter Leuten entstehen, die alle einerley Ansehen, und doch nicht einerley Einsichten haben.

XIII. Brief.

Rogat enim, & quidem efficaciſſime, qui reddit cauſſas rogandi.

* * *

Denn derjenige bittet, und zwar auf das nachdrücklichſte, der die Billigkeit ſeiner Bitte vorſtellet.

Wir haben ſchon Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß **Plinius** in ſeinen Empfehlungen ſehr eifrig iſt. Er ſchildert die, deren er ſich annimmt, als Leute von den gröſten Verdienſten; und man kan wohl annehmen, daß er, überhaupt zu reden, die Wahrheit ſagte. Wenigſtens iſt die Regel, die er hier feſt ſetzet, unwiderſprechlich. Nämlich die einzige ehrbare und vernünftige Art zu recommandiren beſtehet darin, daß man gute Beweisgründe von den Verdienſten desjenigen, den man recommandiret, und von ſeiner Geſchicklichkeit, der Stelle, um die man für ihn bittet, wohl vorzuſtehen, anführe. Sonſten verlanget man in der That von ſeinen Freunden eine niederträchtige Gefälligkeit, welche die Freundſchaft bey denen ſo wohl, die ſie fordern, als bey denen, die ſie zuſtehen, beſchimpfet. Und wenn die Empfehlungen an Perſonen gerichtet ſind, über die man einiges Anſehen hat, ſo gewinnt es den Schein, als ob man ſie nöthigen wollte, einem Geſetze zu gehorchen, das man ihnen vorſchreibt. So handeln gleichwohl die meiſten Patronen, welche ohne Ueberlegung recommandiren, oder nur bedacht ſind, ihren Creaturen fortzuhelfen.

XIV. Brief.

XIV. Brief.

Scito eum pessime dicere, qui laudabitur maxime.

* * *

Du kanst es zur Regel machen, daß der, der am meisten gelobet wird, es am wenigsten verdiene.

Plinius setzet diese Regel nur Beziehungsweise auf besondere Umstände, da sie sonsten auch überhaupt genommen ziemlich wahr ist. Diese Umstände sind diejenigen, in welchen sich die Gerichtsstube zu seiner Zeit in Rom befand. Es war unter andern daselbst das sogenannte Tribunal der Hundertmänner (*Centumvirorum*,) welches lange Zeit hindurch den Advocaten zur anständigen Uebung gedienet hatte. Daselbst advocirten Personen, die schon etwas bey Jahren waren; jungen Leuten aber, wenn sie gleich noch so viele Geschicklichkeit hatten, wurde nicht gestattet vor den Centumvirn zu reden, wenn nicht Jemand aus dem Rathe sie präsentirte. Die Sachen hatten sich ganz und gar geändert. » Heutiges Tages, sagt Plinius, da alle Schran-
» ken der Bescheidenheit und der Schamhaftigkeit
» niedergerissen sind, hat Jedermann ein offenes
» Feld. Sie warten nicht mehr, bis man sie vor-
» stellet; sie drängen sich selbst hinzu. In ihrem
» Gefolge siehet man Zuhörer von gleichem Schla-
» ge, die um baares Geld erkaufet werden.
» Man machet ohne Scheu seinen Kauf mit ihnen;
» sie versammlen sich im Pallaste, aus dem man ei-
» nen Speisesaal macht, wo der Redner zu essen
» gibt und die andern frey hält; um diesen Preis
» siehet man sie von einem Processe zum andern lau-

» sen. . . . Gestern (ich war Zeuge davon) wur-
» den zween von meinen Bedienten, die kaum die
» Kinderschuhe ausgetreten haben, und deren Ver-
» richtung ist, daß sie diejenigen anmelden, die mich
» sprechen wollen, für eine geringe Summe mitge-
» nommen, um loben zu helfen.

Dieses sind ohne Widerspruch entsetzliche Mis-bräuche, und die nach unsern Sitten nicht mehr ge-duldet werden. Allein es gibt derselben in der Art, wie der Beyfall ausgetheilet wird, nur noch mehr als zu viel. Die Schaubühne zu Paris gibt täglich Proben davon an die Hand. Geworbene Stim-men, erbettelte *brouhaha* halten, wenigstens einige Zeit hindurch, sehr mittelmäßige Stücke aufrecht, während daß andere, die viel besser, oder auch wohl vortreflich sind, Widersprüche erfahren, die ihnen einen gänzlichen Fall zu drohen scheinen. Auf diese Art wurde die Phedre des Pradons gegen die vom Racine mit einem scheinenden Vorzuge gespielet, ob gleich Tag und Nacht nicht so verschieden sind, als der Werth dieser beyden Trauerspiele. Eben so ver-hält es sich auch oft mit dem Erfolge der Kanzelred-ner. Was sie nicht dem Betriebe ihrer Freunde zu danken haben, sind sie einigen von den Eigenschaften schuldig, die weit mehr zur Declamation, als zur Beredsamkeit gehören. Das Volk bewundert das Händefechten und die starke Stimme; es lässet sich durch das Aussenwerk fangen, und kan seine Ver-wunderung über Reden nicht genug ausdrücken, die leichter als die Blätter von Flittergolde sind. Die Kenner, welche ihre Gedanken kaum merken zu las-sen getrauen, so lange ein solcher Beyfall dauert, schweigen, oder sagen ihr Urtheil ganz sachte unter sich: Allein dieses Urtheil, wann es von der Nach-

kom-

kommenschaft bestättiget wird, ist das einzige, dessen man sich in den folgenden Jahrhunderten erinnert.

XV. Brief.

Nihil enim æque gratum adeptis, quam concupiscentibus.

* * *

So bald wir eine Sache erlangt haben, ist sie uns nicht mehr so angenehm, als da wir sie begehreten.

Dieser Gedanken ist zu sehr abgedroschen, als daß wir uns lange dabey aufhalten sollten. Ich will nur anmerken, daß eine von den Hauptursachen, welche den Eckel hervor bringen, der so nahe auf die Begierde und den Besitz folget, diese ist, weil die Menschen den ganz neuen Geschmack, den sie mit auf die Welt bringen, an einer unendlichen Menge Sachen probiren, von denen sie glauben, daß sie ihm recht seyn, weil sie aus Mangel der Erfahrung noch keinen Begriff davon haben. Es verhält sich damit ungefehr als wie wenn man annähme, daß einem Menschen die Natur und Eigenschaften der Speisen noch nicht bekannt wären, und er auf einmal dieselben zu seiner Nahrung brauchen sollte. Er würde alles versuchen, und ehe er wählete, würde er eine Menge unschmackhafte, unangenehme und schädliche Dinge kosten und verwerfen müssen.

In diesem Falle befindet sich ein junger Mensch, der in die Welt tritt. Alles scheinet Nahrung für seine Begierde zu seyn, und jedes noch so ausschwei-

fen-

fendes Vergnügen reizet ihn. Er fällt daher eilig von einem Dinge auf das andere; und diese angewöhnte Unbeständigkeit nebst dem innern schlechten Werthe alles dessen, was sich seinem Genusse darstellet, machet, daß seine ganze Jugend, und zuweilen sein ganzes Leben eine immerwährende Abwechselung von Verlangen und von Ueberdrusse ist.

Allein unter denen, die so anfangen, finden sich welche, die das Nachdenken aufhält, und die, wenn sie einsehen, daß sie Kräfte und Fähigkeiten, die besser angewandt werden können, und die eben so lang als das Leben dauern sollen, um nichts abnuzzen und verderben, sich aus diesem Wirbel von Ausschweifungen herausziehen, eine bessere und nüzlichere Parthey ergreifen, nach Vortheilen, die niemals ihren Werth verliehren, streben, und alsdann derselben ohne einigen Ueberdruß geniessen. Denn diesen Namen muß man nicht der Verschiedenheit beylegen, die sich zwischen der ersten Lebhaftigkeit, welche den Anfang des Genusses begleitet, und zwischen dem ruhigern Zustande, der darauf folget, befindet. Ruhig geniessen, und überdrüßig seyn, sind zwey gar verschiedene Dinge.

Man heirathet, zum Exempel, eine eben so schätzbare als liebenswürdige Person; und gleichwie eine ehrbare und natürliche Leidenschaft der Antrieb gewesen war, sich um dieselbe Person zu bewerben, also gewähret diese Leidenschaft, wann sie es dahin bringt, sich zu befriedigen, eine Wolluſt, die man sich ja nicht so dauerhaft vorstellen muß, als die Vereinigung, die sie zuwege bringet. Wer sich dieses einbildete, müste die eigentlich so genannte Narrheit der Liebe haben, und den Reiz alles dessen, was

was neu ist, ingleichem die unvermeidlichen Wirkungen der Gewohnheit nicht kennen. Allein ein vernünftiger und wohlgesitteter Ehgemahl, der bey seiner Freundinn die Eigenschaften findet, die ihn vermocht haben, sie zu nehmen, eine Gestalt, die ihm gefällt, vornehmlich aber ein sanftes und gefälliges Gemüth, eine aufrichtige Ergebenheit, Sorgfalt und Geschicklichkeit in Regirung des Hauswesens; ein solcher Gemahl wird nach Verlauf einiger Jahre in seinem Eifer nicht so heftig mehr seyn, als in den ersten Tagen seines Ehestandes: aber er wird doch noch eben so vergnügt mit seiner Wahl seyn, und sein Glück in der Erhaltung desjenigen Lebens suchen, welches das seinige mit so vielen Annehmlichkeiten überstreuet. Ich bekenne, daß diese Fälle rar sind, weil es wenige Männer gibt, die den Verstand und die zärtlichen Empfindungen haben, so man haben muß, wenn man auf diese Art denken und handeln soll; und weil es vielleicht noch weniger Frauenspersonen gibt, die der erforderlichen Aufmerksamkeit fähig sind, um dasjenige zu erhalten, was ihnen auf der Welt das kostbarste seyn sollte, ich meine das Herz ihrer Männer.

XVI. Brief.

XVI. Brief.

Ego propriam quandam legem mihi dixi, ut defunctorum voluntates, etiamsi jure deficerentur, quasi perfectas tuerer.

* * *

Ich habe es mir zu einer besonderen Regel gemacht, die letzten Willensverordnungen des Verstorbenen aufrecht zu erhalten, wenn auch gleich in den Formalitäten etwas versehen seyn sollte.

Es gibt in den Briefen des Plinius viele schöne Züge von einer edelmüthigen Denkungsart, und sie scheinen von Herzen zu gehen. Jemand, der in seinem Testamente ihn zum Theile zum Erben eingesetzt hatte, hatte nachher ein Codicill gemacht, welches die Erbschaft verminderte, woran aber Plinius sich zu kehren nicht Ursache gehabt hätte, weil es im Testamente nicht bestättiget war. » Mir ist » dieser Rechtspunkt, sagt er, den der mittelmäs» sigste Jurist weis, nicht unbekannt, aber ich ha» be mir u. s. w. Das Codicill, worauf es an» kömmt, ist ganz gewiß von Acilians Hand ge» schrieben. Dieß ist genug, um mit ihm zu ver» gessen, daß es in seinem Testamente bestättiget » werden muß, und um es zu vollziehen, als ob er » alle Formalitäten beobachtet hätte.

Diese Gesinnungen sind schön, und dieses Betragen findet selten Nachahmer. Der geringste Mangel an Solennitäten wird zwischen habsüchtigen Erben eine Quelle von Streit und Processen. Eben die grosse Anzahl dieser Formalitäten, die die Gerichte zu Vermehrung ihrer Einkünfte erdacht haben,

haben, ist es, was den Unbequemlichkeiten, davon jetzo ist geredet worden, statt gibt. Indessen muß man um deswillen den Gebrauch der Formalien nicht verdammen, und sie gänzlich verbannen wollen. Durch sie wird die Giltigkeit der Instrumenten, und die Ruhe derer, die contrahiren, gesichert. Der Entwurf, das gerichtliche Verfahren auf einen ungekünstelten Fus zu setzen, muß mit grosser Vorsichtigkeit, und durch Leute hinausgeführet werden, die alle Geheimnisse der Kunst Gesetze zu geben vollkommen kennen.

XVII. Brief.

Justisne de cauſſis eum tibi videor incolere, inhabitare, diligere feceſſum?

* * *

Habe ich nicht Ursache, gerne an diesem Orte meiner Ruhe zu seyn, und ihn lieb zu haben?

Plinius redet hier von seinem Hause und Landgute zu Laurentum oder Laurens, wovon er seinem Freunde Gallus eine umständliche Beschreibung gemacht hatte. Man hat zu Erklärung dieser Beschreibung, und um davon einen genauen Plan vor Augen zu legen, ganze Bände geschrieben. Dergleichen gehöret nicht zum Zwecke unserer Betrachtungen. Ich will nur anmerken, daß unter allen Bequemlichkeiten, unter allen Süßigkeiten des Lebens nicht leicht eine sey, die mit derjenigen verglichen werden könne, wenn man nach Belieben, oder wenigstens zu gewissen Zeiten der Freyheit, die uns unsere Bedienungen verstatten, sich aus der Stadt entfernen, und die Unruhe, den Lär-

men,

men, die Verwirrung, die elenden Dinge, womit man sich in den Gesellschaften, und selbst an den Höfen beschäftiget, hinter sich lassen kan, um auf irgend einem schön gelegenen Landhause, wo man alles dessen, was dergleichen Oerter Bezauberndes an sich haben, geniessen kan, reine und freye Luft zu schöpfen. Es scheint, als ob das von schwarzen Dünsten immerfort benebelte Hirn sich säubere: als ob der von einer schweren Last gedrückte Körper sich erhole: als ob das Gemüth, so von dem Guten und Bösen, das in dem Schlendrian der Städte herrschet, verderbet war, sich wieder verneue, wieder eine Gleichheit, eine Fröhligkeit annehme, deren es war entwöhnet worden: als ob der Geist durch die Betrachtung dieser grossen Gegenstände der Natur, welche die Sterblichen, die immer in dem Umfange einiger Mauern eingesperret sind, nie wahr nehmen, sich erhebe und adle: als ob das Herz in dem Umgange mit ehrlichen unschuldigen Personen, die sich einer Arbeit widmen, welche ihnen nicht gestattet, ein Spiel der verzehrenden Leidenschaften zu seyn, die das Leben der grossen Welt erwecket und nähret, sich bessere und reinige: Mit einem Worte, es scheinet, als ob die zuvor zusammengepreßte Seele sich ausdehne, und als ob sie aus einer Bewohnerinn eines einzigen Ortes, der der Mittelpunkt aller ihrer Verrichtungen war, nunmehr eine Bewohnerinn der ganzen Welt werde.

Es wäre zu wünschen, daß alle diejenigen, die ein beschäftigtes und arbeitsames Leben führen, jährlich dieser Vortheile geniessen könnten, die eben so wohl eine Erquickung und die Belohnung ihrer Arbeiten, als das bequemste Mittel seyn würden, zu machen, daß sie dieselben mit Munterkeit und gutem

Fort-

Fortgange wieder vor die Hand nehmen könnten. Viele Leute, die in Aemtern stehen, werden hart und böse, weil sie ihr Gemüth nicht durch den Gebrauch dieser lindernden Arzeney aufheitern, die ich hier anzeige: Sie sind alsdann Galerensclaven, welche weit mehr Verdruß als Freude haben, und deswegen Gelegenheit, auch nach ihrer Meinung gegründete Ursache daher nehmen, andern ebenfals Verdruß zu machen.

XVIII. Brief.

Quid a te mihi jucundius potuit injungi, quam ut præceptorem fratris tui liberis quærerem?

* * *

Hättest du mir denn etwas angenehmeres auftragen können, als einen Lehrmeister für deines Bruders Kinder zu suchen?

Merkwürdige Worte! Sie werden es noch mehr, wenn man in dem, was darauf folget, die ungemeine Sorgfalt lieset, die Plinius trägt, um den ihm geschehenen Auftrag glücklich zu befolgen. Unsere Abhandlungen von der Erziehung reden weitläufig von den erforderlichen Eigenschaften eines guten Informators, und von der Vorsicht, welche Aeltern bey der Wahl der Personen brauchen sollen, denen sie die Erziehung ihrer Kinder anzuvertrauen gesonnen sind. Die Mängel, worüber man sich von je her beklaget hat, sind noch immer vorhanden, und werden niemals aufhören, weil sie zur Menschlichkeit gehören.

Das einzige, wobey ich mich hier aufhalten will, ist dieses, daß, da die Unterweisung gemeiniglich jungen Leuten anheim fället, die bey Betreibung der Studien, welche auf die schönen Wissenschaften folgen, sich so lange Unterhalt zu verschaffen suchen, bis sie in Bedienung kommen, es moralisch unmöglich sey, tüchtige Leute zu finden. Was kan man sich von einem eben aus der Schule kommenden Jünglinge von achtzehn bis zwanzig Jahren versprechen, der nebst der schlechten Erziehung, die er öfters zu Hause gehabt hat, noch alle die Unarten eines Schülers an sich hat, der etwas vom Lateine weis, ohne deswegen die Autoren, die in dieser Sprache geschrieben haben, zu verstehen, bey dem nicht der geringste Schein von gutem Geschmacke und von Höflichkeit ist, und dessen Sitten sehr oft unordentlich sind? Dergleichen Leute in sein Haus nehmen, und sie zu einer Jugend gesellen, die dieselben zum Führer und zum Muster nehmen soll, das heißt unwidersprechlich auf die unvorsichtigste und unnatürlichste Weise zu Werke gehen.

Gibt man seinen Kindern Ammen, die mit bösen Krankheiten angestecket sind, welche sie ihren Säuglingen unfehlbar mittheilen würden? Diese Gefahr ist gleichwohl geringer, als diejenige, wovon ich geredet habe. Und ich weis nicht, was für ein Mittel ich dagegen rathen soll. Denn wann einem aufgetragen wird, Lehrer für vornehme Häuser, und auch wohl für Höfe zu suchen, wo man gern die ausgesuchtesten von denen, die sich zu dieser Arbeit schicken, haben möchte, und wo man zuweilen, wiewohl nicht so oft, als erforderlich wäre, solche Anerbiethungen thut, die die besten Männer schlüs-

sig

sig machen könnten; so findet man sehr selten Leute, die vorgeschlagen und empfohlen zu werden verdieneten.

Alles, was die Erziehung betrift, sollte überhaupt mehr aufgemuntert werden, als geschiehet. Weder der Staat noch die Privatpersonen könnten einen bessern Aufwand machen, als den, der auf die Bildung guter Unterthanen, ehrlicher und brauchbarer Bürger abzwecket. Ein Einkommen, das der Mühe der Unterweisung, die gewiß die allerbeschwerlichste ist, der man sich unterziehen kan, gemäß ist, würde nicht das einzige Mittel seyn, die öffentliche und häusliche Kinderzucht in Flor zu bringen; es würde auch dienlich seyn, wenn man sähe, daß Personen vom ersten Range sich der Sache annähmen; wenn diese sich ein Vergnügen oder gar eine Pflicht daraus machten, den öffentlichen Prüfungen und andern Uebungen beyzuwohnen, die zu dem Ende angestellet werden, damit man den Wachsthum der Jugend erkennen möge.

Wenn ein Beyspiel nöthig ist, sie dazu zu bewegen, so will ich das vom Plinius selbst anführen. » Ich fange wieder an, sagt er, mich, wie ich sonst » pflegte, bey die jungen Leute zu setzen, und ich » bemerke dabey die Achtung, die mir meine Neigung zu den schönen Wissenschaften bey ihnen zuwege bringt. Neulich kam ich, als sie eben mit » einander disputirten, in eine zahlreiche Versammlung, wo auch mehrere Rathsherren zugegen waren. Ich tratt hinein; sie schwiegen. . . . » Es ist nun noch übrig, daß ich die andern Professoren auch höre, und dir alsdann meine Meinung melde.

Wo ist heutiges Tages der Mann von des Plinius Range, der sich alle diese Mühe für seine eigenen Kinder gäbe, ich geschweige daß er sich für anderer ihre damit beladen sollte?

XIX. Brief.

Est quidem omnino turpis ista discordia; est tamen, quia plerumque evenit, ut aliud auditores, aliud judices exigant.

* * *

Es ist eine zwar schändliche, aber doch wirkliche Uneinigkeit, daß die Zuhörer etwas anders als die Richter fordern.

Plinius entdecket auch hier die unmäßige, und daher vielfältig kindische Begierde, die ihn verleitete, den Ruhm zur Triebfeder seines gesamten Verfahrens, und zum Zwecke aller seiner Handlungen zu machen. Was ist einem Advocaten, der richtige Begriffe von seinem Amte hat, daran gelegen, und was soll ihm daran gelegen seyn, ob die Zuhörer aus seinem Vortrage viel oder wenig Vergnügen schöpfen, wenn nur die Richter damit zufrieden sind, und dasjenige darin finden, was nöthig ist, um den Grund der Sache einzusehen, und nach der Billigkeit darüber zu urtheilen? Es ist sehr schwer, fortzukommen, wenn man zwo verschiedene Absichten hat; und wenn diese Absichten einander entgegen stehen, so ist die Sache gar unmöglich.

Dieses ist die Klippe vieler christlicher Redner: sie möchten gerne die Vortheile der Religion mit der Begierde, Aufsehen zu erregen, und sich einen Na-

men

men zu machen, vereinigen. Sie sind nicht so wohl bedacht, ihre Zuhörer zu retten, als sich zu erheben: und dadurch machen sie sich wahrhaftig des hohen Amtes unwürdig, welches ihnen auflegt, von Gottes wegen zu reden. Wenn man vorzügliche Gaben hat, so ist es allerdings erlaubt, sie anzuwenden; allein es ist etwas sehr rares, daß solche Gaben diejenigen, die sie besitzen, nicht von diesem Wege der Aufrichtigkeit und Demuth abziehen, welchem Leute folgen, die, ob sie gleich nicht so geschickt sind, als sie, dennoch dadurch einen auf andere Art weit schätzbarern Vorzug erhalten. Glücklich sind diejenigen, die die grossen Gaben mit dem guten Gebrauche vereinigen! Der Gedanken Ludwigs des XIV. ist schön, als er zum Maßillon, einem der geschicktesten Prediger, die jemals gewesen sind, sagte: » Mein Vater, wann ich die anderen höre, so bin » ich mit ihnen zufrieden; aber wann ich euch höre, » so bin ich unzufrieden mit mir selbst.

Ist es möglich, daß grosse Männer so klein seyn können, so bald es darauf ankömmt, den geringsten Dunst von Weyrauch zu erhalten! Wie können insonderheit Leute, deren Ruhm seit langer Zeit befestiget ist, noch so begierig seyn in diesem Stücke, und so lächerliche Schritte thun, um die geringsten Scribenten zu bewegen, sie zu loben, eben als ob sie erst in die Welt träten, und im Reiche der Gelehrsamkeit noch unbekannt wären? Es fallen hierin die lächerlichsten und unanständigsten Dinge vor.

* *

XX. Brief.

Et habebit, si modo, ut cœpit, aliena testamenta, quod est improbissimum genus falsi, ipsis quorum sunt illa, dictaverit.

* * *

Er wird sie auch ganz gewiß bekommen, wenn er so fortfährt, Testamenten zu dictiren; ein Falsum, welches nach meiner Meinung unter allen das sträflichste ist.

Plinius erzehlet seinem Freunde Calvisius drey Historchen, die den Regulus angehen, von welchem im Fünften Briefe des Ersten Buches ist geredet worden, und sie dienen zu Bestättigung des Begriffes, den dieser Brief bereits von dem Regulus, als dem gottlosesten Menschen, gegeben hat, der zugleich die unverschämteste und niederträchtigste Creatur, die man sich nur vorstellen kan, und ein wahrer *bipedum nequissimus* war, wie Modestus ihn genennet hatte. Da diese drey Historien zugleich dienen können, die damalige Streiche und Gewohnheiten bekannt zu machen, so will ich sie hier anführen, um den Schluß zu erläutern, den Plinius in der vorangesetzten Stelle daraus ziehet.

Erste Erzehlung. Regulus kömmt zur Verania, der Wittwe Pisons, den Galba an Kindesstatt angenommen hatte. Sie lag in den letzten Zügen. Dieses Unternehmen war um so dreister, als er jederzeit ein offenbarer Feind des Mannes, und der Abscheu der Frau gewesen war. Er tritt gleichwohl hinzu, nimmt den nächsten Platz neben ihr, setzet sich ganz nahe zu ihr an das Bett, und

fragt nach dem Tage und der Stunde ihrer Geburt. Sie sagt ihm beydes. Alsobald setzet er sein Gesicht zurecht, sieht starr hin, bewegt die Lefzen, thut als ob er etwas an den Fingern abzehle, und läßt durch dieses vorgespiegelte Geheimniß das Gemüth der armen Patientinn lange in zweifelhafter Erwartung. Du bist, sagt er endlich, in deinem Stufenjahre, allein du wirst genesen. Zu desto grösserer Gewißheit will ich nach einem Opferpriester gehen, dessen ich mich schon öfters mit gutem Erfolge bedienet habe. Er geht weg, verrichtet ein Opfer, kömmt wieder, und schwört, daß das Eingeweid des Opferthieres mit dem, was er von des Gestirnes wegen versprochen habe, übereinstimme. Die Frau, die, wie man in der Gefahr zu seyn pfleget, leichtgläubig war, macht ein Codicill, und in demselben ein Vermächtniß für den Regulus. Kurz hernach nimmt die Krankheit zu, und in den letzten Seufzern rufet sie aus: Ach! der Bösewicht, der Meineidige! der noch mehr als meineidig ist, und der seine Betrügereyen bey dem Leben seines Sohnes beschwöret! Plinius setzet hierbey hinzu, daß dieses Verbrechen dem Regulus gewöhnlich wäre, und daß er, ohne sich ein Gewissen zu machen, den Göttern, die er täglich betröge, den Kopf seines unglücklichen Sohnes blos stellete, indem er ihn zum Bürgen so vieler falscher Eide setzete. Er wurde auch dafür gestraft und verlohr ihn, wenn er anders diesen Verlust wahrhaftig gefühlet hat. Der siebente Brief des IV. Buches wird uns alle die Ausschweifungen zeigen, die er bey dem Tode dieses Sohnes begieng. Lasset uns weiter hören, was Plinius in diesem hier sagt.

Zweyte Erzehlung. **Vellejus Blesus**, ein reicher Rathsverwandter, wollte in seiner letzten Krankheit etwas an seinem Testamente ändern. **Regulus**, der sich von dieser Aenderung einigen Vortheil versprach, weil er Gelegenheit genommen hatte, sich bey dem Kranken einzuschmeicheln, wendet sich an die Aerzte, bittet, beschworet sie, das Leben seines Freundes zu verlängern, es koste auch was es wolle. Kaum ist das Testament besiegelt, als **Regulus** Aufführung und Sprache ändert. **Nun! meine Herren**, sagt er zu den Aerzten, **wie lange wollt ihr noch einen Unglücklichen quälen? Warum misgönnet ihr Jemanden einen sanften Tod, dem ihr doch das Leben nicht erhalten könnet?** **Blesus** stirbt, und hinterläßt, eben als ob er alles gehoret hätte, dem **Regulus** nicht das geringste.

Dritte Erzehlung. **Aurelia**, eine Frau von seltenen Verdiensten, legte, als sie im Begriff war, ihr Testament zu unterschreiben, ihre kostbarsten Kleider an. **Regulus**, der zur Unterschrift gebethen war, kömmt, und sagt sogleich ohne allen Umschweif: **Ich bitte dich, mir diese Kleidung zu vermachen.** **Aurelia** glaubt, er scherze; er hingegen setzet ihr ernstlich zu. Kurz, er bringt es dahin, daß **Aurelia** ihr Testament öffnet, und ihm die Kleider vermacht, die sie damals an hatte. Er begnügte sich nicht damit, daß er sie schreiben sah, sondern er wollte auch dasjenige lesen, was sie geschrieben hatte.

» Es ist wahr, setzet **Plinius** hinzu, daß **Aurelia**
» wieder aufgekommen ist; allein daran war Regu-
» lus nicht Schuld, er hatte fest darauf gerechnet,
» daß sie sterben würde.

Hierauf fährt er in folgenden Worten fort: » Ein
» Mensch von dieser Gemüthsart treibet Erbschaften
» zusammen, und bekommt Vermächtnisse, als ob

» er

» er sie verdienete. Soll uns dieses in einer Stadt
» befremden, wo das Laster und die Schamlosigkeit
» im Besitze sind, der Ehrbarkeit und der Tugend
» ihre Belohnungen streitig zu machen, oder wohl
» zu rauben? Sieh den Regulus an. Er war ein
» Lumpenhund; er ist durch seine Niederträchtigkei-
» ten und Laster so reich geworden, daß er mir gesagt
» hat: Ich opferte einsmal den Göttern, um
» zu erfahren, ob ich es jemals so weit brin-
» gen würde, daß ich mich eines Vermögens
» von sechzig Millionen Sestertien erfreuen
» könnte; Es fand sich ein doppeltes Einge-
» weid in dem Opferthiere, das mir sechsmal
» zwanzig Millionen versprach. Er wird sie
» bekommen. . . .

Es ist in dem Grade der Verblendung, worin ei-nige Menschen zu leben fähig sind, wirklich etwas unbegreifliches. Religionsübungen und Gottlosig-keit beysammen; welche wiedersinnige Verbindung! welche ungeheure Zusammensetzung! welche Ueber-maasse von Schwachheit und Leichtgläubigkeit auf Seiten derer, die Regulus in sein Netz zu kriegen wuste! Würde es einem Menschen, der durch eine beglaubte Handlung von dieser Art bekannt und ver-schrien ist, heutiges Tages, mit so grosser Kühnheit sich auch das Laster bey manchen Gelegenheiten her-vor waget, glücken, dergleichen mehr zu üben, und aus diesem Gewerbe eine unerschöpfliche Goldgrube zu machen? Allein wenn man unsere Moralisten lie-set, so wird man sehen, daß jedes Jahrhundert seine Ausschweifungen habe, und daß das unserige, wenn es von denen frey ist, die in dem Jahrhunderte der Cäsar im Schwange giengen, der Nachwelt andere darstellen wird, die sonderbar genug sind, um neue Anmerkungsmacher zu beschäftigen.

Und um etwas zu sagen, welches den Gegenstand des Betragens des Regulus, nämlich die Absicht, von denen, welche Testamenten machten, Vermächtnisse zu erhalten, näher angeht, so habe ich niemals etwas kleineres und verächtlichers gefunden, als die schmeichlerischen und eifrigen Dienste derjenigen Leute, die ein Aug auf irgend einen Theil einer Erbschaft haben. Die blosse Furcht, desfals in Verdacht gezogen zu werden, würde hinlänglich seyn, mich auch wohl in solchen Fällen unbeweglich zu machen, wo ich sonst geneigt seyn würde, Eifer und Liebe zu zeigen. Eine reiche Person, deren Ende sich nahet, und die, weil sie keine Erben, wenigstens keine nahe Erben hat, mit ihrem Vermögen nach Belieben schalten kan, darf auf die Redlichkeit der Leute, die sie unter dem Titel von Freunden besuchen, nicht rechnen. Der Verlust dessen, was sie besitzet, wenn ein unvermutheter Zufall denselben verursachete, würde den Haufen derselben bald dünner machen, wenn er ihn nicht gar völlig zerstreuete. Hingegen kan ein Erblasser, der in diese Umstände gesetzet ist, diejenigen, die ihn hintergehen wollen, herum führen, sie lange genug in einer knechtischen Erwartung leben lassen, und sie endlich, wie sie verdienet haben, mit Wind und Rauch bezahlen. Die Dienstbothen verdienen in diesem Falle bedacht zu werden; es ist ihnen nicht zu verdenken, wenn sie auf eine Belohnung ihrer getreuen Dienste rechnen; und wenn sie dergleichen leisten, so ist es etwas sehr hartes, ja eine wahrhafte Ungerechtigkeit, ihnen die Belohnung zu entziehen.

Ende des Zweyten Buches.

Der heydnische Philosoph, oder Gedanken des Plinius, mit gelehrten und moralischen Betrachtungen.

Drittes Buch.

I. Brief.

Me autem, ut certus siderum cursus, ita vita hominum disposita delectat, senum præsertim.

* * *

Die Ordnung in dem Leben der Menschen, sonderlich der Greise, erwecket mir eben so viel Vergnügen, als der ordentliche Lauf der Gestirne.

Die Ordnung ist die Seele der Welt, und eines jeden Theiles, woraus sie zusammen gesetzet ist. Allein obgleich die Ordnung auch in blos mechanischen Werken etwas vortreffliches ist, so zeiget sich doch ihr Glanz hauptsächlich bey den vernünftigen und freyen Wesen. Nichts gleichet

der

der Schönheit und dem Werthe einer weislich geordneten Gesellschaft, in welcher einem jeden sein Ort auf die schicklichste Art angewiesen ist. Nichts auch ist schätzbarer als eine Privatperson, welche, da sie die Ordnung nicht überall einführen kan, sich doch Mühe gibt, dieselbe in ihren Handlungen und in ihrer Aufführung sehen zu lassen. Je frühzeitiger diese Gesinnung sich zeiget, desto glücklicher und lobwürdiger ist das Leben desjenigen, der sie heget.

Man hält insgemein der Jugend etwas, oder auch vieles zu gute: ja man treibt die Einbildung so weit, daß man glaubet, es sey ein gutes Zeichen, wenn junge Leute ein wenig ausschweifen; es ist Lebhaftigkeit, Feuer; sie werden schon reif werden. Indessen mögen diese Ausbrüche des Temperaments leicht ein wenig dauern, und die Reife zurückhalten, so kan es leicht geschehen, und es geschieht wirklich oft, daß die Jugend durch das ganze Leben währet. Man kan folglich diejenigen, die man erziehet, nicht zu frühe zur genauesten Ordnung gewöhnen; man kan sie nicht sorgfältig genug wieder zurückführen, wenn sie sich davon entfernen. Vielleicht müste man gar weit früher anfangen. Man stehet gar zu lange in der Einbildung, daß Kinder Kinder seyn; und unter diesem Vorwande hält man ihnen ihren Eigensinn zu gute, mit dem man sich auch wohl belustiget, obgleich die Folgen davon oft betrübt genug sind, und nicht mehr geändert werden können. Gute Gewohnheiten nimmt man nicht an, wann man will; und die bösen abzulegen ist oft unmöglich.

Allein die Gabe der Erziehung ist unter allen die seltenste. Glücklich genug sind diejenigen, die eine solche erhalten, daß sie die Fehler derselben verbessern können, wann die Vernunft sie in den Stand

setzet,

setzet, darüber nachzudenken. Das erste und vornehmste Mittel, in dieser Verbesserung fortzukommen, ist dieses, daß man sich selber Regeln vorschreibe, und seine Handlungen der Ordnung unterwerfe. Durch dieses Mittel wird alles nach und nach leicht. Man tritt in eine Bedienung, man fängt an eine Profeßion, ein Handwerk zu treiben; man beträgt sich dabey auf eine der Gesellschaft und sich selbsten vortheilhafte Weise, und man gelanget zu einem rühmlichen Alter.

Wenn demnach irgend ein Alter ist, wo der Mangel an Ordnung am unrechten Orte, wo er lächerlich, schimpflich ist, so ist es dasjenige, welches nach unserm Ende gehet. Der Greis, den eine lange Erfahrung alles gelehret hat, was die Vollkommenheit und Glückseligkeit des Menschen befördern kan, darf, so zu sagen, keinen Schritt thun, als in dieser Absicht; und dadurch fährt er fort, das Beste der Gesellschaft mit besserm Erfolge als jemals zu befördern, indem er ein Muster, ein nachahmungswürdiges Beyspiel gibt. Die jungen Leute lieben die Alten natürlicher Weise, und würden sich mit Vergnügen und herzlicher Neigung zu ihnen halten, wenn das Alter auch nicht voller Mängel, oder wenn es wenigstens sorgfältiger wäre, sie zu verbergen, als gemeiniglich geschiehet. Wer kan bey einem alten Zänker, bey einem verdrießlichen Schwätzer, bey einem eckelhaften Gerippe aushalten, so alle seine Gebrechen auskramet, nicht aufhöret davon zu reden, mehr Schwachheit und Eigensinn zeiget, als ein Kind! Hingegen ist es eine vortrefliche Schule, um einen Greis zu seyn, der heiter, ruhig, reinlich ist, der sich angelegen seyn läßt, sich durch angenehme Erzehlungen, durch freundlichen Rath, durch weise

Vermahnungen erträglich und beliebt zu machen. Es ist einem leid, ihn zu verlassen, man eilet wieder zu ihm zu kommen, und sein Verlust gebiehrt den grösten Schmerzen.

Diesen Begriff gibt uns **Plinius** von dem **Spurinna**, bey dem er sich einige Zeit so vergnügt aufgehalten hatte, daß er glaubte, nie eine Zeit besser zugebracht zu haben. Wir wollen sehen, was er davon erzehlet: einige Dinge, die zu den Sitten selbiger Zeit gehören, werden doch noch vieles übrig lassen, wovon die Greise unserer Zeit Gebrauch machen können.

» Nichts, sagt also **Plinius**, ist bejahrten Leu-
» ten anständiger als Ordnung und Ruhe. Für sie
» ist der Ehrgeitz schändlich, und die Arbeit ausser
» der Zeit. **Spurinna** folget dieser Regel genau.
» Er fasset so gar die kleinen Pflichten, die er sich
» aufleget, gleichsam in einen Zirkel: sie wären
» klein, wenn die Regelmäßigkeit, die sie täglich
» wieder bringet, ihnen keinen Werth gäbe. Des
» Morgens bleibt er ein wenig liegen; um acht Uhr
» kleidet er sich an, geht drey Viertel Stund Weges
» zu Fuse, und während dieses Spazirganges übet
» er seinen Geist nicht weniger als seinen Körper.
» Wenn er Gesellschaft hat, so wird von den besten
» Sachen gesprochen; ist er allein, so wird gelesen,
» welches auch geschiehet, wenn er Gäste hat, die
» Liebhaber vom Lesen sind. Dann setzet er sich,
» und nimmt wieder ein Buch, oder fängt wieder
» ein Gespräch an, welches besser ist, als ein Buch.
» Bald hernach setzet er sich nebst seiner Frau, die
» seltene Verdienste hat, oder auch mit einem sei-
» ner Freunde, wie zum Exempel letztens mit mir,

» in

» in einen Wagen. Welche Schönheit, welche
» Wollust, wann ein so grosser Mann sein Herz
» öffnet! Welche gründliche Kenntniß des Alter-
» thums! Du kanst nicht glauben, wie viele Hel-
» denthaten einem da vor Augen gestellet werden,
» wie viele Helden auftretten, wie viele kluge Lehren
» er gibt, ohne durch schulmeisterische Minen zu
» beleidigen, als die er aus Bescheidenheit sorg-
» fältig zu vermeiden suchet.

» Wann er etwa eine Meile gefahren ist, so stei-
» get er aus, und geht eine Viertel Stunde. Her-
» nach ruhet er ein wenig, oder kehret zurück und
» arbeitet in seiner Studirstube; denn er macht sehr
» gute lyrische Verse, griechisch und lateinisch.
» Seine Gedichte haben so viel sanftes, angenehmes
» und aufgewecktes, daß man sich darüber wundern
» muß; und die Rechtschaffenheit des Verfassers
» erhöhet ihren Werth. So bald ein Sclav mel-
» det, daß die Stunde zum Baden da sey, (dieß
» ist gewöhnlich des Winters um zwey, des Som-
» mers um drey Uhr,) so kleidet er sich aus, und
» geht, wenn es nicht windig ist, in der Sonne
» spaziren. Dann macht er sich mit dem Balle eine
» lange und starke Bewegung: Denn er kämpfet
» auch mit dieser Art Uebung gegen das Alter.
» Nach dem Bade legt er sich nieder, und verschie-
» bet das Essen ein wenig. Indessen lässet er sich et-
» was lustiges vorlesen; und seine Freunde können
» während dieser Zeit sich nach Belieben eben damit,
» oder mit etwas anders die Zeit verkürzen.

» Bey seiner Tafel herrschet Reinlichkeit und Mäs-
» sigkeit, und das Essen wird in schönem altem Sil-
» ber aufgesetzet. Er hat so gar einen Schenktisch

» von

» von Corinthischem Erzte, woran er sein Vergnü-
» gen hat, ohne jedoch sein Herz daran zu hängen.
» Oft lässet er unter der Mahlzeit Comödien spielen,
» um die Tischlust mit Gelehrsamkeit zu würzen.
» Man bleibt, auch so gar im Sommer, bis in die
» Nacht sitzen, und Niemanden dünket es lange zu
» seyn: so angenehm wird die Zeit bey Tische zuge-
» bracht. Hierdurch hat er sich nach bereits zurück-
» gelegtem sieben und siebenzigsten Jahre ein gutes
» Gesicht und Gehör, nebst einem noch vollkomme-
» nen gesunden und starken Körper zu erhalten ge-
» wust; und er hat von dem Alter nichts an sich,
» als allein die Klugheit.

Wie anziehend ist dieses Gemählde! Das Glück des Plinius ist mir nicht unbekannt; ich habe zuweilen eben dieses Vergnügen gehabt. Doch hat sich keine Gelegenheit eräuget, an die ich öfter dächte, und deren Andenken mir schätzbarer wäre, als die Bekanntschaft, die ich noch sehr jung mit dem seeligen H. von Beausobre, dem Vater, gehabt habe, welcher bis in sein achtzigstes Jahr die glücklichen Vorzüge besessen hat, die Plinius an dem Spurinna erhebet.

II. Brief.

II. Brief.

Itaque magni æstimo, dignitati ejus aliquid adstruere, inopinan is, nescientis, imo etiam fortasse nolentis: adstruere autem quod sit splendidum, nec molestum.

* * *

Es ist mir recht viel daran gelegen, ihm ohne sein Vermuthen und Wissen, vielleicht auch gegen seinen Willen, eine höhere Würde zu verschaffen; so eine, die ihm grosse Ehre und wenig Beschwerniß machet.

Freunde nach der Mode! nehmet hier ein Exempel, das, ich will nicht sagen über alle eure Handlungen, sondern über alle euere Begriffe geht. Einem Freunde dienen, der es verlanget, ist viel, sonderlich wenn man keinen besondern Vortheil dabey hat. Allein darauf bedacht seyn, seinen Freunden ohne ihr Wissen zu dienen, und ihnen die Freude einer angenehmen Ueberraschung zu machen, in sorgfältigem Zweifel stehen, welche Vortheile ihnen wohl am anständigsten seyn möchten, allen Credit, den man hat, zu ihrem Besten anwenden, wann man von ihnen nicht darum ersuchet wird: dieses ist eben so selten, als schön.

Ohne auf diese wichtigen Gelegenheiten zu sehen, seinen Freunden wesentliche Dienste zu leisten, Gelegenheiten, die sich nur selten eräugen, und wo wahre Freunde nicht immer im Stande sind, zu thun, was sie gerne wollten, dünket es mich, daß die Freundschaft sich viel besser, als geschieht, erhalten würde, wenn unter den Freunden eine gewisse Auf-

merksamkeit herrschete, wovon man eben dadurch frey zu seyn glaubet, weil man Freund ist. Wenn man, zum Exempel, weis, daß sein Freund, der ein Liebhaber von dieser oder jener Art Seltenheiten ist, sich allemal freue, so oft er seine Sammlung vermehren kan, so trachte man selbst, etwas zu bekommen, und mache sich ein Vergnügen daraus, ihn unverhoft womit zu beschenken, das er suchet. Und so im übrigen.

Ich weis wohl, daß dieses Gewerb mit Gefälligkeiten und Geschenken nicht statt haben könne als unter angesehenen und wohlhabenden Personen; allein auch diejenigen von niedrigerm Stande können hierin das ihrige durch Kleinigkeiten thun, denen der Grund, aus dem sie herkommen, allezeit einen wahren Werth geben wird. Uebrigens muß hierbey nichts unterlaufen, das nach Eigennutz und Handelschaft schmecke. Man entdecket gar leicht die Absicht derjenigen Leute, die, wie das Sprichwort saget, eine Wurst nach einer Speckseite werfen. Allein sie verdienen, wie jener Edelmann belohnet zu werden, der seinem Könige ein schönes Pferd schenkete, weil er gesehen hatte, daß dieser Fürst einen Bauern, von dem er mit einer Rübe war beschenket worden, reichlich belohnet hatte.

Gewiß ein prächtiges Geschenk; es setzt mich in Erstaunen,
Sprach seine Majestät hierauf:
Doch ich auch möchte gern freygebig heissen;
Bringt meine Rübe her! Sie kömmt: er gibt sie ihm.
Da, sagte er; sie ist, so wie das Pferd,

In

In ihrer Art von seltnem Werth.
Er that recht wohl, die falsche Gabe zu bestrafen,
Die ganze Welt ist solcher geitzger Geber voll. (*)

III. Brief.

Proinde faventibus Diis, trade eum præceptori, a quo mores primum, mox eloquentiam discat, quæ male sine moribus discitur.

* * *

Nimm also keinen Anstand, ihn einem Lehrmeister anzuvertrauen, von dem er erstlich gute Sitten, und dann auch die Beredsamkeit lernen kan, welche sich ohne Sitten nicht gut lernen lässet.

Hier ist wieder die Rede von der Sorgfalt in der Erziehung und in der Wahl der Lehrer, wovon wir schon bey Gelegenheit des XVIII. Briefes des vorhergehenden Buches gehandelt haben. Dieser hier aber kan uns neue Gedanken an die Hand geben. Man lässet es mit seiner Sorgfalt insgemein dabey bewenden, daß man zu Hause seinen Kindern Lehrmeister gebe, die Geschicklichkeit und gute Sitten haben: Diejenigen, denen es glücket, dergleichen zu bekommen, glauben, daß nun alles gethan sey. **Plinius** indessen wird sie eines bessern belehren, wenn sie ihn hören wollen.

Der Sohn der Corellia Hispulla, seiner vertrauten Freundinn, und des Corellius Rufus,

(*) *Fables de la Motte*, B. V. F. XIX.

dessen Tod der Inhalt des zwölften Briefes des I. Buches ist, hatte zu Hause die ersten Studien vollendet, und es kam nun darauf an, ihn in die öffentlichen Schulen zu schicken. Wann ein junger Mensch bis dahin gekommen ist, so ist insgemein eine Universität, die den grösten Namen hat, oder die man aus andern Ursachen für schicklich hält, diejenige, wo man ihn hinschicket, ohne daß man sichs jemals einfallen lasse, zu denken, ob auch die Professoren, unter denen er studiren soll, Religion und Sitten haben. Die Folgen, die hieraus entstehen können, sind gleichwohl viel richtiger, als man sich einbildet. Ohne von den Exempeln zu reden, deren Wirkung allezeit schädlich ist, so schmecken sonderlich die Vorlesungen immer nach der Denkungsart desjenigen, der sie hält; er lässet seine gefährlichen Gedanken mit unterlaufen, und stecket seine ganze Lehre damit an.

Hingegen ein Professor, der Ehre, Tugend, und Gottesfurcht liebet, ist nicht allein geschickter sich Hochachtung zu erwerben, als diejenigen, die sich durch Vergehungen oder Ausschweifungen verunehren, sondern er verbindet auch alles, was er saget, mit reinen und heilsamen Begriffen, er lässet keine Gelegenheit vorbey gehen, seinen Zuhörern die Liebe und Ehrerbietigkeit, die sie ihrem Schöpfer schuldig sind, die Gerechtigkeit, die Billigkeit, selbst die Gütigkeit und Erbarmung, die sie ihrem Nächsten schuldig sind, die Regelmäßigkeit, die Wohlanständigkeit, die Klugheit, die Weisheit, wovon ihre eigne Ehre und Glückseligkeit abhänget, einzuprägen. Glaubet man denn nicht, daß ein junger Mensch, der öfters von solchen Sachen ohne Künsteley und aus Herzensgrunde reden höret, grössern Nutzen daraus ziehen werde, als sich derjenige versprechen kan,

kan, dessen Professor, ob er gleich in der Wissenschaft, die er lehret, geschickt ist, zu freye Gedanken, gefährliche Grundsätze entfahren lässet, oder recht ohne Scheu vorbringet? Diese Vorsicht so ausser Acht lassen, wie man zu thun pfleget, heisset die Neigung schlecht kennen, welche junge Leute haben, sich nach ihren Lehrern zu formen, und öfters ihr ganzes übriges Leben hindurch nichts anders als Abdrücke von dergleichen Mustern zu seyn.

Ich kan mich nicht enthalten, bey dieser Gelegenheit wider den Misbrauch zu reden, von dem viele Professoren sich auf Universitäten hinreissen lassen, um Zulauf zu bekommen, und durch die Anhäufung ihrer Schüler ihre Einnahme zu vermehren. Er ist dieser, daß sie ihre Vorlesungen durch ungeziemende Züge, durch Satyren, durch schmutzige Einfälle angenehm zu machen suchen, die in der That die Zuhörer zum lachen bringen und aufmerksamer machen, weil sie hoffen, daß bald wieder etwas von diesem Schlage kommen werde. Der grösten Geschicklichkeit wird hierdurch ein Schandflecken angehänget: und wäre derjenige, der sich dergleichen zu Schulden kommen läßt, auch ein Orakel, so wäre er der Mann nicht, dem ich meine Kinder anvertrauete. Es ist erlaubt, aufgeräumt zu seyn, und seine Zuhörer durch Wendungen, die nicht gänzlich nach der trockenen Lehrart schmecken, auch wohl durch Einfälle, die ihnen Vergnügen machen können, anzulocken: Ich will mehr sagen; es ist dieses so gar ein beträchtliches Stück der Unterweisungskunst, welche selbst unter den Händen, die am geschicktesten sind, einige Blumen darüber zu streuen, noch immer Dornen genug behält. Allein dieses hat nicht die geringste Verwandtschaft mit den Unanständigkei-

ten, die ich vorhin verworfen habe: der Wohlstand muß immer aufs genaueste beobachtet werden.

Man hat also Ursache, seinen Kindern solche Lehrer zu wünschen, wie Julius Genitor war, den Plinius in diesem Briefe empfiehlet. Er sagt, daß ihm seine Regelmäßigkeit, seine Bescheidenheit, seine Tugend einen grosen Vorzug gäbe, und daß Hispulla Sohn nichts von ihm hören würde, so er nicht benutzen könnte, daß er nichts von ihm lernen würde, so er nicht gelernt zu haben wünschen müßte.

IV. Brief.

Veniebat in mentem priores nostros, etiam singulorum hospitum injurias accusationibus voluntariis exsecutos, quo deformius arbitrabar publici hospitii jura negligere.

* * *

Wenn ich an die Edelmüthigkeit zurück dachte, die unsere Vorfahren angetrieben hatte, aus eigener Bewegung diejenigen gerichtlich zu verfolgen, die einen ihrer Freunde, der mit ihnen in derjenigen Verbindung stund, welche wir das Recht der Gastfreyheit nennen, beleidiget hatte, so hielt ich es für schändlich, die Pflichten der öffentlichen Gastfreyheit zu versäumen.

Die Alten hatten verschiedene gesellschaftliche Verbindungen, die sie nicht bis auf unsere Zeiten erhalten haben; und einige darunter verdienen, daß wir ihren Verlust bedauern. Ich setze die Gastfreyheit oben an. Die heilige Schrift, und die Schriftsteller des entferntesten Alterthums, geben uns davon Beyspiele an die Hand, welche zeigen, wie heilig diese Verbindung gewesen sey, und was für Vortheile

theile sie denen, die sie errichtet hatten, gebracht habe. Ich weis wohl, daß sie in denen Zeiten schicklicher war, wo die Gesellschaft vieler Einrichtungen entbehren muste, die man nachgehends gemacht hat. Das Postwesen, welches den Briefwechsel erleichtert, und macht, daß man wenigstens ganz Europa durchreisen kan, und überall alles antrift, dessen ein Reisender benöthiget ist, hat gewisser Maassen die Menschen der Gastfreyheit überhoben. Was ich aber an ihre Stelle eingeführet wissen möchte, ist dieses, daß man ein wenig mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit für die Fremden hätte.

Diese sind eigentlich von zweyerley Art. Einige, die durch sich selbst, oder durch gute Empfehlungen bekannt genug sind, sollten sich überall eine freundliche Aufnahme versprechen können. Indessen geschieht es zuweilen, daß man sie gehen läßt, daß man nicht suchet, ihnen ihren zeitigen Aufenthalt in einer Stadt angenehm zu machen, und daß sie bey ihrer Abreise sehr schlecht von der Kaltsinnigkeit, die sie angetroffen haben, erbauet sind. Dieses kömmt daher, weil jedermann nur auf seine Sachen denket, sich auf gewisse Verrichtungen einschränket, und oft ein Hauswesen hat, in welchem wenig Ordnung ist; daher denn jeder nur für sich lebet, und nicht weis, was das heisse, iemanden Höflichkeiten erzeigen. Gleichwohl würde es einen, der es recht anzufangen wüste, wenig Zwang und Aufwand kosten, die Pflichten der Gastfreyheit zu erfüllen. Ich habe die Ausübung dieser Schuldigkeit zu allen Zeiten unendlich hochgeachtet. Sie hat so etwas geneigtes, etwas herzliches bey sich, welches einen Theil von dieser allgemeinen Wohlgewogenheit und Gutthätigkeit ausmachet, die man die schönsten Züge der Menschlichkeit

nennen kan. Um dieses recht zu begreifen, muß man sich an die Stelle der Fremden setzen, und fühlen, wie vergnügt man seyn würde, wenn man in der Fremde höfliche und wohlthätige Freunde anträffe.

Was soll man dann nun von denjenigen denken, welche, nachdem ihnen auf ihren Reisen dieses Vergnügen widerfahren ist, zu Hause die Härte und Unhöflichkeit selbst sind, und öfters so weit gehen, daß sie diejenigen nicht mehr kennen, deren Betragen sie zu rühmen hohe Ursache haben? Man machet denen Engelländern diesen Vorwurf; allein es verhält sich Zweifels ohne damit wie mit allen Nationalbeschuldigungen. Diejenigen unter ihnen, welche denken, ihre Grandisone, sind von einer solchen unvergeblichen Aufführung weit entfernet.

Die andere Gattung der Fremden sind diejenigen Leute, die gleichsam vom Himmel fallen, und ihre Herkunft mit nichts rechtfertigen können. Ich bekenne, daß es insgemein gefährlich sey, ihnen zu trauen, und daß man fast immer von ihnen hinter das Licht geführet werde. Allein es würde doch etwas unmenschliches seyn, sie unter diesem allgemeinen Vorwande abzuweisen, und ihnen alle Beyhülfe zu versagen. Es ist besser, einige Wohlthaten übel anzulegen, als ehrliche Leute in der Noth stecken zu lassen. Die Klugheit muß uns also sagen, was in dergleichen Fällen das rathsamste sey, und die Wage so halten, daß sie, dem Grundsatze: *Quilibet præsumitur esse bonus, donec probetur contrarium*, zufolge, allemal nach der günstigen Seite den Ausschlag gebe.

Ueberhaupt sind die Menschen hart, mißtrauisch und dienstscheu; es kömmt sie so gar sauer an, mit

einem

einem freundlichen Gesichte zu reden, einige Augenblicke Gehör zu geben, zu zeigen, daß, wenn sie einem nichts gutes thun, sie ihm doch solches gönnen und wünschen. Warum sind wir denn sonst auf der Welt, als daß wir, so viel an uns ist, andern ihr Schicksal leichter und angenehmer machen sollen? Was gewinnen wir mit unsern hohen Geberden, oder wann wir aus einem verdrieslichen Tone sprechen, als daß wir uns verhaßt und zum Abscheue machen? Doch wir wollen wieder auf den **Plinius** kommen.

Da er in Ansehung der Gastfreyheit so, wie wir, dachte, und dieselbe schon zu seiner Zeit in Verfall gekommen war, so erfüllete er eine andere Pflicht, deren Dauer sich nicht weiter als die von **Rom** zu den Zeiten der Republick, und unter den ersten Kaisern, erstrecket hat: man müste denn die Fusstapfen davon in der Schutz- und Schirmgerechtigkeit (Advocatie) suchen wollen, die in den Zeiten des verfallenen Kaiserthums statt gefunden hat. Ein Grosser übernahm das Patronat einer Provinz, die seine Clientinn ward; er ließ sich ihre Gerechtsame angelegen seyn, und vertheidigte sie, wenn die Umstände solches erforderten. Dieses ist der Begriff, ob gleich die Sache nicht wirklich ist, von dem Titel-Beschützer der vornehmsten Europäischen Kronen, welchen einige Cardinäle zu **Rom** führen.

Plinius stund in dieser Verhältniß mit **Bätica**, heutiges Tages **Andalusien**. Diese Provinz wendete sich an ihn zu einer Zeit, da er sich mit öffentlichen Werken beschäftigte, an denen ihm gelegen war. Er wollte dieses anfänglich zu seiner Entschuldigung brauchen, um das Gesuch, so man an ihn hatte gelangen lassen, von sich abzulehnen. Der Rath, an den die Abgeordneten von **Andalusien** sich gewendet

hatten, gab einen Bescheid, der dem Plinius sehr rühmlich war; nämlich » daß man ihn diesen Völ- » kern zum Advocaten geben würde, wenn sie sol- » ches von ihm selbst erhalten könnten. « Es wur- de von neuem so stark angehalten, daß Plinius, der von diesem Eifer war gerühret worden, in vol- lem Rathe aufstund, und sagte: Meine Herren, ich höre auf zu glauben, daß meine Entschuldi- gung rechtmäßig sey. » Was mich hierzu bewog, » fährt er in der Erzehlung fort, die er in dieser Sa- » che seinem Freunde Macrin machet, war nicht » allein die sichtbare Gesinnung des Rathes; (wel- » ches doch der stärkste Betracht ist,) sondern noch » viele andere Ursachen, die ich, ob sie gleich weni- » ger erheblich waren, nicht ausser acht lassen durfte. » Wenn ich an die Edelmüthigkeit zurück dachte.... » Uebrigens wenn ich überlegte, in welche Gefahr » die Vertheidigung der Andalusier mich in derje- » nigen Sache gesetzet, die ich für sie geführet hatte, so » konnte ich mich nicht entschliessen, durch Versagung » eines zweyten Dienstes den Werth des ersten zu » verliehren, der mich so viel gekostet hatte. Denn » so ist es nun einmahl mit dem menschlichen Her- » zen beschaffen. Man vernichtiget seine ersten » Wohlthaten, wenn man sie nicht durch die zwey- » ten unterstützen will. Man erweise einem hun- » dert Gefälligkeiten, und schlage eine ab; es wird » weiter an nichts, als an die Weigerung, gedacht » werden .... Endlich so hoffte ich, daß, wenn » ich zweymal für diese Provinz geredet hätte, ich » mich desto leichter würde entschuldigen können, » wenn sie mich in der Folge zum drittenmale gegen » jemanden belästigen wollte, den ich anzuklagen » nicht rathsam finden möchte. Denn alle Schul- » digkeiten haben ihre Gränzen. Unsere Höflichkeit

» bey einer Gelegenheit bahnet uns den Weg zur » Entschuldigung bey andern. «

Dieses sind herrliche Betrachtungen, die ich meinen Lesern nicht habe entziehen wollen. Man findet darin ein Muster eines vernünftigen Betragens, und einer Entschliessung, die nach der reifesten Ueberlegung ist gefasset worden.

V. Brief.

Nam perire omne tempus arbitrabatur, quod studiis non impertiretur.

* * *

Denn er schätzete alle Zeit für verlohren, die er nicht auf das Studiren wendete.

In diesem Briefe, der überaus merkwürdig ist, redet der jüngere **Plinius** von **Plinius** dem älteren, seinem Oheim, dem berühmten Verfasser der Naturgeschichte. Wir werden im sechzehenden Briefe des VI. Buches die Erzehlung von seinem Tode finden, die nicht wenig erheblich ist. Hier ist die Rede von seinen Werken und von seinem gelehrten Fleiße. Man sieht da einen Eifer nach einer **Polymathie**, der, wie mich dünket, weit über seine rechten Gränzen getrieben ist. Es ist nicht so tadelhaft, sich für das Studiren, als für die Wollust, zu entkräften; allein dieses Verfahren ist doch allemal zu tadeln, weil man sittlich bös handelt, so oft man durch schädliche Wirkungen seinen natürlichen Vollkommenheiten, sie mögen nun den Leib, oder die Seele angehen, Abbruch thut.

Man

Man soll von nichts ein Märtyrer seyn, als von der Religion; Nichts in der Welt, es mag Namen haben, wie es wolle, verdienet, daß man sich dafür aufopfere. Und der Beweis davon ist sehr begreiflich. Die Dinge in der Welt haben keinen Werth als in dieser Welt; Aus Liebe zu ihnen seine Tage abkürzen, heisset seinem Ziele den Rücken kehren. Man muß also gegen das Uebermaaß des Denkens und des Studirens, wie gegen alles andere, auf seiner Hut stehen, und sich so wohl gegen einen herrschenden Geschmack, der uns mit sich fortreisset, als gegen die sich neben einschleichenden Beweggründe eines eitlen Ruhms und des Eigennutzes, die uns noch weniger Ehre bringen, bestens vorsehen.

Man kan vieles, und zwar weit mehr, als man sich einbilden möchte, lernen und thun, wenn man sich an ein regelmäßiges und tägliches Arbeiten gewöhnet, welches nie der Ruhe, noch auch der Erquickung im Wege steht. Und wenn man nun durch eine schädliche Anstrengung weiter gehen könnte, *cui bono?* Die ersten Stellen in der gelehrten Republick sind, sonderlich heutiges Tages, allzuschwer zu erhalten, als daß man sich es leicht vorstellen dürfe, dahin zu gelangen. Allein wenn man nun dahin gekommen ist, was genießt man? Der Neid waget daselbst solche Anfälle, welche mehr als einmal machen, daß man wünschet, wieder in die Dunkelheit zurück zu kehren, aus der man sich mit so vieler Mühe heraus gerissen hat.

Wie es nun kommen mag, so werde ich niemals jemanden rathen, ein Leben wie Plinius der ältere zu führen; es kömmt einer wenig vernünftigen Enthusiasterey nahe, und hat Züge, die man pedantisch nennen kan. Die Länge der hieher gehörigen

Stelle

Stelle soll mich nicht hindern, sie her zu setzen; und um es ein für allemal zu sagen, ob man auch gleich schon hat merken können, daß dieses meine Methode ist, so sehe ich es für einen der hauptsächlichsten Vortheile dieser Betrachtungen an, alles, was die Briefe des **Plinius** merkwürdiges enthalten, hinein zu bringen, wie ich auch thue. Wir wollen nicht ein Wort von demjenigen verliehren, was er hier seinem Freunde **Macrin** saget, der die Werke des ältern **Plinius** mit der grösten Begierde las, und seinen würdigen Neveu gebethen hatte, ihm dieselben alle bekannt zu machen, damit er sie kaufen könnte.

» Ich will, antwortet er, es nicht dabey bewen-
» den lassen, daß ich sie dir anzeige, ich will zugleich
» auch bemerken, in welcher Ordnung sie sind ge-
» macht worden. Dieß ist eine Kenntniß, die für
» Gelehrte nicht ohne Annehmlichkeit ist. Als er
» eine Brigade Reiterey commandirte, hat er ein
» Buch von der Geschicklichkeit den Wurfspies
» zu Pferde zu werfen geschrieben, und in diesem
» Buche herrschet eben so viel Witz als Richtigkeit.
» Zwey andere von dem Leben des **Pomponius Se-**
» **cundus**. Er war von ihm ungemein geliebet
» worden, und glaubte, daß er dieses Zeichen der
» Erkenntlichkeit dem Andenken seines Freundes
» schuldig wäre. Wir haben zwanzig andere von
» ihm, von den Kriegen in Deutschland, worin
» er alle Kriege beschrieben hat, die wir mit diesen
» Völkern geführet haben. Ein Traum machte,
» daß er dieses Werk unternahm. Als er in dieser
» Provinz dienete, glaubte er im Traume den Dru-
» sus Nero zu sehen, der, nachdem er grosse Er-
» oberungen gemacht hatte, daselbst gestorben war.
» Dieser Prinz beschwor ihn, ihn nicht in der Ver-
» gessenheit

„ gessenheit begraben zu lassen. Ferner haben wir
„ von ihm drey Bücher unter dem Titel: Der Ge-
„ lehrte, deren Grösse meinen Oncle nöthigte sie in
„ sechs Bände abzutheilen. Er nimmt den Redner
„ in der Wiege, und verläßt ihn nicht, bis er ihn
„ zur grösten Vollkommenheit gebracht hat. Acht
„ Bücher über die zweifelhaften Arten zu re-
„ den. Er machte dieses Werk in den letzten Jah-
„ ren der Regierung des Nero, wo die Tyranney
„ alle freyere und erhabnere Gattungen von gelehr-
„ ten Sachen gefährlich machte. Ein und dreyßig
„ Bücher als eine Fortsetzung der Geschichte, die
„ Aufidius Bassus geschrieben hat. Sieben und
„ dreyßig von der Naturgeschichte. Dieses Werk
„ ist von weitem Umfange, von unendlicher Gelehr-
„ samkeit, und so mannigfaltig, als die Natur
„ selbst. Du erstaunest, wie ein Mensch, der so
„ viele Geschäfte hatte, so viele Bände schreiben,
„ und in denselben von so vielen verschiedenen Sa-
„ chen handeln können, die meistens so häckelicht
„ und schwer sind. Noch mehr wirst du erstaunen,
„ wann ich dir sage, daß er eine Zeitlang advociret
„ hat, und nur fünf und sechzig Jahr alt war, wie
„ er gestorben ist. Man weis, daß er die Helfte
„ davon in den Zerstreuungen zugebracht hat, die
„ ihm die wichtigsten Bedienungen und die Gnade
„ der Fürsten zugezogen haben. Allein er hatte ei-
„ nen durchdringenden Verstand, einen unglaubli-
„ chen Fleis, und eine ausserordentliche Wachsam-
„ keit. Er fieng am Feste des Vulcanus an, die
„ Nacht über zu wachen, nicht um der Zeichendeu-
„ terey willen, sondern Studirens wegen. Im Som-
„ mer fieng er an zu studiren, so bald als es Nacht
„ geworden war; im Winter, um ein Uhr des
„ Morgens, höchstens um zwey, oft um Mitter-
„ nacht.

„ nacht. Es war unmöglich, dem Schlafe weni-
„ ger Zeit zu widmen, der ihn öfters über den Bü-
„ chern überfiel und wieder verließ. Vor Tage
„ gieng er zum Kaiser Vespasian, der auch bey
„ Nacht arbeitete; Von da begab er sich hin, wo
„ die ihm obliegenden Amtsgeschäfte ihn hinriefen.
„ Wann er wieder nach Hause kam, so wendete er
„ die noch übrige Zeit ebenfals auf das Studiren.
„ Nach dem Mittagessen, (welches bey ihm nach
„ Gewohnheit der Alten schlecht und recht war,)
„ legte er sich einige Augenblicke, die er etwa frey
„ hatte, zur Sommerszeit in die Sonne. Da ließ
„ er sich ein Buch lesen, und machte Anmerkungen
„ und Auszüge daraus, denn er hat niemals etwas
„ gelesen, ohne Auszüge zu machen. Auch pflegte
„ er zu sagen, es wäre kein Buch so schlecht, aus
„ dem man nicht etwas lernen könnte. Wann er
„ sich aus der Sonne begeben hatte, so badete er
„ sich insgemein in kaltem Wasser. Dann aß er
„ einen Mundvoll, und schlief ein klein wenig.
„ Hierauf fieng er, als ob es ein neuer Tag wäre,
„ wieder an zu studiren, und dieses bis zum Abend-
„ essen. Während der Abendmahlzeit wurde wie-
„ der gelesen, und zwar flüchtig, er schrieb auch da-
„ bey. Ich erinnere mich, daß, als der Vorleser
„ einstens einige Worte übel ausgesprochen hatte,
„ jemand von den Gästen ihn wieder anfangen ließ.
„ Du hattest es doch wohl verstanden, sagte mein
„ Oncle? Und als jener mit Ja geantwortet hatte,
„ sagte er weiter: Warum liessest du ihn denn
„ wieder anfangen? Wir haben über diese
„ deine Unterbrechung zehn Zeilen verlohren.
„ Hieß dieses nicht die Zeit zu Rathe halten? Im
„ Sommer stund er noch bey Tage von Tische auf,
„ im Winter zwischen sieben und acht. Dieses al-

„ les that er mitten unter seinen Geschäften und in
„ dem Geräusche der Stadt Rom; er that es, als
„ ob ein Gesetz ihn dazu genöthiget hätte. Auf dem
„ Lande war blos die Zeit des Badens vom Studi-
„ ren ausgenommen, ich will sagen, die Zeit, da er
„ im Wasser war; denn im Herausgehen, und
„ wann er sich abtrockenen ließ, las er schon wiede, oder
„ dictirte etwas. Auf Reisen war dieses seine einzige
„ Beschäftigung, gleichsam als ob er da von allen an-
„ dern Sorgen mehr befreyet gewesen wäre; er hatte
„ beständig sein Buch, seine Schreibtafel, und seinen
„ Schreiber an der Seite, der im Winter Hand-
„ schuhe anziehen muste, damit auch die Härte der
„ Jahrszeit seinem Fleise keinen Augenblick entzie-
„ hen möchte. Aus dieser Ursache ließ er sich auch
„ zu Rom immer in einem Sessel tragen. Ich erin-
„ nere mich, daß er mir einsmals, als ich spatziren
„ gieng, einen Verweis gegeben habe. Du hät-
„ test, sagte er, diese Stunden nicht verliehren
„ können. Denn er schätzete . . . Mittelst
„ dieses entsetzlichen Fleises hat er so viele Bücher
„ fertig machen können, und mir hundert und sech-
„ zig Bände von seinen Anmerkungen hinterlassen,
„ die auf fornen und hinten beschrieben sind, und zwar
„ mit sehr reiner Schrift, welches sie sehr vermeh-
„ ret. Er erzehlte mir, daß es nur bey ihm ge-
„ standen hätte, sie, während er kaiserlicher Statt-
„ halter in Spanien gewesen wäre, an den Largi-
„ us Licinius um viermal hundert tausend Seste-
„ tien zu verkaufen; und damals waren ihrer noch
„ nicht gar so viele. Solltest du, wenn du an die-
„ ses ewige Lesen, an die unzählbaren Werke den-
„ kest, die er gemacht hat, nicht glauben, daß er
„ niemals in Bedienungen, noch in der Gnade der
„ Fürsten gestanden habe? Und wenn man dir hin-

„ gegen

» gegen saget, wie viele Zeit er auf die Wissenschaf-
» ten verwendet habe, geräthst du nicht auf die Ge-
» danken, daß er noch nicht genug gelesen und ge-
» schrieben habe? Denn was für Hindernisse legen
» nicht auf der einen Seite die Bedienungen und
» der Hof dem Studiren in den Weg? Und was
» kan man auf der andern mit einem so anhaltenden
» Fleise nicht ausrichten? Ich kan mich daher des
» Lachens nicht enthalten, wenn mich einige fleißig
» nennen, mich, der ich in Vergleichung mit ihm
» ein Müßiggänger bin. Gleichwohl widme ich
» dem Studiren alle Stunden, die mir die Pflich-
» ten gegen das gemeine Wesen und gegen meine
» Freunde übrig lassen. Wer kan, auch selbst un-
» ter denen, die ihr ganzes Leben auf das Studiren
» wenden, sich mit ihm vergleichen, ohne als sein
» Schläfriger und Fauler zu erröthen?

Der Schluß von dieser Erzehlung ist nicht richtig. Man müste sich eher schämen, so erpicht auf das Studiren zu seyn, als wenn man in diesem Betracht etwas weiter zurück stehet. Auch hier gilt die Regel: *medio tutissimus ibis.* Und dieses Mittel kan nicht anders als nach den personlichen Umständen bestimmet werden. Es gibt starke Naturen; andere sind schwächlich. Was für den einen zu viel ist, ist es deswegen nicht auch für den andern. Inzwischen wird der anhaltende Fleis und das viele Sitzen leicht schädlich, auch selbst den stärksten Naturen. Bayle arbeitete vierzehn Stunden: er that sehr übel. Wenn auch gleich sein Ruhm in der Gelehrsamkeit von so grossem Werthe wäre, als ein Mann, der richtig denket, wenig darnach zu verlangen Ursache hat, *non tanti erat.* Die Klugheit will, daß man ein Leben führe, welches dauern könne, und die Religion befiehlt es.

VI. Brief.

Videtur enim dignum templo, dignum Deo donum.

* * *

Das Geschenk scheint einem Tempel, einer Gottheit anständig zu seyn.

Plinius hatte von dem Gelde aus einer Erbschaft, die ihm zugefallen war, ein aus Erzte gegossenes Bild gekauft, das zwar klein, aber gut gearbeitet war. Es war solches ein stehender Greis, wovon er folgende Beschreibung machet. » Die » Knochen, die Muskeln, die Nerven, die Adern, » so gar die Runzeln, sind wie bey einem lebendigen » Menschen. Das Haar ist dünne und strack, die » Stirn breit, das Gesicht schmal, der Hals ma- » ger, die Arme abgezehrt, die Brüste schlaff, der » Bauch eingefallen; der Rücken drücket das Alter » ungemein wohl aus, und die Farbe des Erztes » lässet nicht zweifeln, daß das Stück sehr alt sey. » Kurz, alles ist so gut daran gemacht, daß es die » Augen der Kenner auf sich ziehet, und die Unwis- » senden vergnüget.

Bey dieser Gelegenheit bekennet **Plinius**, daß er kein Kenner sey. Er sagt bescheidentlich: seine Einsichten, die in keiner Sache weit giengen, wären in dieser, nämlich in der Kenntniß der Meisterstücke der Kunst, noch eingeschränkter. Bey der Gabe, in einer oder der andern Art ein Kenner zu seyn, ist etwas, das sich erlernen lässet, das meiste aber ist natürlich. Eine Feinigkeit in der Empfindung, ein richtiges Gehör oder Augenmaaß, nach-

dem

dem die Sache, worauf es ankömmt, für eines oder das andere dieser sinnlichen Werkzeuge gehöret, sind der vornehmste Grund dieser Gabe. Die Erfahrung, die Untersuchung der Werke, wo die Kunst sich hervor gethan hat, bringen sie zur Vollkommenheit, und treiben sie auf den höchsten Grad, dessen sie fähig ist. Es ist etwas rares, daß Leute, die in ihre Studirstube eingeschlossen sind, die sich frühzeitig auf die Erlernung der Wissenschaften gelegt, und ihr Leben mit Lesen und Schreiben zugebracht haben, Kenner sind: ihre Seele hat so zu sagen einen andern Gang genommen; und daher kömmt es, daß sie zuweilen sehr eingeschränkte Geister zu seyn scheinen, daß sie in den Gesellschaften der grossen Welt einen schlechten Aufzug machen, und daß man über ihre Unwissenheit, über ihre Einfalt in denen fast jedermann bekannten Dingen erstaunet. Es ist daher den Gelehrten, wenn sie nicht etwa von der Natur ganz und gar hierin sind versäumet worden, zu rathen, sich bis auf einen gewissen Grad um die sogenannten Einsichten des Geschmackes zu bewerben, nicht nur sich damit in den Gesellschaften, wo selten von den eigentlich so genannten Wissenschaften geredet wird, und diejenigen, die durchaus davon reden wollen, für Pedanten gehalten werden, einiges Ansehen zu geben, sondern auch um deswillen, weil daraus eine gewisse Anmuth in ihrem Witze entsteht, die sich in ihre Werke ergiesset, und desto bessern Fortgang verschaffet.

Plinius, der keinen Geschmack an diesen Seltenheiten hatte, setzet hinzu, daß er sie nicht für sich kaufe, und daß er nie den Vorsatz gehabt habe, sein Haus mit dergleichen auszuzieren. Er glich also dem Cicero nicht, der sein Tusculum verschwenderisch

damit geschmücket hatte, und dessen Briefe an den Atticus voll von solchen Commißionen sind. *Trahit sua quemque voluptas.* Allein ich habe hier ein Wort von der übertriebenen Liebhaberey der Seltenheiten zu sagen. Erstens, und dieß ist gar zu lustig, werfen sich viele zu Liebhabern auf, die nicht den geringsten Beruf dazu haben; Leute, ohne Kenntniß und ohne Geschmack, setzen sich in den Kopf etwas vorzustellen; und an statt sich hervor zu thun, machen sie sich zum Gelächter, indem sie von allen Enden her mit grossen Kosten eine Menge Sachen zusammen treiben, davon sie nichts verstehen, und deren hochmüthiges Auskramen so zu sagen das Wahrzeichen ihrer Unwissenheit ist. Hierzu kömmt, daß, wenn sie erst einmal diesen Geschmack bekannt gemacht haben, sie öfters von Betrügern hinter das Licht geführet werden, die sich falsche Originalien, oder altes Lumpenzeug, das niemand haben will, theuer von ihnen bezahlen lassen. Sie mögen also eine Mühewaltung, die sie mit so schlechtem Erfolge übernehmen, nur immer den eigentlich so genannten Liebhabern überlassen; diese aber sollen hinwiederum gegen eine Leidenschaft auf der Hut stehen, die sie ins Verderben stürzen kan.

Es ist betrübt, Leute von grossem Verstande und Geiste zu sehen, die Habe und Gut hingeben, um etwa ein Cabinet anzulegen, das sie als einen unendlichen Schatz ansehen, und das auch in der That eine Menge höchst rarer und kostbarer Sachen enthält; das sie aber auch lebenslang drücket, und ihre Familien zu Grunde richtet, als welchen es auch nach ihrem Tode noch zur Last fället. Wohl ausgesuchte Seltenheiten haben einen wirklichen, aber keinen laufenden Werth. Um solche Habseligkeiten

ohne

ohne gar zu merklichen Schaden an den Mann zu bringen, muß man wieder Leute antreffen, die den nämlichen Geschmack, und die nämlichen Mittel haben: und dieses trifft sich fast niemals, wenn Sachen, die nach und nach stückweise sind gekauft worden, auf einmal sollen losgeschlagen werden.

Das beste ist also, man lasse den Fürsten, oder den Grossen, die grundreich sind, das Vorrecht, grosse Summen und beträchtliche Capitalien in einen Bildersaal, in eine Sammlung von Statüen, und andere dergleichen Sammlungen zu stecken. Grossen Herren steht es vollkommen wohl an, ihre Schätze zu diesem Gebrauche zu verwenden. Sie zeigen dadurch, wo nicht ihren Geschmack, den sie so wenig, als blosse Privatpersonen, in ihrer Gewalt haben, ob gleich die Schmeicheley ihnen denselben freygebig zugestehet, doch wenigstens ihren guten Willen, und daß sie Beschützer der Künsten sind; zugleich machen sie denen, die den Künsten obliegen, Gelegenheit, etwas zu lernen und geschickter zu werden, wann sie ihnen den Zutritt zu diesen Cabineten, und die Untersuchung der darin aufbehaltenen Meisterstücke verstatten.

VII. Brief.

Erat Φιλόκαλος usque ad emacitatis reprehensionem.

* * *

Er liebte alle schöne Sachen so sehr, daß er sich auch den Vorwurf der Kaufsucht zugezogen hat.

Dieses ist gerade der Charakter eines unmäßigen Liebhabers der Seltenheiten, den wir so eben getadelt haben. Er macht hier einen Theil von des Silius Italicus seinem aus, den Plinius seinem Freunde Caninius bey Meldung seines Todes entwirft. Weil es einen Mann betrift, der durch seine Gedichte bekannt ist, so wollen wir die ganze dahin gehorige Stelle hierher setzen.

» Es breitet sich das Gerücht aus, sagt Plinius,
» daß Silius Italicus durch ein freywilliges Fa-
» sten seine Tage auf seinem Gute bey Neapolis be-
» schlossen habe. Ein unheilbares Geschwür, das
» er bekommen hatte, hat ihn des Lebens überdrüs-
» sig gemacht, und ihn bewogen, dem Tode mit
» gröster Standhaftigkeit entgegen zu eilen. Keine
» Widerwärtigkeit hat jemals sein Glück gestöhret,
» ausser daß er seinen zweyten Sohn verlohren hat,
» wofür er aber durch den ältesten, der ungleich bes-
» ser war, und den er als gewesenen Consul, und
» bey vollkommener Gesundheit hinterließ, reichlich
» getröstet wurde. Seine Ehre hatte zur Zeit des
» Nero einigen Anstoß gelitten. Man hatte ihn
» im Verdachte, daß er sich freywillig als einen
» Anbringer habe gebrauchen lassen; allein er hatte
» sich der Gnade des Vitellius weislich, und als
» ein

» ein ehrlicher Mann bedienet. Er erwarb sich bey
» der Statthalterschaft von Asien vielen Ruhm;
» und durch eine lobwürdige Ruhe hatte er den Flek-
» ken seiner ersten Händel wieder ausgelöschet. Er
» wuste unter den Grössesten zu Rom seinen Rang
» zu behaupten, ohne sich einer Gewalt anzumassen,
» und ohne sich Neid zu erwecken. Man kam zu
» ihm, man ehrte ihn; und ob er gleich oft das
» Bett, und beständig das Zimmer hütete, so hat-
» te er doch immer angenehme Gesellschaft bey sich,
» die nicht durch seine Glücksumstände herbey ge-
» locket wurde. Wann er nicht schrieb, so brachte
» er die Zeit mit gelehrten Gesprächen zu. Er
» machte Verse, in denen mehr Kunst, als Geist
» war; zuweilen las er sie vor, um das Urtheil der
» Leute zu erfahren. Endlich zog er sein Alter in
» Betracht, und verließ Rom um sich in Campa-
» nien zur Ruhe zu begeben, wo ihn nichts wieder
» weg zu bringen vermochte, auch nicht einmal die
» Gelangung des neuen Fürsten zum Kaiserthume.
» Wie viele Ehre macht diese Freyheit dem Trajan,
» der sie hat verstatten wollen, und dem Silius,
» der sich getrauet hat, sie zu nehmen! Er liebte....
» Er kaufte in einem und eben demselben Lande mehre-
» re Häuser; und so bald ihm das letzte gefiel, machte
» er sich nichts mehr aus den andern. Er hatte sei-
» nen Gefallen daran, daß er in einem jeden eine
» Menge Bücher, Säulbilder, und Gemählde zu-
» sammenbrachte, die er nicht nur liebte, sondern
» gar verehrte, vornehmlich Virgils seines, dessen
» Geburtstag er weit feyerlicher, als seinen eigenen
» begieng, sonderlich zu Neapel, wo er sich des-
» selben Grabmale jederzeit mit so vieler Ehrerbie-
» thigkeit näherte, als ob es ein Tempel gewesen
» wäre.

» In dieser Ruhe hat er bey einer mehr zärtli-
» chen als schwächlichen Gesundheit bis in das fünf
» und siebenzigste Jahr gelebet. Wie er der letzte
» Consul war, den Nero gemacht hatte, so starb
» er auch am letzten unter allen denen, die dieser
» Fürst zu dieser Würde erhoben hatte. Es scheint
» auch merkwürdig, daß derjenige unter allen von
» dem Nero gemachten Consuln am letzten starb,
» unter dessen Consulat dieser Kaiser hingerichtet
» ward.

Hierüber stellt Plinius Betrachtungen an, die einem jeden in den Sinn kommen, der lange genug gelebet hat, um die Veränderlichkeit, die Unbeständigkeit, die schnelle und immerwährende Folge der Dinge wahrzunehmen, die ohne Unterlaß auf den grossen Schauplatz der Welt kommen, und sogleich wieder verschwinden um andern Platz zu machen, die bald das nämliche Schicksal erfahren. „ Ich kan
„ nicht daran denken, fährt er fort, ohne von dem
„ menschlichen Elende lebhaft gerühret zu werden.
„ Denn was kan kürzer und eingeschränkter gedacht
„ werden, als das längste Leben der Menschen?
„ Scheint er dir nicht, als ob Nero erst jetzt da
„ gewesen wäre? Gleichwohl ist von allen, die un-
„ ter ihm das Consulat geführet haben, kein ein-
„ziger mehr vorhanden. Doch, warum wundere
„ ich mich hierüber? Lucius Piso, der Vater des-
„ jenigen, den Valerius Festus so grausamlich in
„ Africa ermordet hat, pflegte öfters zu erwehnen,
„ daß er von allen denen keinen mehr im Rath sehe,
„ denen er, als Consul, ihre Stimmen abgefordert
» habe.

„ Das Leben dieser unendlichen Menge Men-
„ schen, die über die Erde ausgebreitet sind, ist in
„ so enge Gränzen eingeschlossen, daß ich die Thrä-
„ nen

„ nen jenes Königes, wovon die Geschichte Mel-
„ dung thut, nicht allein entschuldige, sondern auch
„ vollkommen billige. Du weist, was man vom
„ Xerxes saget. Nachdem er das ungeheure
„ Kriegsheer, welches er führete, aufmerksam
„ angesehen hatte, konnte er sich nicht enthalten,
„ über das Schicksal so vieler tausend Menschen
„ zu weinen, welche in kurzem nicht mehr da seyn
„ würden.

Nichts ist sonderbarer, als die Veränderung, die nach dem Maasse wie wir älter werden, in unsern Gedanken in Ansehung des Lebens vorgeht. In der Kindheit, und fast die ganze Jugend hindurch, scheinen uns die Jahre ausserordentlich langsam zu gehen; es ist eine entsetzliche Entfernung zwischen den Begebenheiten; und man meinet, gewisse Zeitpunkten nimmermehr erreichen zu können. Man wadet dem Strome entgegen, man gelanget auf den Gipfel eines Felsens durch Wege, deren Beschwerlichkeit uns bey jedem Schritte aufhält. Allein kaum ist man da, so scheinet es einem, als ob man mit einer Schnelligkeit hinunter gerissen würde, die uns in Erstaunen und Verwundrung setzet. In kurzer Zeit verliehrt man diejenigen, mit denen man die erste Verbindungen gehabt hatte; man sieht ganze Collegia, ganze Gesellschaften neu werden; man ist in dem Falle des Epimenides, als er aufwachte.

Ich befinde mich ohngefehr in dem Alter, wo Plinius starb, (*) und welches noch nicht zwey

(*) Man weis die Zeit von des Plinius Tode nicht gewiß, aber man muthmasset, daß derselbe im 45. Jahre seines Alters erfolgt sey, im Jahr 860. nach Erb. der St. Rom, nach

Drittel von dem Ziele ausmachet, welches der Psalmist für die Lebenszeit derjenigen angewiesen hat, die nicht aus der Zahl der allerstärksten sind. Indessen sind nicht leicht Familien, die ich kenne, in denen ich nicht schon drey Geschlechter gesehen hätte. Unter Friedrich dem I. Könige von Preussen, bin ich gebohren, und habe ihn sterben sehen; ich habe die ganze Regierung seines Nachfolgers, Friedrich Wilhelms glorwürdigster Gedächtniß gesehen; und ich setze meinen Lauf unter dem ewig denkwürdigen Regimente dieses grossen Friedrichs fort, der zu weit über mein Lob erhaben ist, als daß ich es wagen dürfte, der Neigung zu folgen, die mich reizen könnte, die Gelegenheit zu ergreifen, die sich hier darbiethet, ihn zu loben. Da ich ein Jahr vor ihm gebohren bin, so wünschte ich, wie Boileau zu Ludwig dem XIV. sagen zu können, daß solches geschehen sey, um die Wunder seiner Regirung zu verkündigen: allein es werden stärkere Stimmen erfordert, dieses zu verrichten, geschicktere Hände, ein Gemählde zu entwerfen, das so würdig ist, auf die Nachkommenschaft gebracht zu werden. Alles, was ich getraue auszudrücken, ist der Wunsch eines getreuen Unterthanen für die Dauer eines so glorwürdigen Regimentes. Möchten sich doch meine Augen bey seinem Glanze schliessen, und unsere Enkel noch

---

nach Christi Geb. 107. im zehnten der Regierung Trajans. Die Muthmassung gründet sich hierauf. Die letzte historische Stelle in den Briefen des Plinius ist im zehnten des VI. Buches befindlich, woselbst er sich gegen den Albinus beklaget, daß das Grab des Virginius Rufus, der vor zehn Jahren gestorben, noch nicht fertig sey. Es ist also zu glauben, daß er sein Leben nicht über diese Zeit gebracht habe, die mit der von uns bemerkten übereinkömmt.

noch lange die Vortreflichkeit desselben bewundern konnen!

Plinius schließt mit philosophischen Betrachtungen über den Gebrauch der Zeit. „Wie stark, sagt „ er, müssen diese Betrachtungen seyn, um uns zu „ vermögen, einen guten Gebrauch von diesen Augenblicken zu machen, die uns so geschwind entfliehen! Wenn wir sie nicht zu Handlungen, die „ Aufsehen machen, anwenden konnen, als wozu „ uns das Glück nicht allemal Gelegenheit gibt, so „ laßt uns dieselben wenigstens gänzlich dem Studiren widmen. Steht es nicht in unserer Ge„ walt, lang zu leben, so lasset uns wenigstens „ Werke zurücklassen, die nicht gestatten zu vergessen, daß wir gelebet haben. Ich weis gar wohl, „ daß du nicht nöthig hast, angetrieben zu werden; „ indessen gibt meine Freundschaft mir in den Sinn, „ dich in deinem Laufe aufzumuntern, wie du selbst „ mich in dem meinigen aufmunterst. Welch ein „ edler Eifer zweener Freunde, die durch wechselsweise Ermahnungen die Liebe zur Unsterblichkeit „ immer mehr und mehr in sich anzünden!

Hier ist das *non plus ultra* der Heyden. Die Religion gibt einen weit bessern Rath. Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden. Erkaufet die Zeit, denn es ist böse Zeit. Die heilsame Gnade züchtiget uns, daß wir züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt.

VIII. Brief.

* *

VIII. Brief.

Video etiam, quum sit egregium & mereri beneficia & dare, utramque te laudem simul adsequuturum, si quod ipse meruisti, alii tribuas.

* * *

Ich weis auch, daß es nicht weniger vortreflich sey Gnadenstellen auszutheilen, als zu verdienen. Du wirst also einen doppelten Ruhm erhalten, wenn du eine Würde, zu welcher du durch deine Verdienste gelanget bist, einem andern überträgst.

Plinius hatte von dem General Neratius Marcellus die Stelle eines Kriegstribunen oder Obersten für seinen Freund Tranquillus erhalten. Dieser bittet ihn, zu machen, daß sie seinem nahen Verwandten, Cesennius Silvanus, gegeben werde. Plinius antwortet ihm hierüber sehr höflich, daß es ihm nicht weniger Vergnügen machen werde, ihn in den Stand zu setzen, daß er diese Stelle jemanden schenken könne, als ihn dieselbe selbst verwalten zu sehen. „Ich glaube nicht, „ setzet er hinzu, daß es billig sey, denen, die man „ zu Ehrenstellen befördern will, den Namen der „ Wohlthäter zu misgönnen, welcher mehr werth „ ist, als alle Ehrenstellen zusammen genommen. worüber er auf die Betrachtung kömmt, die der Grund dieser Anmerkung ist.

In dieser gesamten Art zu denken und zu handeln ist viele Zärtlichkeit; und diese Zärtlichkeit ist, wie ich schon oben angemerket habe, eine der hauptsächlichsten Annehmlichkeiten der Freundschaft. Man ist denen, die den Werth ihrer Dienste und Wohlthä-

thaten also erhöhen, doppelt verbunden; oder es ist vielmehr zwischen einer Wohlthat, die in diese reizenden Umstände eingekleidet ist, und denjenigen, die man gleichsam erzwingen muß, gar keine Vergleichung.

La Bruyere fasset beynahe alles, was sich hierüber sagen lässet, in folgenden Gedanken zusammen. » Wir verbinden selten jemanden aus Zuneigung, » oder wenn wir es thun, so schwächet eine kaltsinnige » Erkenntlichkeit unsern Eifer, ein langsam » vergoltener Dienst macht, daß wir bald die Lust » verliehren, weiter zu dienen. Man wirft dem » eine Gefälligkeit vor, der sie erhält; man schlägt » sie dem ab, der darum bittet; man bewilliget sie » nur dem, der verspricht. Wenn wir uns über » die Undankbarkeit derjenigen beschweren, denen » wir Zeichen unserer Gütigkeit gegeben haben, so » dürften sie vielleicht weit mehr Ursache haben, sich » über die Härte unserer Vorwürfe, über die Lau» lichkeit unserer Dienste, über unsere Eigennützig» keit zu beklagen.

Es scheint, als ob man Namen gewisser Tugenden, deren Wirklichkeit nirgends vorhanden ist, erfunden habe; und die seltenste unter allen diesen Tugenden ist eine wahre und edle Uneigennützigkeit.

IX. Brief.

IX. Brief.

Fides in præsentia, eos quibus resistit, offendit: deinde ab illis ipsis suspicitur, laudaturque.

* * *

Die Redlichkeit beleidiget vor der Hand diejenigen, denen sie widersteht; nachher wird sie von ihnen selbst bewundert.

Dieser Brief ist eine Fortsetzung von dem vierten dieses Buchs, in welchem man so wohl die Bemühungen, die die Provinz Andalusien angewendet hatte, um den **Plinius** zu bewegen, sich ihrer Sachen anzunehmen, als auch die Gründe, die ihn bewogen hatten, ihr in ihrem Gesuche zu willfahren, gesehen hat. Jetzo ertheilet er einen umständlichen Bericht von allem, was er in Betreibung der Klage gethan hat, welche die Andalusier gegen ihren gewesenen Proconsul **Claßicus** angestellet hatten. Man sieht aus der ganzen Erzehlung, daß ihn dieselbe viele Sorge und Mühe gekostet, daß er es mit sehr mächtigen Gegnern zu thun gehabt habe, und daß er ohne so grosse Standhaftigkeit und Redlichkeit die Sachen nimmermehr zu einem seinen Clienten so vortheilhaften Spruch gebracht hätte, als derjenige war, den er erhielt.

Dieses veranlasset die Gedanken, welche wir zum Texte dieser Anmerkung gewählet haben. Er ist für jedermann, weil kein Mensch ist, der nicht schuldig wäre die Redlichkeit zur Richtschnur aller seiner Unternehmungen zu machen, und sich wenig um die Urtheile zu bekümmern, die aus einem Vor-

ur-

urtheile, oder aus ungerechten Leidenschaften herrühren, wenn er nur das Zeugniß seines Gewissens hat. Vornehmlich aber kömmt es Personen zu, die in hohen Bedienungen stehen, die das Schicksal anderer entscheiden sollen, die gewisser maassen Gut, Ehre und Leben der Bürger in ihren Händen haben, diesen Personen kömmt es vornehmlich zu, sich unwandelbar an die Vorschrift der vollkommensten Rechtschaffenheit zu halten, ohne alles Ansehen der Personen, ohne im geringsten den vorübergehenden Sturm zu fürchten, der ihnen zuweilen von denjenigen erreget wird, die gerne gesehen hätten, daß das Recht zu ihrem Vortheile wäre verkehret worden.

Wenn man auch gleich nicht aus dem Triebe einer natürlichen Redlichkeit so handelte, so würde doch eine gesunde Politick jedermann hinlänglich bewegen können, sich auf diese Weise zu betragen. Das gröste Künststück, sich empor zu bringen und sich zu behaupten, sonderlich in obrigkeitlichen Aemtern, ist dieses, daß man gerade zu gehe, ohne auszuweichen, ohne Krümme, ohne das geringste aus Gefälligkeit oder aus Furcht zu thun. Hat man erst einmal seinen Credit in diesem Punkte befestiget, so ist dieses genug, zu den höchsten Würden zu gelangen, und weder von dem Neide noch von dem Misvergnügen derer, die sich für beleidiget halten, etwas zu fürchten zu haben. Noch vielmehr werden diese, wenn sie selbst ein redliches Herz haben, und nur durch die Hitze, womit sie eine Sache getrieben, waren gehindert worden, die Rechtmäßigkeit einer ihnen nachtheiligen Entscheidung einzusehen, nicht unterlassen, von dem gefaßten Widerwillen abzustehen, und zu erkennen, daß derjenige, auf den sie

ungehalten waren, ihre Achtung und Verehrung verdiene.

Nur müssen die Oberrichter sich vorsehen, daß sie nicht Härte und Eigensinn an die Stelle der Gerechtigkeit und Standhaftigkeit setzen, und daß sie durch ihre Aufführung nicht den Satz wahr machen: *Summum jus, summa injuria.* Es gibt Mittelwege, die dem Sinne der Gesetze keinen Eintrag thun, und welche diejenigen einzuschlagen wissen, die nicht blos Rechtsgelehrte sind, deren Kopf nur mit übereinander gehäuften Gesetzen angefüllet ist, ohne etwas von dem philosophischen Geiste zu haben, der jederzeit auf die ersten und wahren Ursachen dieser Gesetze zurückgehet, um denselben zufolge ein Urtheil abzufassen.

X. Brief.

Immortalem, ut vos putatis, effigiem conor efficere: quæ hoc diuturnior erit, quo verior, melior, absolutior fuerit.

* * *

Ich arbeite, wie ihr meinet, an einem Bilde, das keine Zeit jemals auslöschen soll. Je natürlicher, ähnlicher, und vollkommener dieses Bild seyn wird, desto dauerhafter wird es seyn.

Spurinna und Coccia hatten einen Sohn verlohren, der ihre Thränen vollkommen verdiente, und den Plinius zärtlich liebte. Um zugleich den Schmerzen dieser bekümmerten Aeltern, und seine eigene Betrübniß zu lindern, hatte er eine Lobrede auf den Verstorbenen gemacht, die er ihnen schicket, mit Bitte, ihm ihre Meinung davon ganz

frey

frey zu sagen. „Handelt mit mir, sagt er, wie mit „einem Bildhauer, mit einem Maler, der an dem „Bildnisse eueres Sohnes arbeiten würde. Ihr „würdet ihn erinnern, daß jener Zug nicht wohl „ausgedrücket, und dieser zu verbessern sey.“ Indessen gesteht Plinius selbst, daß diese Beschäftigung sich nicht gar zu wohl zu der Betrübniß schicke, als in welcher es schwer ist, einen freyen Geist zu behalten, um von der Schönheit und Regelmäßigkeit der Werke des Witzes und der Beredsamkeit zu urtheilen.

Eine Lobschrift ist ohnehin eine Arbeit, die wenige Personen geschickt vollführen können. Bald ist es ein Werk der blossen Einbildung, wo man jemanden ganz anders darstellet, als er gewesen ist, und wo man ihm Eigenschaften beyleget, die er niemals gehabt hat; bald ist es eine mühsame Erzehlung einiger unerheblichen Vorfälle, die eine unbekannte Privatperson betreffen, deren Gedächtniß mit ihr begraben bleiben sollte; bald ist es eine Auskramung allgemeiner Wahrheiten, witziger Einfälle, häufiger Figuren, sonderlich in Sätzen und Gegensätzen, wo der Lobredner allein erscheinet, und gleichsam einen Vorhang vor denjenigen zieht, der der Gegenstand seiner Lobrede ist. Ich will die ganze Sache mit zweyen Worten sagen. Wenige Leute verdienen die Ehre der Lobreden; und noch wenigere sind geschickt, sie zu erweisen.

XI. Brief.

Nam in hoc uno interdum, vir alioqui prudentissimus, honesto quidem, sed tamen errore versatur, quo pluris amicos suos, quam sunt, arbitratur.

* * *

Dieser sonst höchstkluge Mann hat den einzigen Fehler, der zwar schön, aber doch allemal ein Fehler ist, daß er seinen Freunden grössere Verdienste beymißt, als sie wirklich haben.

Der weltweise Artemidorus hatte vom Plinius wesentliche Gefälligkeiten erhalten, und rühmte dieselben öffentlich. Plinius, als ein bescheidener Mann und edelmüthiger Freund, behauptet, daß er sie vergrössere, und meldet zugleich dem Julius Genitor den Verlauf der Sache auf eine ganz ungekünstelte Art, woraus man aber gleichwohl schliessen kan, daß Artemidorus Ursache gehabt habe, das Verfahren des Plinius zu preisen. Der Leser mag selbst davon urtheilen.

„ Die Weltweisen, sagt unser Autor, waren „ aus Rom gejaget worden. Ich gieng zu ihm in „ ein Haus, das er vor den Thoren der Stadt hatte, und ich gieng in solchen Läuften hin, wo mein „ Besuch eben so merkbar, als gefährlich war: ich „ war Prätor. Er muste zu Bezahlung der Schulden, die er aus sehr lobwürdigen Veranlassungen „ gemacht hatte, eine grosse Summe haben. Einige von seinen mächtigsten und reichsten Freunden wollten seine Verlegenheit nicht merken. Ich „ aber borgte die Summe, und schenkte sie ihm, ob

„ ich

„ ich gleich damals Ursache hatte, meiner selbst we-
„ gen in den grösten Sorgen zu stehen. Man hat-
„ te eben sieben meiner Freunde theils zum Tode ge-
„ bracht, theils verbannet. Die Hingerichteten
„ waren Senecion, Rusticus, Heloidius; die
„ Verbanneten Mauricus, Gratilla, Arria,
„ Fannia. Der Donner, der so oft um mich her-
„ um eingeschlagen hatte, daß er mich gleichsam ge-
„ senget hatte, schien mir augenscheinlich ein gleiches
„ Schicksal zu verkündigen.

Alles, was den Werth der grösten Dienste erhe-ben kan, findet sich in den Charakteren vereiniget, die hier angezeiget sind. In der Noth beyspringen, eine beträchtliche Summe schenken, sich lieber einer grossen Gefahr aussetzen, als die Pflichten der Freundschaft versäumen, davon sind die Exempel unendlich rar. **Artemidorus** verdiente zweifels ohne, daß **Plinius** dieses alles für ihn that; allein er würde es nicht verdienet haben, wenn sein Herz nicht davon wäre durchdrungen worden, wenn er nicht seine Zunge so zu sagen dazu geheiliget hätte, die Merkmale der lebhaftesten Erkenntlichkeit auszu-drücken.

Plinius seiner Seits führet eine Sprache, die ihm geziemet; er krönet seine Wohlthaten mit der Bemühung, ihnen einen geringen Werth beyzule-gen. „ Ich glaube noch lange nicht, fährt er fort, „ daß ich allen den Ruhm verdienet habe, den er „ mir zuschreibt. Ich habe weiter nichts gethan, „ als daß ich eine Schandthat vermieden habe. O wie viele Schandthaten gibt es auf diese Weise, die es wirklich sind, ob man ihnen gleich nicht öffent-lich diesen Namen zu geben getrauet! Er ist inzwi-

schen nicht zu hart für alle die niederträchtigen Freunde, die bey dem ersten Anscheine einer Widerwärtigkeit sich unsichtbar machen, und für die die engesten Bande rechte Strohbande sind, die sie in einem Huy zu zerreissen wissen. Diejenigen, die den Plinius an den Artemidorus knüpften, waren eben die allerwichtigsten nicht, wenigstens nach der gemeinen Art zu denken. Die Hochachtung war der vornehmste, und fast einzige Grund davon.

» Ich habe, (denn es wird gut seyn, den Pli-
» nius abermal reden zu lassen,) ich habe, so viel
» die Verschiedenheit unsers Alters zulassen wollte,
» eine Freundschaft voller Zärtlichkeit und Bewun-
» derung für den Cajus Musonius, seinen
» Schwiegervater, gehabt. Artemidorus selbst
» war zu der Zeit, als ich bey dem Heere in Sy-
» rien Tribun war, einer meiner vertrautesten
» Freunde. Dieses ist das erste Zeichen, das ich
» von einem glücklichen Naturell gab, daß ich Be-
» lieben zu einem Weisen zeigte, oder der doch de-
» nenjenigen so gleich kömmt, die man mit diesem
» Namen beehret. Denn gewiß unter allen, die
» man Philosophen nennet, wirst du kaum einen
» oder zween finden, die so aufrichtig, so wahrhaf-
» tig sind, als er. Ich rede nicht von seinem Mu-
» the, die Härte der Witterung zu ertragen. Ich
» sage dir nicht, daß er in der schwersten Arbeit un-
» ermüdet ist, daß die Reizungen einer köstlichen
» Tafel ihm unbekannt sind; und daß er seinen
» Begierden eben so wenig als seinen Augen den
» Zügel schiessen lässet. Diese Eigenschaften könn-
» ten bey einem andern glänzen; bey ihm werden
» sie durch seine übrigen Tugenden verdunkelt.
» Ihnen ist er es schuldig, daß Musonius ihm

» vor Mitwerbern aus allen Ständen den Vorzug
» gab, als er ihn zu seinem Eidam wählte. Ich kan
» diese Betrachtungen nicht anstellen, ohne mit
» Vergnügen zu hören, daß er mich so sehr lobet,
» sonderlich bey dir .... Indessen fürchte ich,
» daß er die Gränzen überschreite, in welchen sei-
» ne gutherzige Neigung ihn nicht leicht bleiben läs-
» set. Dieser sonst höchstkluge Mann ....

Wie ist es möglich, daß eine so vortrefliche Religion, wie das Christenthum in allen Dingen ist, sonderlich aber in den neuen Beweggründen zur Eintracht, zur Liebe, zu den zärtlichsten Gesinnungen, die sie denen, die sich dazu bekennen, an die Hand gibt, wie ist es möglich, daß sie so selten Beyspiele hervorbringt, die mit denenjenigen in Vergleichung gesetzet werden können, welche uns das Heydenthum in dieser Art gelassen hat? Sollte es an gewissen Orten und zu gewissen Zeiten Seelen von edlerm und reinerm Zeuge geben, als diejenigen, die zu andern Zeiten und an andern Orten vorhanden sind?

* *

XII. Brief.

Putaret, non ab illis *Catonem*, sed illos à *Catone* deprehensos.

* * *

Man sollte meinen, Cato wäre nicht von ihnen, sondern sie vom Cato ertappet worden.

Der Einfall ist vom Cäsar, und sehr artig. Der strenge Cato, dieser so fürchterliche Sittenrichter, war nicht ohne Fehler, und unter

andern hatte er auch diesen, daß er ein grosser Liebhaber vom Essen und Trinken war, und nicht leicht von Tische aufstund, als bis der Kopf benebelt war, und die Füsse schwankten. Dieses Laster brachte eine desto merkbarere Wirkung hervor, als es den Sitten der alten Römer entgegen lief, bey denen man fast kein Beyspiel der Völlerey antraff. Indessen hatte sich Cato durch so viele andere Dinge eine so grosse Verehrung erworben, daß man auch bey diesen Gelegenheiten die Ehrerbiethigkeit gegen ihn nicht auser Augen setzte; und es ist nicht möglich, die Verlegenheit dererjenigen, welchen sich Cato in dieser Unordnung zeigte, glücklicher auszudrücken, als Cäsar that. Aus Bestürzung, so zu sagen die Vernunft unvernünftig, und die Weisheit in Person närrisch zu sehen, schlugen sie die Augen nieder: und nach ihrer Stellung zu urtheilen, würde man gesagt haben, daß Cato sie auf frischer That in einem Verbrechen ertappet habe.

Dieser Fall ist ausserordentlich selten und sonderbar. Man wünschet insgemein nichts mehr, als grosse Männer, und besonders diejenigen, die streng seyn wollen, über Fehlern anzutreffen. Dieses ist ein Triumph, dessen sich die Freunde des ungebundenen Lebens und der Ausschweifungen am meisten freuen. Und es ist wirklich betrübt, daß Personen, die bestimmet sind, ein Exempel zu geben, auf welchen die ganze Welt ihre Augen richtet, und die sonsten tausend vortrefliche Eigenschaften haben, sich zuweilen durch Schwachheiten, die Aufsehen erwekken, oder durch unglückliche Gewohnheiten, die sie zu sehr haben die Oberhand gewinnen lassen, dem öffentlichen Tadel blos stellen. Dieses ist eine Klippe, an welcher die seltensten Gaben, und die längsten

sten Dienste, die der guten Sache sind geleistet worden, stranden und scheitern.

Die Menschen sind nicht billig genug, um Schwachheiten, die von der Menschlichkeit unzertrennlich sind, zuzugeben. Sie wissen nicht, was das sey, loben was zu loben ist, und tadeln was zu tadeln ist; ein Flecken verdunkelt alles. Dieses ist sonderlich wahr, wann diejenigen, die so urtheilen, einen Vortheil dabey haben, Männer in üblen Ruf zu bringen, die durch ihren Rang, durch ihre Bedienung, ihnen einigen Zwang auflegen, sie nöthigen oder auch nur ermahnen, den Pflichten nachzukommen, deren Beobachtung ihnen misfällt.

Daher kömmt es, daß die Geistlichen so durchgängig der Beurtheilung und dem Tadel blosgestellet sind. Allein dieses ist auch ein sehr starker Beweggrund für sie, sich demselben nicht auszusezzen, und die Ehre ihres Dienstes durch eine unwandelbare Regelmäßigkeit zu behaupten.

XIII. Brief.

In hoc, nota, vulgata, dicta sunt omnia: quo fit, ut quasi otiosus securusque lector tantum eloquutioni vacet, in qua satisfacere difficilius est.

* * *

In dieser Materie ist alles bekannt, gemein, und schon oft gesagt worden. Daher geschieht es denn, daß der Leser um alles übrige unbekümmert ist, und nur auf den Ausdruck merket, der, wenn er allein beurtheilet wird, nicht leicht die Prüfung aushält.

Dieses könnte allen Reden der französischen Academie, wie auch den Complimenten, die in den übrigen Gesellschaften bey gewissen von Zeit zu Zeit wieder kommenden feyerlichen Gelegenheiten gemacht werden, zur Ueberschrift dienen. Es ist so schwer, die Wendungen immerfort zu verändern, daß die geschicktesten Leute sich zwischen den beyden Klippen einer abgeschmackten Einförmigkeit, und irgend einer übel angebrachten Sonderheit gesetzet finden.

Seit einiger Zeit haben die neuen Mitglieder der französischen Academie bey ihrer Aufnahme diesen Fehler zu vermeiden gesuchet, und angefangen, eine wichtige, dem Geschmacke ihrer Zuhörer gemässe, Materie abzuhandeln. Dieses ist in der That das einzige Mittel, etwas kluges und nützliches zu sagen. Denn die Beredsamkeit der Worte ist eine kindische Geschicklichkeit, wenn sie in weiter nichts bestehet, als daß man diese Worte glücklich vermählet, wohlklingende Perioden machet, und einige entweder

nach

nach der Schnur gezogene, oder über Eck gepflanzte Figuren künstlich zusammenfüget.

Die gemeinen und abgedroschenen Materien sind gerade diejenigen, deren Abhandlung die meiste Geschicklichkeit erfordert. Man hat weit weniger Mühe, in dunkelen und schweren Dingen zu arbeiten. Hier hat man freyere Hände, vorzubringen, was man will, weil der grosse Haufen der Zuhörer immer geneigt ist, sich desto mehr zu verwundern, je weniger er etwas versteht.

XIV. Brief.

Nec est quod quisquam possit esse securus, quia remissus & mitis; non enim judicio Domini, sed scelere perimuntur.

* * *

Es muß sich niemand um deswillen für sicher halten, weil er gelind und gütig ist; denn die Sclaven ermorden ihre Herren nicht aus vernünftiger Ueberlegung, sondern aus Ruchlosigkeit.

Ich will gleich den Vorfall anzeigen, der zu dieser Betrachtung Gelegenheit gibt. Plinius meldet ihn seinem Freunde Acilius in diesen Worten:

„ Die Sclaven des gewesenen Prätors Lar-
» gius Macedo haben so eben die entsetzlichste
» Grausamkeit an ihm verübet. Es ist die traurig-
» ste Begebenheit, und ein blosser Brief ist nicht
» hinlänglich, alle Abscheulichkeit davon begreiflich
» zu machen. Er war ein harter und unfreund-

» licher Mann, der wenig oder gar nicht daran
» dachte, daß sein Vater selbst in der Sclaverey ge-
» wesen war. Er war auf seinem Gute zu Formiä
» im Bade, als ihn plötzlich seine Sclaven umrin-
» geten. Der eine fasset ihn beym Halse, der an-
» dere schlägt ihn ins Gesicht; dieser zerschlägt ihm
» die Brust und den Leib, jener diejenigen Theile,
» welche die Schamhaftigkeit zu nennen verbiethet;
» und als sie glaubten, ihn hingerichtet zu haben,
» legten sie ihn auf einen sehr heissen Ort, um zu
» sehen, ob er nicht etwa noch lebte. Es sey nun,
» daß er wirklich alle Sinnen verlohren hatte, oder
» daß er sich stellte, als ob er nichts fühlte, so blieb
» er ausgestreckt und unbeweglich liegen, und stärk-
» te sie dadurch in ihrer Meinung, daß er todt
» wäre. Sie trugen ihn sogleich weg, als ob die
» Hitze des Bades ihm eine Ohnmacht zugezogen
» hätte. Andere Sclaven, die keinen Theil daran
» hatten, nehmen ihn, und seine Concubinen kom-
» men mit Heulen und Wehklagen herzugelaufen.
» Largius, den das Geschrey und die frische Luft
» ermunterte, öffnet die Augen, und gibt durch ei-
» ne kleine Bewegung einige Zeichen, daß er noch
» lebe. Er konnte dieses damals ohne Gefahr thun.
» Die Sclaven nehmen die Flucht. Man greift
» einige, und setzet den andern nach. Der Herr
» lebte mit vieler Mühe noch einige wenige Tage.
» Ehe er starb, hatte er den Trost, sich so gerochen
» zu sehen, wie man die Ermordeten rächet.

Dergleichen Vorfälle machen der Menschlichkeit grosse Schande. Wenn es ab Seiten der Sclaven ein Verbrechen ist, dergestalten ihren Herren nach dem Leben zu trachten, so hätten auch die Gesetze für die erstern wachen, und sie nicht aller Wuth die-

dieser barbarischen Herren frey geben sollen, die sich einbildeten, eine bessere und höhere Natur, als diese Elenden, zu haben, und mit ihnen, als wie mit dem Lastviehe, umgehen zu können.

Die Christen haben sich in Absicht auf die Negres oder Schwarzen, die sie in ihren Pflanzungen brauchen, öfters eben so sträflich betragen. Ein Europäischer Haas, der ein halb hundert Negres in seiner Gewalt sieht, bildet sich ein, ein kleiner König zu seyn, und regiret diese Art Republick, wie er einen Staat regiren würde, wenn man ihm das Steuerruder desselben anvertrauete. Es sind daher solchen Herren mehr als einmal eben so tragische Zufälle begegnet, als derjenige war, den Largius erfahren muste.

Es muß hierin eine Mittelstrasse gehalten werden, die aber, um die Sache zu sagen, wie sie ist, sich nicht leicht finden lässet. Die Sclaven, die Dienstbothen, sonderlich aber die Schwarzen, sind insgemein böse Thiere, die man nicht fortbringen kan, als mit der Karbatsche; und so bald man sie gelinder hält, als sie gewohnt sind, bilden sie sich ein, entweder man fürchte sich vor ihnen, oder sie hätten es mit guten Leuten zu thun, mit denen sie machen könnten, was sie wollten. Gutheit, Leutseligkeit, sind Tugenden, deren Werth sie nicht kennen, weil sie nicht einmal einen Begriff davon haben. Man sehe nach, was wir schon über den vierten Brief des I. Buches gesagt haben, wo von der gegenseitigen Aufführung der Herren und der Hausbedienten ist geredet worden. Plinius setzet daher auch in diesem hier mit allem Rechte hinzu: „ Du „ siehst, welcher Gefahr, welchem Frevel, welcher „ Ausgelassenheit wir blosgestellet sind. Es darf

„ sich

» sich niemand um deswillen für sicher halten, weil
» er gelind und leutselig ist; denn die Sclaven er-
» würgen ihre Herren nicht aus vernünftiger Ueber-
» legung, sondern aus Ruchlosigkeit.

Zum Beschlusse führet er einen sonderbaren Zufall an, der dem **Largius Macedo** einigermaassen sein klägliches Ende vorher verkündiget hatte. » Eines Tages, als er sich zu Rom in einem öffentlichen
» Bade befand, widerfuhr ihm ein merkwürdiger
» Zufall, der, wie die Folge gezeiget hat, ihm
» nichts gutes bedeutete. Ein römischer Ritter,
» den ein Sclav von dem **Macedo** sachte angestos-
» sen, und Platz zu machen gebethen hatte, kehrte
» sich um, und gab nicht dem Sclaven, sondern
» dem Herren selber einen so harten Streich, daß
» er fast zu Boden fiel. Also war das Bad dem
» **Macedo** stuffenweise gefährlich. Das erstemal
» wurde er da beschimpfet; das zweytemal verlohr
» er in demselben gar sein Leben.

XV. Brief.

Adjicis *M. Tullium* mira benignitate Poëtarum ingenia fovisse.

* * *

Du berufest dich auf den Cicero, der sich ein Vergnügen daraus gemacht habe, die Dichter zu begünstigen und aufzumuntern.

Es ist bekannt, was für einen Begriff Cicero von seiner Geschicklichkeit in der Dichtkunst nachgelassen habe, und was für ein Stich ihm vom

Ju-

Juvenal durch Anführung dieses so sonderbaren Verses von seiner Art:

O fortunatam natam me Consule Romam,

ist gegeben worden. Indessen haben sich doch Vertheidiger des poetischen Geistes dieses römischen Redners gefunden, die es übernommen haben, zu beweisen, daß er ihm sehr gute Verse eingegeben habe. Alles was man sagen kan, ist dieses, daß ein Mann von so vielem Witze und von einem so glücklichen Geiste, als der seinige war, gar wohl hier und da Verse habe können entfallen lassen, in denen sich einige Funken der Dichtkunst zeigten. Allein nur alsdann wird man für einen angesehen, der Verse machen kan, wenn man Stücke von einiger Grösse schreibet, die sich von einem Ende zum andern in gleicher Stärke erhalten, das ist, die nur leichte Fehler haben, dergleichen bey allen menschlichen Werken unvermeidlich sind.

Nächst diesem ist nichts so wahr, als der Ausspruch Horazens, daß ein Poet nicht mittelmäßig seyn könne; und es ist ein grosser Misbrauch, mit diesem Namen, der hohe Gaben in sich begreift, schlechte Reimschmiede zu beehren, für die Apollo taub, und Pegasus stättig ist. Es ist auch mit jeder schlechten Poesie eine Art Lächerlichkeit so natürlich verknüpfet, daß die Klugheit Leute, die sich durch anderweite Gaben einen grossen Namen gemacht haben, oder Personen, die in einem hohen Range stehen, abhalten soll, sich mit der Versemacherey abzugeben. Dieses ist eine Klippe, an der sie unfehlbar scheitern, und ihren Neidern etwas zu lachen geben.

Zwar

Zwar könnte man Verse machen, ohne sie zu zeigen. Allein die Sache ist von einer Schwierigkeit, die der Unmöglichkeit nahe kömmt. Der Kitzel zu reimen ist gemeiniglich mit dem Kitzel, seine Verse an das Tageslicht zu bringen, vergesellschaftet, und unter dem Vorwande, seine Freunde um Rath zu fragen, oder die Meinung der Kenner zu vernehmen, springt man über die Schranken des Geheimnisses weg, und bringet seine Schande vor die Augen der Welt.

Der grosse Leibnitz machte lateinische Verse. Das mag noch hingehen; es gibt wenige, die darüber richten können. Allein er machte auch Französische, und dieses zu der Zeit, da die Despreaux und Racine die Spitze des Helikons innen hatten. Zwar war seine Meinung nicht, sie abzustechen, oder auch nur sich dort neben sie zu setzen; allein er zeigte sich doch inzwischen den Augen der Welt, die er gewöhnet hatte, ihn in allem groß zu sehen, als einen Lehrling, und in seiner Schwäche. Den berühmten H. Lenfant stach dieser Kitzel auch; und in der alten *Bibliothèque Germanique* sind einige Stücke von ihm, aus denen man nicht errathen würde, daß sie von dem Verfasser der so hochgeachteten Concilien gemacht sind.

Um wieder auf den Cicero zu kommen, so that er den Poeten seiner Zeit allem Ansehen nach um deswillen schön, damit er ihren Beyfall und ihre Lobsprüche erhalten möchte. Seine unmäßige Begierde nach Lob und Ruhm machte, daß er fast blindlings nach allem lief, was ihm geschickt schien, ihm dergleichen zu verschaffen. Ich habe den Plinius im Verdachte, daß er in diesem Punkte dem Cicero

sehr

sehr ähnlich gewesen sey, so wie er sich Mühe gab, ihm in allen seinen schönen Eigenschaften zu gleichen. Es scheint so gar, daß er in dem Briefe, den wir hier erläutern, die Wendung, deren sich der Poet Proculus bedienet, um ihn zu bewegen, die Augen auf seine Gedichte zu werfen, und ihm seine Meinung darüber zu sagen, als wes Endes er ihm vorstellet, daß auch Cicero die Poeten begünstiget habe, ganz höflich annimmt. Wie viele grosse Leute gibt es nicht, die sich durch diese Lockspeise fangen lassen, und die man führen kan, wie man will, wenn man sie bey ihrer Schwäche zu fassen weis?

XVI. Brief.

Pæte, non dolet.

* * *

Mein lieber Pätus, es thut nicht wehe.

Diese Worte sind bekannt genug, und haben die berühmte Frau, aus deren Munde sie gekommen sind, unsterblich gemacht. Allein so vortreflich dieser Zug ist, so behauptet doch Plinius, daß Arria noch heldenmäßigere Proben ihres Muthes bey solchen Gelegenheiten gegeben habe, die werth wären, daß ihr Andenken für die Nachwelt aufbehalten würde. Und hieraus zieht er den vernünftigen Schluß, daß es sich mit den Handlungen wie mit den Personen verhalte, daß einige mehr Glanz, andere mehr Grosses haben, weil der Glanz von den Umständen abhänge, und es dabey auf das blosse Glück ankomme.

Tan-

Tannia, eine Enkelinn der berühmten Arria, hatte dem Plinius diese umständliche Nachricht ertheilet; und wir mögen wohl zu unserm Leser sagen, wie er zu seinem Freunde Nepos: „ Du wirst, wie „ ich glaube, sie mit eben so vielem Vergnügen le„ sen, als ich gehabt habe, sie zu hören, (sie zu „ schreiben.) Ihr Mann und ihr Sohn waren zu „ gleicher Zeit von einer Krankheit angefallen wor„ den, die tödtlich schien. Der Sohn starb. Er „ war ein junger Mensch von entzückender Schön„ heit und Bescheidenheit; und seine Aeltern lieb„ ten ihn eben so sehr um seiner seltenen Tugen„ den willen, als weil er ihr Sohn war. Arria „ sorgete so gut für das Leichenbegängniß, daß der „ Vater nichts davon gewahr ward: So oft auch, „ als sie in ihres Mannes Zimmer kam, gab sie ihm zu „ verstehen, daß ihr Sohn sich wohl befände. Oft „ wenn er fragte, wie es mit ihm stünde, antwor„ tete sie, daß er ziemlich wohl geschlafen, und mit „ ganz gutem Appetit gegessen habe. Wenn sie „ dann merkte, daß sie die Thränen nicht mehr zu„ rückhalten könnte, so gieng sie weg, überließ sich „ ihrem Schmerzen, und kam, nachdem sie ihn ge„ stillet hatte, mit trockenen Augen, mit aufgeklär„ tem Gesichte wieder zurück, gleichsam als hätte „ sie ihre Trauer vor der Thüre abgeleget.

„ Nichts ist schöner, ich bekenne es, als was „ sie that, da sie starb. Als sie den Dolch zückte, „ sich die Brust durchbohrete, ihn wieder heraus „ zog, und ihn mit diesen Worten ihrem Manne „ überreichte: Mein lieber Pätus, es thut nicht „ wehe. Allein sie hatte doch damals den Ruhm „ und die Unsterblichkeit vor Augen, da sie dieses „ that. Wie viel grössere Stärke und Herzhaftig„ keit

„ keit aber gehöret nicht dazu. wenn sie, ohne jenen
„ mächtigen Beystand, ihre Thränen stillet, ihre
„ Verzweiflung verbirgt, und sich als eine vergnüg-
„ te Mutter zeiget, zu der Zeit, da sie keinen Sohn
„ mehr hat?

„ Scribonian hatte in Illyrien einen Aufstand
„ gegen den Kaiser Claudius erreget. Scribo-
„ nian wird geschlagen und getödtet. Pätus, der
„ von seiner Parthey gewesen wat, wird gefangen,
„ und nach Rom geführet. Man bringt ihn zu
„ Schiffe. Arria bittet die Soldaten, die ihn be-
„ gleiten, sie mit an Bord zu nehmen. Ihr kön-
„ net, sagte sie zu ihnen, einem gewesenen Con-
„ sul einige Sclaven nicht versagen, die ihm
„ beym Essen, beym An- und Auskleiden,
„ aufwarten; ich allein will alle diese Dienste
„ bey ihm verrichten. Die Soldaten waren
„ unerbittlich. Arria miethet einen Fischerkahn,
„ und folget in diesem kleinen Fahrzeuge einem gros-
„ sen Schiffe nach.

„ Als sie zu Rom angelanget war, trifft sie in
„ dem kaiserlichen Pallaste des Scribonians Ge-
„ mahlinn an, welche die Mitschuldigen entdeckete,
„ und mit ihr reden wollte. Ich sollte dich an-
„ hören, sagte sie, dich, die du gestern deinen
„ Mann in deinen Armen hast tödten sehen,
„ und noch lebest? Hieraus ist abzunehmen, daß
„ sie einen so rühmlichen Tod nach vorgängiger Ue-
„ berlegung, und nicht aus einer blinden Hitze er-
„ wehlet habe.

„ Thraseas, ihr Tochtermann, bath sie einst-
„ malen, den gefaßten Vorsatz zu sterben
„ fahren zu lassen, und sagte zu ihr: Du

„ willst also, wenn man mich zwinget, das
„ Leben aufzugeben, daß deine Tochter
„ mit mir sterbe? Sie antwortete ohne einige
„ Bewegung: Ja, das will ich, wann sie mit
„ dir eben so lang und in einer eben so vollkom-
„ menen Einigkeit gelebet hat, als ich mit
„ dem Pätus. Diese Rede hatte die Aufmerk-
„ samkeit und Unruhe ihrer ganzen Familie verdop-
„ pelt. Man gab viel genauer auf sie acht. Sie
„ merkte es, und sagte: Eure Mühe ist vergeblich.
„ Ihr könnt wohl machen, daß ich eines
„ schmerzhaftern Todes sterbe; aber es stehet
„ nicht in euerer Gewalt, mich am Sterben
„ zu hindern. Kaum hat sie diese Worte gespro-
„ chen, so steht sie plötzlich von ihrem Stuhle auf,
„ schlägt ihren Kopf gewaltsam wider die Wand,
„ und fällt wie todt nieder. Ich hatte euch wohl
„ gesagt, sprach sie hierauf, daß ich mir die
„ schwersten Wege zum Tode würde zu öffnen
„ wissen, wenn ihr mir diejenigen, die leicht
„ sind, verlegtet.

„ Scheinen dir diese Züge nicht heldenmäßiger,
„ als dieser, der durch die übrigen ganz natürlich
„ war vorbereitet worden. Mein lieber Pätus,
„ es thut nicht wehe? Indessen redet doch die
„ ganze Welt von dieser Handlung; diejenigen hin-
„ gegen, welche den Weg dazu gebahnet haben,
„ sind unbekannt. Mache also mit mir den Schluß,
„ daß unter den Handlungen berühmter Leute einige
„ mehr Glanz, andere mehr Grosses haben.

In diesem ganzen Charakter der Arria herrschet ohne Widerspruch eine ausnehmende Großmüthigkeit, ob man gleich eine Schattirung von Wildigkeit

keit darin antrift, sonderlich in diesem Versuche, sich zu tödten, der mehr eine Hartnäckigkeit, als eine Stärke der Seele anzeiget. Was machet, daß dieses Exempel desto stärker in die Augen fällt, ist das Geschlecht, das es gegeben hat: wiewohl die grosse Ungleichheit, die in Absicht auf die Herzhaftigkeit zwischen beyden Geschlechten herrschet, mehr von den Sitten und der Erziehung, als von einem natürlichen Unterschiede herkömmt. Die Seelen, wie man sehr wohl gesagt hat, haben kein Geschlecht. Man hat daher auch zu allen Zeiten und an allen Orten, wo man die Töchter, ungefehr wie die Knaben, hart erzogen, und sie gelehret hat, Schmerzen und Gefahr zu verachten, eine ziemlich gleiche Stärke des Leibes und des Geistes zwischen den Weibern und Männern gesehen. Die Lebhaftigkeit des Geistes und gewisser Leidenschaften bey den erstern, hat sie so gar weiter getrieben, als die Wirkungen einer ruhigen und überlegten Herzhaftigkeit zu gehen pflegen.

Es ist gewiß, daß dasjenige, was Arria bey dem Tode ihres Sohnes that, fast unnachahmlich ist. Und ich nehme dabey Gelegenheit, anzumerken, daß die meisten Unannehmlichkeiten der Männer in dem Ehestande, von der Kleinmüthigkeit und Geistesschwachheit ihrer Gehülfinnen herrühren. Sie sind voll Furcht und leerer Einbildung. Kriegen sie nun einen Mann, der auch eine Frau ist, so sezzen sie ihm alle Träumereyen, die ihr Gehirn ausbecket, ebenfals in den Kopf, und ängstigen ihn; und wenn der Mann eine stärkere Seele hat, so liegen sie ihm auf eine sehr beschwerliche Weise in den Ohren.

Das größte Glück eines geheiratheten Mannes ist, daß ihm seine Frau alle Verdrieslichkeiten ver-

berge, und seinen Augen nichts als Ruhe und Frieden darstelle. Dann kan er seinen Sachen nachgehen, und seine Geschäfte mit ganz anderm Erfolge verrichten, als wenn er unaufhörlich mit Dingen geplaget ist, die nicht seines Thuns sind. Die Weiber, die sich beschweren, daß hierdurch die ganze Last auf sie gewälzet werde, sind entweder übel gesinnet, oder ungeschickt. Die grösseste Last für eine Frau, die edle Empfindungen hat, muß seyn, einen Mann, (der übrigens Achtung verdienet,) in Verlegenheit zu sehen; ihre gröste Freude aber, zu machen, daß auf dem Antlitz dieses Gemahls Zufriedenheit herrsche.

Dieses betrifft den Lauf der häuslichen Geschäfte. Allein was ist es nicht besonders für eine Hülfe, für ein Trost, wann man in Sachen von Wichtigkeit, in den gefährlichen Lebensumständen, seine Sorgen und Bekümmernisse mit einer Gefährtinn theilet, die im Stande ist, mit kaltem Blute zu Rathe zu gehen, deren Urtheile voller Reife sind, die einen stärket und aufmuntert, wann man wanken will, und die auf der gefährlichsten Bahne gleiches Schrittes mit einem fortwandelt! Glücklich ist der Besitzer einer Christlichen Arria! Das Christenthum allein kan einen so schönen Charakter wirklich zu seiner wahren Vollkommenheit bringen.

XVII. Brief.

XVII. Brief.

Ipse valeo; si valere est, suspensum & anxium vivere.

* * *

Was mich betrifft, so befinde ich mich wohl, wenn das sich wohl befinden heisset, daß man in einer marternden Ungewißheit lebet.

Dafern Plinius nicht etwa ganz besondere Ursachen gehabt hat, über das Stillschweigen seines Freundes, an den er schreibt, unruhig zu seyn, so scheint er sich auf eine übertriebene Art auszudrüken. Es können sich tausend Dinge in dem Leben zutragen, die einen Briefwechsel stöhren. Man schiebt das Schreiben von einem Tage zum andern auf, die Zeit verläuft, und zuweilen macht das viele Aufschieben gar, daß man diese Schuldigkeit aus dem Gesichte verliehret. Auf diese Weise ist mancher Briefwechsel, der im Anfange lebhaft, zärtlich, und anhaltend war, nach und nach matt geworden, und ins Stecken gerathen, ohne daß dadurch der Freundschaft derjenigen, die ihn errichtet hatten, einiger Eintrag geschehen wäre. Nur die Liebe ist dieser Nahrung unumgänglich benöthiget, und geht zu Grunde, wenn man ihr dieselbe versaget.

Allein das beste ist, daß man nicht alles, was freundschaftliche Briefe, oder anderer Personen ihre, die sich einander schreiben, enthalten, nach dem Buchstaben nehme. Nicht nur die Formeln von Werthschätzung, von Hochachtung, von vollkommenster Ergebenheit, von Ehrerbiethigkeit, von unterthäniger und gehorsamster Diener, sind

es, von denen man etwas herunter lassen muß: sondern auch in den besondern Bezeugungen der Aufmerksamkeit und Liebe, die man darin anbringt, hat die Briefsprache öfters viel redneriſches an sich. Mehr die Feder, als das Herz, findet und ordnet die Ausdrücke, und es kostet nichts, das zu scheinen, was man nicht ist, wenigstens in diesem Punkte. Es ist dieses nicht einmal etwas gezwungenes, oder eine Heucheley. Man kömmt unterm Schreiben in Affect, man glaubet zu fühlen, was man schreibt, und man überredet sich, daß es eben so seyn würde, wenn der Freund zugegen wäre, und es darauf ankäme, die gegen ihn verschwendeten Erbiethungen ins Werk zu setzen. Es geschieht daher auch öfters, daß, wann zwo Personen, die mit vieler Lebhaftigkeit an einander geschrieben haben, um an einem Orte zusammen kommen, sie sich kaum zu kennen scheinen, und wenig Gemeinschaft mit einander haben. Alle diese Dinge sind demnach eine Münze, die in dem gesellschaftlichen Leben gäng und gäbe ist. Man muß sich aber in acht nehmen, daß man sich nicht in Ansehung ihres innern Werthes betriege, sonst dürfte man sich oft für weit reicher halten, als man in der That ist.

Um jedoch eine wirkliche Quelle der fast tragischen Sprache anzuzeigen, die Plinius bey der Klage über das Stillschweigen des Servianus führet, so ist dieselbe der von Natur unruhige Charakter gewisser Personen, deren Geist beständig ohne allen Anlaß herum getrieben wird, die, ich will nicht sagen bey der geringsten Wahrscheinlichkeit, sondern bey der geringsten Möglichkeit, sich quälen und rechte Todesangst ausstehen, und keine Ruhe haben, als bis sie zuverläßigere Gewißheit von dem guten Zustan-

stande der Sachen, oder der Personen, für die sie besorgt sind, eingezogen haben. Dieser Zustand der Unruhe und Beängstigung mischet ein wahres Gift unter das Leben derjenigen, die demselben unterworfen sind, und fällt auch denen beschwerlich, die mit ihnen leben, die Zeugen dieser Marter sind, und die einen Theil davon empfinden müssen.

Dieser Fehler stecket in der That im Geblüte, und in dem Temperamente, und er ist vielleicht einer von denen, über welche die Vernunft am wenigsten vermag. Indessen muß man ihm alle mögliche Stärke der Seele entgegen setzen, und ihn, wo nicht auszurotten, welches fast niemals zu bewirken steht, doch wenigstens zu mäßigen trachten. Sonderlich aber muß man in währender Erziehung bedacht seyn, ihm vorzubeugen, und sich sorgfältig vorsehen, daß man den Kindern keine unnütze und lächerliche Furcht einjage, sondern daß man ihnen vielmehr diejenige, die einigen Grund haben möchte, benehme, daß man sie gewöhne, alles, was einen fürchterlichen Anblick hat, steif anzusehen, daß man ihnen über die verschiedenen Zufälle des Lebens, über die wahren Begriffe, die man sich davon machen muß, und über die Rettungsmittel, welche die Gegenwart und Standhaftigkeit des Geistes in den gefährlichsten Umständen an die Hand geben kan, vernünftige Vorstellungen mache. Es ist dieses ohne Widerspruch eine von den wichtigsten Wissenschaften, um glücklich zu leben, und es wäre viel nützlicher, sie zu besitzen, als so viele leere Kentnisse, von denen die Seele in Gelegenheiten, wo man handeln und sich entschliessen muß, keinen Vortheil ziehet.

XVIII. Brief.

Nam præcipere, qualis debeat esse princeps, pulchrum quidem, sed onerosum, ac probe superbum est: laudare vero optimum principem, ac per hoc posteris velut e specula lumen, quod sequantur, ostendere, idem utilitatis habet, arrogantiæ nihil.

* * *

Denn Regeln zu geben, wie ein Fürst beschaffen seyn müsse, ist zwar etwas schönes, aber es ist auch beschwerlich, und vielleicht verwegen. Hingegen der Nachwelt das Lob eines vollkommenen Fürsten zu hinterlassen, und dadurch den nach ihm kommenden Kaisern ein Licht wie von einem Leuchtthurme zu zeigen, das sie leiten könne, ist eben so nützlich, und zugleich bescheidener.

Es ist sehr schwer, den Fürsten Lehren zu geben, wollte man sich auch der grösten Umwege bedienen. Die Eigenliebe des Menschen überhaupt entdecket mit verwundernswürdiger Scharfsinnigkeit alles, was sie beleidigen könnte; die Eigenliebe der Fürsten aber ist noch weit stärker und unendlich empfindlicher, als der Privatpersonen ihre.

Es gibt eine köstliche Zeit, den Fürsten die Wahrheit zu sagen, sie ihnen ohne Umschweif und in ihrer ganzen Stärke zu zeigen, und sie zu nöthigen, dieselbe anzusehen, ohne zu schielen. Dieß ist die Zeit ihrer Erziehung, und gewisser maassen die ganze Zeit, da sie noch nicht regirende Herren sind. Wehe denen, die zum Unterrichte der Prinzen berufen, oder doch bestellet sind, in diesem Zeitpunkte um sie zu seyn, wenn sie nicht gerade zugehen, wenn sie die

Wahrheit bemänteln, und sich dadurch einer wahren Treulosigkeit schuldig machen! Tausendmal Wehe und Fluch aber denen, die die Jugend der Fürsten verderben, die ihnen diesen Stolz und diesen Despotismus, wozu sie ohnehin nur gar zu sehr geneigt sind, einflössen, und die, an statt dem Vaterlande Väter zu bilden, ihm Tyrannen zubereiten! Diese schändlichen Verführer sind Verräther, Mörder, Ungeheuer, für die dem Rechte nach keine Strafe zu grausam seyn würde.

Wann die Fürsten auf den Thron gelanget sind, ist man genöthiget, seine Aufführung in Ansehung ihrer zu ändern. Die Ehrerbiethigkeit, die der Majestät ihres Ranges gebühret, erlaubet den Weg der Lehren nicht mehr, auch nicht einmal den Weg des Rathgebens, es sey denn, daß sie es verlangen. Allein man ist ihnen jederzeit die Wahrheit schuldig, und man hintergeht sie, wann man diese ihrer Kenntniß entzieht. Alles kömmt dabey auf die Geschicklichkeit und Behutsamkeit an, womit es sich gezieret, ihnen dieselbe vorzutragen; und dieses kan nicht anders als durch den persönlichen Charakter des Fürsten, und durch die Proben der Erfahrung bestimmet werden.

Hier wird also viel Verstand und Geschicklichkeit erfordert; und diese Geschicklichkeit hat nichts an sich, so die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit verletzet. Eine am unrechten Orte angebrachte Wahrheit, die hart und zur Unzeit gesagt wird, kan sehr nachtheilige Wirkungen hervor bringen, den Geist eines Fürsten erbittern, ihn aufbringen, und ihn ganz und gar abgeneigt machen; indessen daß man ihm zu rechter Zeit und am rechten Orte, oder unter Be-

günstigung einer andern Einkleidung, die nämliche Sache mit gutem Erfolge und ohne ihm zu misfallen, gesagt haben würde.

Der Hofmann glaubt eine schwere Rolle zu haben, auch alsdann, wann er keinen andern Begriff damit verbindet, als diesen, sich in Gnade zu setzen, es immer weiter zu bringen, darin zu erhalten, und die Fallstricke seiner Mitbuhler zu vermeiden, oder ihnen dergleichen zu legen. Dieses ist die edle Wissenschaft, die herrliche Gabe des Hofmanns. Er verdienet fürwahr, die Unannehmlichkeiten und Hindernisse dabey anzutreffen, worüber er sich beklaget. Die wahre Rolle des Hofmanns aber, die, wenn er sie würdig befolgte, diesen Namen, den der Gebrauch in üblen Ruf gesetzet hat, wieder zu Ehren bringen würde, ist, dem Fürsten, dem er sich zu nähern die Gnade hat, ohne Unterlaß nichts als wahre, nichts als nützliche Sachen vorzubringen; ihn auf eine edle Art und ohne diese knechtische Furcht, die den Unterthan vor seinem Herrn zittern machet, zu unterhalten; niemals etwas gegen sein Gewissen, gegen die Rechte der Wahrheit, und gegen den Nuzzen der Gesellschaft zu sagen. Eine solche Auffühlung würde sie aller der Streiche und Kunstgriffe überheben, zu denen sie ihre Zuflucht zu nehmen genöthiget sind. Der Fürst würde sie hochschätzen, sich ihnen anvertrauen, sie nach Maasgebung ihrer Dienste belohnen, und ihnen niemals weder seine Gnade, noch die Wohlthaten, womit er sie überhäufet hat, entziehen.

Denn woher kommen die so merklichen Umschläge an den Höfen, und daß eine Ungnade über die andere erfolget? Nicht so wohl von dem Eigensinne

der Fürsten, dem man solches zuzuschreiben pfleget, als vielmehr daher, weil die meisten, die am Brette sind, und sonderlich die, die in Gnaden stehen, nicht verdienen, darin zu bleiben; weil sie bey ihrer Erhöhung unerträgliche Fehler zeigen; weil sie sich zuweilen so gar bey dem vergessen, dem sie alles schuldig sind, und weil alle Tritte, die sie thun, so viele Schritte sind, die sie dem Abgrunde nähern, in den man sie endlich stürzen sieht.

Eins von den Dingen, welche den Werth des Besitzes der Kronen vermindern, ist die Art von Unmöglichkeit, worin sich die Fürsten befinden, zu wissen, ob man ihnen die Wahrheit sage, und ob man eine wahre Erkenntlichkeit für ihre Gnadenbezeugungen, eine wahre Ergebenheit für ihre Personen habe.

Allein, um wieder auf die Hauptsache dieser Anmerkung zu kommen, ist es ein schicklicher Weg, den Fürsten die Wahrheit zu sagen, und ihnen einen Geschmack zu derselben beyzubringen, wenn man sie lobet, und wenn man Ihnen Tugenden, die sie nicht haben, in der Hoffnung beyleget, daß sie trachten werden, diese Lobsprüche zu rechtfertigen, und diese Tugenden auszuüben? Plinius scheint dieser Methode vieles zuzutrauen; allein ich halte sie für sehr zufällig. Ueberhaupt ist der Schritt vom Lobe, das man lebenden Fürsten gibt, zur Schmeicheley, so gleitend und unmerklich, daß wenige Personen bey dem Scheidepunkte stehen bleiben können oder wollen, wenn es anders möglich ist, diesen Punkt richtig zu bestimmen.

Wann man alle die Lobsprüche liest, welche Ludwig dem XIV. einem gewiß groſſen Monarchen, und

und der grosse Thaten gethan hat, sind ertheilet worden, so wird man unwillig, man erzürnet sich recht über die Niederträchtigkeit, die in dem Verfahren so vieler verächtlicher Schmeichler herrschet. Man wird insonderheit niemals vergessen, daß die vornehmste Gesellschaft, die an der Spitze der Gelehrsamkeit in Frankreich steht, und die so zu sagen den Beruf hat, noch mehr den Geschmack, und selbst die Sitten der Nation zu bilden, als die Schreibart zu reinigen und Muster der Wohlredenheit zu geben; man wird, sage ich, nie vergessen, daß die Französische Academie fähig gewesen sey, zur Materie des Preises, den sie jährlich austheilet, diese niederträchtige und schimpfliche Frage aufzugeben, welche unter allen Tugenden des Königes die gröste sey? Gleichwohl trägt sich dieses allemal zu, so oft man unternommen hat, einen Fürsten zu loben. Alle Quellen der wahren und falschen Beredsamkeit öffnen sich; es entsteht daraus ein Strom, der in seinen Wogen eine Menge Schlamm und Unreinigkeit mit fort treibet.

Ich weis wohl, daß einem wahren Helden, und besonders einem guten Könige, der Tribut des Lobes gebühret; das Stillschweigen in Ansehung seiner würde nach Undankbarkeit schmecken. Es gibt grosse Gelegenheiten, wo diejenigen, die zum Loben aufgelegt sind, und die ihre Neigung dazu antreibt, sehr wohl thun, wenn sie die Feder ergreifen; wenn sie gar die Leyer stimmen, oder in die Trompete blasen. Die Nachwelt bleibt dem Plinius verbunden, daß er ihr ein so schönes, und, überhaupt zu reden, so wahres Stück, als die Lobrede auf den Trajan ist, nachgelassen hat. Es können aus dergleichen Werken mancherley Vortheile entspringen. Der Fürst

befestiget sich immer mehrers auf einem Wege, der, wie er sieht, für ihn die Quelle eines wahren und dauerhaften Ruhmes ist; sein Beyspiel hat einen Einfluß in den ganzen Staat; es bildet sich unter ihm ein Geschlecht von Helden und guten Bürgern; diese Gesinnung geht nach ihm auf seine Nachfolger über, denen, nach des **Plinius** Ausdrucke, das preiswürdige Leben ihres durchlauchtigen Vorfahren gleichsam ein **Pharus**, ein Leuchtfeuer ist, das ihnen den Weg zeiget. Hierzu kömmt auch dieses, daß die schönen Wissenschaften aus der Beeiferung, mit welcher die feinen Köpfe einen ihres Lobes würdigen Fürsten zu erheben bemühet sind, insgemein besondere Vortheile und einen merklichen Wachsthum erhalten.

Allein es bleibt, in Betracht der seltenen Fälle, wo alle diese Umstände zusammen treffen, doch immer wahr, daß die Lobsprüche die Fürsten oft weit mehr verderben, als sie zu ihrer Vollkommenheit beytragen. Sie nehmen sie begierig an, eignen sich dieselben mit Gefälligkeit zu, und denken nicht daran, sich ihrer würdig zu machen. Vielmehr bilden sie sich ein, daß sie ihnen gebühren, und machen aller Wahrheit, die mit den Schmeicheleyen, womit man sie einwieget, nicht übereinstimmt, den Zugang desto schwerer. Die mit dieser Lage verknüpfte Gefahr ist so groß, daß ein weiser Fürst nichts bessers thun kan, als bey Zeiten die Lobsprüche zu verbannen, die sich um ihn häufen; zu erklären, daß dieses der Weg nicht sey, ihm zu gefallen; und diesem gemäß zu handeln.

XIX. Brief.

XIX. Brief.

Cum in omnibus rebus, tum in disponendis facultatibus, plurimum tibi & usus & providentiæ supereſt.

* * *

Du haſt in allen Dingen, vornehmlich aber in der Wirthſchaft, ungemeine Erfahrung und Einſichten.

Alle Beſchäftigungen des Lebens erfordern eine Art natürlicher Geſchicklichkeit, ohne welche man darin nicht fortkömmt; und daß ſo vielen Leuten ihre Unternehmungen mislingen, kömmt daher, weil ſie mit ihren Gaben, mit ihrem Talente, nicht zu Rathe gegangen ſind. Es dünket mich, daß zu dem Begriffe von dem, was man Talent nennet, zwey Dinge gehören. Das erſte iſt ein Geſchmack, ein natürlicher Gefallen, welcher machet, daß, wenn man ſich auf etwas leget, man darin weit geſchwinder fortkömmt, als wenn dieſer Geſchmack gefehlet hätte. Daraus entſteht gemeiniglich eine geſchwinde Einſicht, eine Scharfſichtigkeit, die einen in den Stand ſetzet, den Vortheil und Schaden wahrzunehmen, und aus tauſend beſondern Umſtänden Nuzzen zu ziehen, die einem entgehen, wenn man die Sache nicht eben ſo anſieht.

Allein es wird zweytens, um das Talent zu unterſtützen, eine hinlängliche Erfahrung erfordert; und hierin verſehen es oft Perſonen, die glauben, daß eine heftige Neigung ſtatt alles ſey, und die in dieſem Vertrauen Dinge unternehmen, von welchen ſie gar keinen Begriff haben. Dieſes gilt inſonderheit von den wirthſchaftlichen Unternehmungen.

Bey

Bey diesen kan man mit den beyden Bedingungen, die ich zu dem vollkommenen Talente erfordert habe, reich werden; allein man kan sich auch durch vergebliche Ausgaben, von denen man niemals einige Frucht einärntet, erschöpfen, wenn man einer oder der andern von diesen Bedingungen ermangelt. Was sonderbar ist, ist dasjenige, so sich eräuget, wenn man sich desfals verblendet, und verderbliche Unternehmungen halsstarrig fortsetzet, in der betrüglichen Hoffnung einer Entschädigung, einer Wiedereinbringung, die doch niemals erfolget.

Diese Betrachtungen haben sich mir ganz natürlich bey Lesung der wirthschaftlichen Berathschlagung dargestellet, die **Plinius** in diesem Briefe dem Urtheile seines Freundes **Calvisius** unterwirft. Da dieselbe ein Muster in dieser Art abgeben kan, so will ich sie hier einrücken.

„ Es ist ein Landgut zu verkaufen, welches an
„ das meinige stößt, und gewisser maassen in diesem
„ eingeschlossen ist. Viele Ursachen rathen mir, es
„ zu kaufen, viele halten mich davon zurück. Das
„ erste, was mich locket, ist dieses, weil es artig
„ wäre, diese Güter mit einander zu vereinigen.
„ Die zweyte Versuchung ist das Vergnügen, und
„ zugleich auch die Bequemlichkeit, in einer Fahrt
„ auf alle beyde zu kommen, ohne nöthig zu haben,
„ mir doppelte Kosten zu machen; ferner, weil ich
„ keinen besondern Verwalter, keine besondere Hofleute dazu brauchte; das eine könnte ich schön und
„ zierlich anlegen, das andere unterhalten. Auch
„ rechne ich, daß ich mir wegen neuen Hausraths,
„ wegen neuer Pförtner, Gärtner, und dergleichen
„ Leute, wie auch wegen neues Jagdgeräthes keine

„ Ko-

» Kosten zu machen nöthig hätte. Es ist nicht ei-
» nerley, ob man diesen Aufwand an zween Orten,
» oder nur an einem machen müsse. Auf der andern
» Seite ist mir folgendes bedenklich. Ich fürchte,
» es möchte eine Thorheit seyn, so viele Güter in
» einer und eben derselben Gegend zu kaufen, und
» sie einerley Witterung, einerley Zufällen blos zu
» stellen. Es scheint mir sicherer zu seyn, durch die
» verschiedene Lage der Güter einige Vorsicht gegen
» die Unbeständigkeit des Glückes zu gebrauchen.
» Und dünket es dich nicht auch, daß die Verände-
» rung des Landes und der Luft, und selbst das Rei-
» sen von einem Landhause zum andern, viel An-
» nehmliches habe? Doch ich komme auf den Haupt-
» punkt, der zu erwägen ist. Das Erdreich ist
» fruchtbar, fett, und wasserreich. Es hat Aecker,
» Weinberge, und Waldung, aus deren Behol-
» zung eine zwar mäßige, aber doch gewisse Ein-
» nahme herauskömmt. Aller dieser Vortheile un-
» geachtet ist das Gut, wegen Dürftigkeit derer,
» die es bauen sollten, in schlechtem Stande. Sein
» letzter Herr hat oftmals die dazu gehörigen Unter-
» pfänder verkauft; und indem er durch diesen Ver-
» kauf die rückständigen Zinsen der Beständer für
» das gegenwärtige vermindert, so hat er ihnen die
» Kräfte, sich zu erholen, auf das künftige benom-
» men, durch deren Abnahm die Rückstände wieder
» angewachsen sind. Es müssen also einige gute
» Pachter angeschaffet werden. Von meinen Scla-
» ven schicket sich keiner dazu, und auf dem besag-
» ten Gute ist auch keiner vorhanden. Der Preis
» dürfte drey Millionen Sestertien seyn. Ehedem
» hat es wohl fünfe gegolten; allein die Schwä-
» chung der Einkünfte, die theils durch den Man-
» gel guter Pachter, theils auch durch die unglück-

» lichen Zeiten ist verursachet worden, hat natürli-
» cher Weise auch den Werth vermindert. Du
» fragst, ob ich die drey Millionen Sestertien bey
» der Hand habe? Es ist wahr, mein Vermögen
» besteht meistens in liegenden Gründen; doch habe
» ich auch einige Capitalien ausstehen, und übri-
» gens trage ich kein Bedenken, etwas aufzuneh-
» men. Ich darf nur zu meiner Schwiegermutter
» gehen, deren Beutel mir immer offen steht, als
» ob er der meinige wäre. Wenn dir also die übri-
» gen Umstände recht sind, so laß dich dieses nicht
» anfechten.

XX. Brief.

Nam quanto cuique eadem honestatis cura secreto, quæ palam?

* * *

Denn wie viele gibt es, die sich der Ehrbarkeit insgeheim eben so befleissen, als sie öffentlich thun.

Der Probirstein, oder besser zu sagen, der Grund und das Wesen aller Tugenden ist dieses, daß sie nicht von dem Urtheile und der Gegenwart der Leute abhängen, sondern daß sie im verborgenen, und wann man sich, ohne Gefahr, bemerket zu werden, davon entfernen könnte, mit gleicher Sorgfältigkeit ausgeübet werden. Wenn es wenige Personen gibt, die so handeln, so kömmt solches daher, weil die wahre Tugend in der Welt so selten ist. Die falsche Scham hält den grossen Haufen der Menschen zurück; und in so fern ist sie dem gesellschaftlichen Leben ungemein nützlich, ob sie

gleich bey gewissen Gelegenheiten auch öfters hindert, Gutes zu thun.

Die Schuldigkeit allein ist nie stark genug; man hat auch den Riegel der Wohlanständigkeit vorschieben müssen, welche nicht allein ein Gesetz für den Weisen ist, wie die französische Academie in der Aufgabe für den Preis dieses Jahres sehr wohl gesagt hat, sondern auch eine Brückenlehne (*garde-foux*) genennt werden kan, die viele Leute, welche keine innere Stütze haben, vor manchem Fehltritte, und auch wohl vor manchem schweren Falle bewahret. Man liest die geheimen Nachrichten mit Vergnügen, welche uns einen richtigen Begriff von dem Leben und den Handlungen berühmter Personen geben, und sie so wohl in ihrer Studirstube, als in ihrem häuslichen Leben, oftmals ganz anders darstellen, als sie von aussen geschienen haben, oder haben scheinen wollen.

Es würde jedoch betrübt seyn, alle geheime Handlungen, und folglich alle innerliche Fassungen derjenigen zu erfahren, mit denen wir umgehen, und denen wir unsere Hochachtung und unser Vertrauen schenken. Man würde meistens zwischen ihnen, und dem Begriff, den man von ihnen hat, einen so grossen Unterschied finden, daß diese Kenntniß uns nothwendig bekümmern, und wohl gar in der Ausübung unserer Pflichten muthlos machen würde. Ein ähnliches begegnet gewissen Personen, die mit einem rechtschaffenen Herzen, mit einer aufrichtigen Entfernung von allen krummen Wegen, in die Welt kommen, und, da sie noch keine Erfahrung haben, sich einbilden, daß alle andere eben so seyn, allem trauen, was man ihnen saget, auf alles rechnen, was man ihnen verspricht, und das gefaßte günstige

Vorurtheil nicht eher fahren lassen, als bis sie genug sind angeführet worden.

Diese Kenntniß bringt fast immer eine von diesen beyden Wirkungen hervor: entweder sie erbittert, und verleitet zur Menschenfeindschaft, oder sie verdirbt, und macht daß man der Regel folget: **Wer mich betrügt, den darf ich wieder betrügen.** In diesem letztern Falle geht es ohngefehr zu, wie bey dem Spielen, wo man im Anfange betrogen wird, und am Ende ein Betrüger ist.

Es ist also überaus gut, daß die meisten bösen Handlungen in ewiger Vergessenheit begraben bleiben, daß die Kinder, zum Exempel, ihren Vater nicht für das erkennen, was er ist, und so weiter mit mancherley Personen in Ansehung derer, denen sie unterworfen sind. Ein gewisser Grad des Vorzugs macht leicht ein Blendwerk, wenn er nur einiger maassen mit Ernsthaftigkeit und Vorsicht vergesellschaftet ist. Man kan sich nicht vorstellen, daß Leute, die so ehrbar aussehen, sich der und der Vergehung schuldig machen sollten; und ich sage es noch einmal, diese Art von Betrug trägt ungemein viel zur Aufrechthaltung guter Ordnung im gesellschaftlichen Leben bey.

Nichts war majestätischer als der alte römische Rath; nichts ist ehrwürdiger als das Parlament zu Paris, welches mit unwandelbarer Standhaftigkeit seine und des Vaterlands Gerechtsame vertheidiget. Dieß hindert nicht, daß die Anekdoten von dem Leben der alten und neuen Senatoren, *exceptis excipiendis*, nicht eine Sammlung machen sollten, die nicht füglich neben ihre Reden und Schlüsse gestellet werden könnte.

Das menschliche Leben ist dem grösten Theile nach eine blosse Vorstellung, und es ist keine geringe Geschicklichkeit, gut vorstellen zu können. Die spielende Person, die von der Schaubühne herunter ist, ist nicht mehr dieser König, dieser General, dieser Weise, dessen Reden, die seinem Charakter angemessen waren, den Zuhörern so viel Vergnügen erweckt haben; es ist weiter nichts mehr als ein Comödiant, und oft ein Mensch, der gerade das Widerspiel von der Rolle ist, die er gespielet hat. Immerhin, er hat gut vorgestellet, und wird bey allen Gelegenheiten die Zuschauer wieder eben so vergnügen; das ist alles, was man von ihm verlanget. Man mache die Anwendung. Glücklich, und zwar allein glücklich sind indessen diejenigen, die wirkliche Tugenden besitzen, und sich der Rolle, die sie zu spielen haben, nicht als Comödianten, sondern als Leute unterziehen, die ihre Pflichten kennen, dieselben lieben, und sich durch nichts in der Welt von dem geraden Wege ableiten lassen.

Es ist noch ein Wort von der Veranlassung zu sagen, welche den **Plinius** bewogen hat, diese Betrachtung zu machen, über welche wir jetzo unsere Gedanken geäussert haben. Es geschieht bey Gelegenheit der obrigkeitlichen Wahlen, die entweder mündlich, oder durch das Scrutinium verrichtet wurden, daß er die Verschiedenheit beklaget, die sich zwischen den geheimen und öffentlichen Handlungen der Menschen befindet. Eine jede von besagten beyden Gewohnheiten hatte ihre Unbequemlichkeiten.

» Der Gebrauch, seine Stimme laut zu geben,
» sagt **Plinius**, hatte allen Wohlstand aus den
» Versammlungen vertrieben. Man wuste weder
» mehr nach seiner Ordnung zu reden, noch zu ge-

» hö-

» höriger Zeit zu schweigen, noch auf seiner Stelle
» zu bleiben. Man hörete von allen Seiten nichts
» als ein grosses Geschrey. Ein jeder lief von allen
» Enden mit denen herum, deren er sich annahme.
» Verschiedene Haufen, die mitten im Senate un-
» ordentlich herumschwärmeten, machten, daß man
» da nichts als eine ungeziemende Verwirrung er-
» blickte: so sehr waren wir von den Sitten unsrer
» Väter entfernet, bey welchen die Ordnung, die
» Bescheidenheit, die Ruhe, so wohl mit der Ma-
» jestät des Ortes, und der Ehrerbiethigkeit, die er
» erfordert, übereinstimmeten. Es leben noch ei-
» nige alte Leute, die mir oft erzehlet haben, daß
» die Obrigkeiten auf folgende Weise wären erweh-
» let worden. Derjenige, der sich um eine Stelle
» bewarb, wurde mit lauter Stimme aufgerufen.
» Jedermann schwieg still. Der Candidat nahm
» das Wort. Er gab Rechenschaft von seiner Auf-
» führung, und führte entweder denjenigen, unter
» dessen Befehlen er die Waffen getragen hatte, oder
» den, dessen Quästor er gewesen war, oder, wenn
» er es konnte, beyde zugleich, zu Zeugen oder zu
» Gewährmännern an. Er nannte einige von sei-
» nen Gönnern. Diese sprachen für ihn nachdrück-
» lich, mit wenigen Worten; und dieses galt tau-
» sendmal mehr, als alle erdenkliche Fürbitten.
» Die Competenten hatten die Freyheit, die Fehler
» der Geburt, des Alters, der Sitten, ihrer Mit-
» werber zu entdecken. Der Rath hörete alles mit
» einer strengen Ernsthaftigkeit an; und solcherge-
» stalt behielt das Verdienst fast immer die Ober-
» hand vor der Gewogenheit.

Ich will diese Erzehlung mit einer Anmerkung unterbrechen. Nichts ist seltener, als daß in einem

Collegio, sonderlich wenn es zahlreich ist, die Stimmen mit Anständigkeit gegeben und gesammlet werden. Die meisten derer, die ihre Stimme geben, bringen, weil sie die Kunst zu reden nicht verstehen, tausend unnütze Dinge vor, welche die Sitzungen unausstehlich verzögern, und zu weiter nichts dienen, als die Geschäfte zu verwirren. Dem Präsidenten oder Vorsteher dieser Versammlungen mag es nun hierbey leicht ein wenig an Ansehen, oder an Geschicklichkeit fehlen, daß er nicht die Stimmen in der Ordnung zu sammlen, denen, die ausser der Reihe reden, ein Stillschweigen zu gebiethen, diejenigen, welche nicht bey der vorgelegten Frage bleiben, zurecht zu weisen, und allem Ueberflüßigen die Wurzel abzuschneiden weis; so werden die geringsten Sachen niemals ohne Schreyen und Zanken zu Ende gebracht. Oft ist es noch eine grosse Kunst, aus einem Haufen unbestimmter und verworrener Stimmen einen deutlichen und richtigen Schluß herauszubringen. Ueberhaupt die Entscheidung wichtiger Dinge, sonderlich wenn sie zugleich auch häckelicht sind, muß man niemals einer grossen Menge übertragen. Doch ich komme wieder auf das, was zu des Plinius Zeiten im Senate vorgieng.

„ Diese löblichen Gebräuche, fährt er fort, sind
„ durch die übermäßige Hitze verderbet worden, und
„ wir haben uns genöthiget gesehen, die geheimen
„ Stimmen als ein Mittel dagegen zu gebrauchen.
„ Und gewiß es hat seine Wirkung gethan, weil es
„ neu und unvermuthet war. Allein ich fürchte, es
„ werde dieses Mittel uns in der Folge ein neues Uebel
„ zuziehen, und die Ungerechtigkeit und der Uebermuth unter Begünstigung der geheimen Stimmen
„ ihren Streich desto sicherer vollführen.

Die Besorgniß des Plinius ist ohne Zweifel gegründet; indessen gibt es viele Fälle, wo das Scrutinium den Stimmen, die mündlich und laut gegeben werden, unwidersprechlich vorzuziehen scheinet. Die allerehrlichsten Männer werden oft durch fast unüberwindliche Bedenklichkeiten zurückgehalten; sie würden sich die mächtigsten Feinde auf den Hals ziehen, sie würden sich und ihre Familie ins Verderben stürzen, wenn sie bey gewissen Gelegenheiten alles frey heraus sagten, was sie denken, wenn sie Leuten entgegen stimmeten, die solches volkommen verdienen. Ich weis wohl, daß sie der Strenge nach es thun sollten, und daß Wahrheit und Billigkeit allem übrigen vordringen müsse. Allein wo sind diejenigen, die die Dinge bis auf diesen Punkt treiben, der in sehr vielen Gelegenheiten zu weit über die menschliche Schwachheit erhaben ist? Und übrigens, wenn man diejenigen, die dieser Versuchung ausgesetzet sind, davor bewahren kan, warum soll man es nicht thun? Hierzu nun scheint der Weg der geheimen Stimmen sehr gut zu seyn. Er verstattet, daß man seinen Einsichten und seinem Gewissen ohne Gefahr folge.

Aber man kan sich auch desselben zu Befriedigung seiner Leidenschaften, zu Unterdrückung des Verdienstes und der Tugend bedienen. Ich gebe dieses zu, und überlasse denen, die darüber weiter nachdenken wollen, die Sorge, allen Vortheil und Schaden des Scrutinii abzuwägen. Mich dünket, hierüber einige Untersuchungen in den Büchern, die von der Politick handeln, gelesen zu haben. Ich finde sonderlich den Gebrauch der verdeckten Stimmen sehr zuträglich in den gelehrten Gesellschaften. Es ist wahr, die vorgängigen Werbungen werden

dadurch nicht ausgeschlossen; aber er verhindert doch wenigstens, daß in der Versammlung, wo die Wahlen geschehen, die Grossen nicht leicht die Kleinen nach sich ziehen, noch auf irgend einige Art zwingen können, ihrer Meinung zu seyn.

Man erzehlet vom La Fontaine, daß er bey allen Wahlen der französischen Academie eine schwarze Kugel hinzu gethan habe; und dieses, wie er sagte, um die Freyheit der Stimmen zu erhalten. Er hätte hinzu fügen können, daß, da es dabey auf das blinde Glück ankäme, es allemal viel wahrscheinlicher wäre, daß sie recht, als unrecht fiele. Es ist auch ein, ob gleich von einer kleinen Bosheit eingegebenes Mittel, die Gelehrten, die einen Hang zum Stolze haben möchten, zu demüthigen, wenn man etliche schwarze Kugeln unter die weissen mischet.

XXI. Brief.

At non erunt æterna quæ scripsit. Non erunt fortasse: ille tamen scripsit, tanquam essent futura.

* * *

Aber vielleicht werden Martials Gedichte nicht ewig seyn. Vielleicht; allein er hat sie doch in der Meinung gemacht, daß sie es seyn würden.

Plinius macht seinem Freunde Priscus den Tod Martials mit diesen Worten bekannt: „Ich „vernehme, daß Martial gestorben ist, und bin „sehr betrübt darüber. Er war ein witziger, feiner, angenehmer Kopf, der in seinen Schriften

„Salz

» Salz und Bitterkeit anzubringen wuste, ohne
» seiner Redlichkeit zu schaden. Als er von Rom
» weg gieng, hatte ich ihm einen Reisepfennig ge-
» geben. Diese kleine Beyhülfe war ich unserer
» Freundschaft schuldig; ich war sie auch den Ver-
» sen schuldig, die er auf mich gemacht hatte. Es
» ist vor Alters der Gebrauch gewesen, diejenigen,
» die etwas zum Lobe der Städte, oder einiger Pri-
» vatpersonen geschrieben hatten, mit Ehrenstellen,
» oder mit Gelde zu belohnen. Heutiges Tages ist
» diese Mode, nebst vielen andern, die eben so viel
» Grosses als Edles an sich hatten, abgekommen.
» Seit dem wir aufhören, lobwürdige Thaten zu
» thun, verachten wir das Lob.

» Ohne Zweifel wilst du wissen: was es denn
» für Verse waren, die ich meiner Erkenntlichkeit
» würdig schätzete. Ich würde dich an das Buch
» selbst verweisen, wenn ich mich nicht einiger er-
» innerte. Wenn dir diese gefallen, so kanst du die
» übrigen in dem Buche nachsehen. Der Dichter
» redet seine Muse an. Er sagt ihr, sie solle nach
» meinem Hause zu Esquiliä gehen, und sich mir
» daselbst mit Ehrerbiethigkeit nähern.

Doch klopf im Taumel nicht an die beredte
Thür
Zur Unzeit und zur Ungebühr.
Der finstern Pallas weiht er ganze Tage,
Wann er, zum Rechte hingelenkt,
Die Unschuld zu beschützen denkt,
Und Reden schreibt, die noch die späte Sage
Mit Werken unsers Tullius
Vergleichen, und bewundern muß.

Am besten gehst du hin, wann spät die Lichter brennen;
Dieß ist die Zeit für dich. Wann Bacchus lärmt,
Ein volles Glas die Geister wärmt,
Und frohe Lust bey Tische schwärmt,
Dann würde Cato selbst dich lesen können.

„ Glaubest du nicht, daß derjenige, der in
» solchen Ausdrücken von mir geschrieben, (der gu-
» te Plinius liebte das Lob entsetzlich; wir haben
» schon Proben davon gehabt, und werden ihrer
» noch mehrere bekommen,) wohl verdienet habe,
» bey seiner Abreise ein Andenken von mir zu erhal-
» ten, und bey seinem Tode von mir bedauert zu
» werden? Er hat mir das Beste gegeben, was er
» hatte, und hätte mir gern ein mehrers gegeben,
» wenn er gekonnt hätte: wiewohl, vernünftig zu
» urtheilen, Ruhm und Unsterblichkeit das gröste
» Geschenk ist, so man einem geben kan. Aber
» vielleicht . . . .

Die Gedichte des Martialis haben wirklich die von den Schriftstellern so sehr gewünschte Unsterblichkeit erhalten; allein sie sind den Dank dafür nicht so wohl ihrem Werthe, wiewohl ihnen derselbe nicht gänzlich abzusprechen ist, als vielmehr diesen zufälligen Umständen schuldig, die das Schicksal der Autoren entschieden haben, welche dem Schiffbruche ihrer Zeitgenossen entgangen sind. Ich will den Anfang des Artikels von diesem Schriftsteller im Baillet, hieher setzen, weil in demselben des Plinius gedacht wird.

Mar-

„ Martial, (*C. Valerius Martialis*,) ein
„ Spanier, zu Bilbilis, im Lande der Celtiberier
„ gebohren, wovon die Ueberbleibsel heutiges Ta-
„ ges Baubola heissen, nicht weit von Cataleyud,
„ im Königreiche Arragonien, lebte unter dem
„ Kaiser Domitian, und starb im 75. Jahre sei-
„ nes Alters, unter dem Kaiser Trajan, in sei-
„ nem Vaterlande in gröβter Armuth. Es sind
„ uns von ihm vierzehn Bücher Sinngedichte übrig
„ geblieben, die in jedermanns Händen sind, nebst
„ einem Buche über die Schauspiele, so man jenen
„ insgemein beyfüget. Man pflegt seine Werke in
„ drey sehr ungleiche Theile abzutheilen. Der
„ kleinste enthält das, was gutes darunter ist; der
„ folgende, das mittelmäβige; und der gröβte, das
„ schlechte. Dieses ist das Urtheil, so er, wie es
„ scheint, selbst von seinen Versen hat fällen wol-
„ len: und Scaliger, der Sohn, versichert, daß
„ er nie etwas besser getroffen, als wann er von
„ seinen eigenen Werken saget:

Sunt bona, sunt quædam mediocria, sunt mala plura.

„ Plinius der jüngere sagt uns, daß er ein wiz-
„ ziger Kopf gewesen sey, der viele Scharfsinnigkeit
„ und Lebhaftigkeit gehabt, auch viel Salz und
„ Galle in seinen Schriften anzubringen gewuβt,
„ bey dem allen aber eine besondere Redlichkeit an
„ den Tag gelegt habe. Nichts desto weniger kan
„ man sagen, daß Eigennutz und Zärtlichkeit an
„ diesem Urtheile des Plinius grossen Antheil ha-
„ be. Er hatte Zärtlichkeit für einen Freund, des-
„ sen Fehler er in einem Briefe an einen andern

„ nicht

» nicht würde haben entdecken wollen; und er
» hatte seinen Nutzen dabey, eine gute Meinung
» von dem Witze und der Aufrichtigkeit des Mar-
» tials zu erwecken, als er von den Versen redete,
» die dieser Poet zu seinem Lob gemacht
» hatte.

Ende des Dritten Buches.

* *

Der heydnische Philosoph,
oder
Gedanken des Plinius,
mit gelehrten und moralischen Betrachtungen.

Viertes Buch.

I. Brief.

Cupis post longum tempus neptem tuam meque una videre. Gratum est utrique nostrum quod cupis; mutuo me hercule.

* * *

Du trägst Verlangen, deine Enkelinn und mich nach einer so langen Zeit wieder einmal beysammen zu sehen. Nichts könnte uns beyden angenehmer seyn, als dieses dein Verlangen: die wir dergleichen wahrhaftig auch unserer Seits tragen.

Man kennet überhaupt den Werth der Annehmlichkeiten nicht recht, die aus den verschiedenen Banden, welche uns aneinander verknüpfen, entstehen könnten; und diejenigen insonderheit, die aus der Anverwandtschaft und Verschwägerung herfliessen, werden vielleicht am meisten vernachläßiget. Man findet die Freundschaft viel öfter unter ganz fremden Personen, als

uns

unter Verwandten. Ich weis wohl, daß um deswillen, weil man aus einerley Geblüte herstammet, oder weil man sein Geblüte mit einer andern Familie ihrem vermischet hat, man nicht auch gleich diese Einförmigkeit der Gedanken, der Gesinnungen, und des Geschmackes habe, welche den wahren Grund dauerhafter Verbindungen ausmachet. Allein sollte nicht der Umgang, den man mit den Personen von seiner Verwandtschaft haben muß, diesen Mangel durch die Gewohnheit ersetzen können, welche bey andern Gelegenheiten so viele Gewalt hat? Ohne allen Zweifel; und es geschieht solches zuweilen wirklich. Aber dasjenige, was macht, daß es nicht öfter geschehe, ist dieses, weil die Verhältnisse des Geblütes und der Schwägerschaften fast immer mit den Verhältnissen des Eigennutzes gepaaret sind, und nichts stärker ist, die Menschen zu entzweyen, als der Eigennutz.

Wie dem nun seyn mag, so sehe ich nichts schöners, als Familien, die herzlich mit einander vereiniget sind, wo man oft beysammen zu seyn, und einander Gefälligkeiten zu erzeigen suchet, wo jeder an der übrigen Freud und Leid aufrichtig Antheil nimmt, und wo diese liebenswürdige Eintracht so lang als das Leben währet. Es können hieraus grosse zeitliche Vortheile erwachsen, welche in der Fabel von dem alten sterbenden Vater ausgedrücket sind, der seinen Kindern ein Gebund Pfeile darreichet, und sie hernach diese Pfeile einzeln zerbrechen heisset. Allein wenn auch gleich dabey nichts weiter herauskäme, als das unendliche Vergnügen, zu wissen, daß es Personen gebe, die uns aufrichtig liebhaben, und die an allem, was uns angeht, wahren Antheil nehmen; wäre dieses nicht genug?

Man

Man muß dem **Plinius** die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er ein gutes Herz, und eine recht lebhafte Zuneigung zu allen, die ihm angehöreten, gehabt zu haben scheinet. Er schreibt diesen ersten Brief des IV. Buches an den **Fabatus**, den Großvater von seiner Frau; und alle seine Ausdrücke sind mit dem Stempel einer wahren Zärtlichkeit bezeichnet.

„ Wir verlangen es (uns beysammen zu sehen) mit
„ nicht geringerer Heftigkeit, als du, und wir ma-
„ chen alles zu unserer Abreise fertig. Wir werden
„ unsere Reise so sehr, als die Wege es gestatten,
„ beschleunigen, und uns nur ein einzigesmal aufs
„ halten; doch wird der Aufenthalt von keiner Dauer
„ seyn. Wir werden durch **Toscana** gehen, nicht
„ um zu sehen, wie es mit unsern Gütern in diesem
„ Lande stehe, (denn damit hat es Zeit bis zu uns
„ serer Rückreise,) sondern um uns einer unumgänglichen Schuldigkeit zu entledigen. Nicht
„ weit von meinem Gute liegt ein Flecken, welcher
„ **Tifernum** heißt, an der Tiber. Ich hatte kaum
„ die Kinderschuhe abgeleget, so erwehlten mich desselben Einwohner zu ihrem Patronen. Je blinder ihre Liebe ist, desto stärker ist sie. Sie feyern
„ meine Ankunft, und betrüben sich bey meiner Abreise; sie stellen öffentliche Freudensbezeugungen
„ an, so oft man mich zu einer neuen Ehre erhebet.
„ Um ihnen meine Erkenntlichkeit zu bezeugen, (denn
„ es ist schimpflich, sich in der Freundschaft überwinden zu lassen,) habe ich an diesem Orte einen Tempel auf meine Kosten bauen lassen. Da er fertig
„ ist, so scheint es, daß man ohne Geringschätzung
„ der Religion die Einweihung desselben nicht aufschieben könne. Wir werden also den Tag der zu
„ dieser Feyerlichkeit ausgesetzet ist, da bleiben, weil
„ ich beschlossen habe, dieselbe mit einem grossen

„ Gast-

„ Gastmale zu begleiten. Vielleicht bleiben wir auch
„ den folgenden Tag da; allein eben dieses soll unsern
„ Fleis unterweges verdoppeln. Ich wünsche nur,
„ dich und deine liebe Tochter bey vollkommener Ge-
„ sundheit anzutreffen. Ich sage nicht, bey voll-
„ kommenem Vergnügen, denn dieses kan euch nicht
„ fehlen, wenn wir glücklich anlangen.

Dieses heisset von Herzen reden; und diese Aufrichtigkeit ist unter allen Fassungen des Gemüthes diejenige, die den wirksamsten Einfluß in die Glückseligkeit des Lebens haben kan. Was für vergnügte Stunden bringen Leute von diesem Charakter mit einander zu! Wie schüttet man da sein Herz aus! Die Trennung, die Abwesenheit, ist betrübt; ich bekenne es. Allein es ist doch in dieser Betrübniß immer eine Süßigkeit, die harten Seelen und übelgearteten Gemüthern unbekannt ist. Wozu nützet das unnöthige Klagen bey dem Tode der Anverwandten, mit denen man niemals gut gelebet hat? Die Menschen handeln sehr ungerecht, wann sie sich über das Elend des Lebens, und über die Unannehmlichkeiten der Gesellschaft beschweren. Wenn der Kelch bitter ist, so kömmt solches daher, weil wir den Wermuth Handvollweise hinein werfen, oder weil wir zu nachläßig sind, tausend versüssende Dinge hinein zu thun, die die gütige Vorsicht uns nahe gelegt hat.

II. Brief.

II. Brief.

Certum est, *Regulum* esse facturum quicquid fieri non oportet.

* * *

Es ist gewiß, daß Regulus allemal thun wird, was nicht seyn soll.

Hier erscheinet Regulus schon wieder auf der Bühne, und zwar zum letztenmale. (Sieh den fünften Brief des I. und den zwanzigsten des II. Buches.) Ich sage zum letztenmal, weil ich das, was dieser zweyte Brief des vierten Buchs enthält, mit dem siebenten verbinden will, um die Erzehlung von den Thorheiten dieses wunderlichen und nichtswürdigen Mannes zu vollenden. Plinius hat sehr wohl gethan, daß er uns diesen Charakter aufbehalten hat, Theophrast und La Bruyere stellen uns keine stärkere vor Augen. Wir wollen unsern Autor reden lassen; er verdienet, daß man ihn höre.

„ Regulus, schreibt er an seinen Freund Cle„ mens, hat seinen Sohn verlohren; dieß ist der „ einzige Unfall, den er nicht verdient haben mochte, „ weil ich zweifle, daß er ihn fühle. Es war der„ selbe ein Knab von durchdringendem, aber zwey„ deutigem Verstande, und der sich auf dem Wege „ der Tugend grossen Fortgang hätte versprechen „ können, wenn er sich vorgesehen hätte, nicht den „ Fusstapfen seines Vaters zu folgen. Regulus „ entließ ihn der väterlichen Gewalt, damit er die „ Erbschaft seiner Mutter bekommen möchte. Nach„ dem er ihn durch diese Wohlthat gekauft hatte, „ (wenigstens machte des Mannes Charakter, daß „

„ man so davon sprach,) so bewarb er sich um des
„ Sohnes Gewogenheit durch Anmassung einer
„ Nachsicht, die bey einem Vater eben so ungewöhn-
„ lich als schändlich ist. Dieß scheinet dir unglaub-
„ lich; allein stelle dir den Regulus vor. Indes-
„ sen beweinet er ihn ohne alle Maasse. Der Knab
„ hatte kleine Hand- und Zugpferde, grosse und klei-
„ ne Hunde, Nachtigallen, Papageyen, und Am-
„ seln. Regulus ließ bey der Leiche alles auf den
„ Holzstoß bringen, und mit verbrennen; und das
„ war keine wahre Betrübniß, sondern eine Co-
„ mödie.

„ Man läuft von allen Enden der Stadt zu ihm.
„ Jedermann hasset, jedermann verabscheuet ihn;
„ und doch beeifert sich ein jeder, ihm aufzuwarten,
„ als ob er die Bewunderung und die Lust des
„ menschlichen Geschlechtes wäre; und, um dir
„ hierüber mit wenigem meine Meinung zu sagen,
„ indem sie dem Regulus gefällig zu seyn suchen, so
„ machen sie sich ihm ähnlich.

„ Er hat sich nach seinen Gärten jenseit der Ty-
„ ber begeben, wo er ein groß Stück Feldes mit
„ bedeckten Gängen von ungeheurem Raume anfül-
„ let, und das ganze Ufer mit Bildsäulen besetzet.
„ Denn er versteht sich meisterlich darauf, die Pracht
„ und den Geitz, die Niederträchtigkeit und den
„ Stolz zu vereinbaren. Er beunruhiget die ganze
„ Stadt, die er in einer sehr ungesunden Jahrszeit
„ in Bewegung setzet; und dieß ist ein Trost für
„ ihn, daß er beunruhigen kan. Er sagt, daß er
„ heirathen wolle; und dieses sagt er betrüglich, wie
„ tausend andere Sachen. Mache dich gefaßt,
„ nächstens die Hochzeit eines Mannes in der
„ Trauer, die Hochzeit eines Greisen zu vernehmen.

„ Jene

„ Jene wird zu frühzeitig, diese zu spät gehalten.
„ Fragst du, woher ich solches vermuthe? Nicht
„ weil er es selbst versichert; denn niemand lüget
„ mehr, als er; sondern weil es gewiß ist . . . .

Der Brief, der zur Fortsetzung dieses gegenwärtigen dienen kan, ist, wie ich schon gesagt habe, der siebente eben dieses Buches, und in folgenden Ausdrücken an den **Lapidus** gerichtet. „ Ich widerhole es immer; **Regulus** hat mehr Beständigkeit, „ als man glaubet. Sein Eifer ist in allem, was „ er unternimmt, erstaunlich. Er hat sich in den „ Kopf gesetzet, seinen Sohn zu betrauern; er betrauert ihn besser, als jemand thun könnte. Es „ ist ihm die Lust angekommen, Statüen und Bildnisse von ihm zu haben; man sieht die Bildhauer „ und Maler an nichts anders arbeiten. Farbe, „ Wachs, Kupfer, Silber, Elphenbein, Marmor, alles muß herhalten, um des **Regulus** „ Sohn vorzustellen. Vor einigen Tagen las er in „ einer zahlreichen Versammlung das Leben seines „ Sohnes vor. Er hat sich nicht begnüget, nach „ ganz Italien, und nach allen Provinzen des Reiches tausend und mehr Abschriften davon zu ver„ senden, sondern er hat auch durch eine Art von „ Circularschreiben die meisten Städte ersuchet, „ unter ihren Decurionen den, der die beste „ Stimme hätte, auszusuchen, um dieselbe dem „ Volke vorzulesen. Sie ist wirklich gelesen wor„ den. Was konnte man nicht von diesem Manne „ erwarten, wenn er diesen standhaften Eifer, oder „ wie man sonsten dieses Bestreben, alles was man „ will, zur Wirklichkeit zu bringen, nennen mag, „ auf würdige Gegenstände gewendet hätte? Wie„ wohl die Bösen in ihrem Wollen immer eifriger

„ und standhafter zu seyn pflegen, als die Guten.
„ Denn gleichwie die Unwissenheit Dreistigkeit, die
„ Wissenschaft aber Schüchternheit einflösset; also
„ schwächet die Bescheidenheit den ehrlichen Mann,
„ da indessen die Verwegenheit den Lasterhaften
„ stärket. Regulus ist ein Beyspiel davon. Er
„ hat eine schwache Brust, eine gezwungene Stel-
„ lung, eine schwere Zunge, eine matte Einbil-
„ dungskraft; er hat kein Gedächtniß; kurz er hat
„ keine Gaben, als einen ausschweifenden Witz
„ und einen närrischen Geist. Gleichwohl hat er
„ es durch seine Unverschämtheit, und selbst durch
„ seine Narrheit so weit gebracht, daß er von vie-
„ len für einen Redner gehalten wird. Herennius
„ Senecio hat daher einen vortrefflichen Einfall
„ gehabt, indem er die Erklärung, die Cato von
„ einem Redner gegeben, umgekehret auf den Re-
„ gulus angewendet, und gesagt hat, ein Redner
„ wäre ein böser Mann, der die Kunst zu
„ reden nicht verstünde. Gewiß Cato hat den
„ Redner nicht besser beschrieben, als Senecio den
„ Regulus geschildert hat. Hast du etwas, um
„ mir diesen Brief mit gleicher Münze zu bezahlen?
„ Ja, wenn du mir melden kanst, daß einer von
„ unsern Freunden bey euch, oder du selbst diese
„ Trauerrede als ein Marktschreyer von einem Ge-
„ rüste abgelesen hast, nämlich, wie Demosthenes
„ saget, mit erhabener Stimme, jauchzend, und
„ so recht aus der Gurgel. Denn sie ist so läppisch,
„ daß sie weit eher zum Lachen als zum Weinen
„ beweget. Man sollte glauben, daß sie mehr von
„ einem Knaben, als auf einen Knaben gemacht
„ sey.

Ich will zu dieser Erzehlung nicht viel hinzusezzen. Wenige Privatpersonen haben die dienlichen Mittel, um so viel Aufsehen zu machen und solche Thorheiten zu begehen, wie Regulus. Allein wer nur ein wenig die Gabe eines Zuschauers im gesellschaftlichen Leben hat, wird daselbst viele Regulus im Kleinen entdecken, die seltsame Comödien spielen, und die durch eine Folge von unverschämten Lügen und groben Kunstgriffen den Einfältigen ein Blendwerk machen, scharfen Augen aber sich in ihrer ganzen Schändlichkeit darstellen. Es ist eckelhaft und ärgerlich, alles anzusehen, was dergleichen Leute vornehmen, um das zu scheinen, was sie nicht sind, um sich ein Ansehen zu geben, um eine edle Denkungsart, ein gutes Herz nachzuäffen, wovon ihr Charakter gerade das Widerspiel ist. Man kan sich nicht geschwind, noch weit genug, von diesen schlechten Leuten entfernen. Wo sich nur einer von ihnen findet, vergiftet er gewisser maassen die Luft des Ortes, an dem er sich aufhält; er verdirbt alle Süßigkeiten, die man daselbst schmecken könnte.

III. Brief.

Ego tamen te magis in remissionibus miror.

* * *

Ich bewundere dich aber noch weit mehr in deinem Privatleben.

Es ist wahr, daß man hauptsächlich hier den Mann suchen muß; sonst überall verkleidet der Zwang seine Handlungen; er ist ein vermumter Comödiant. Indessen können gar wohl zween Männer so zu sagen in einem seyn, und sie sind oft wirklich da; die man daher ja nicht mit einander vermengen muß. Ein Held, eine vornehme Magistratsperson, ein grosser Gelehrter, die jeden zu der Zeit in Verwunderung setzen, da ihre Seele sich lediglich mit der Verwaltung ihrer wichtigen Bedienungen, mit ihren erhabenen Verrichtungen beschäftiget, werden in ihrem Privatleben, in ihren täglichen und häuslichen Angelegenheiten, schwache Männer seyn, die sich mit Kleinigkeiten abgeben, und sich weder in den gewöhnlichen gesellschaftlichen Wohlanständigkeiten, noch in Sachen von der geringsten Erheblichkeit zu helfen wissen.

Wer sich nach diesen Anmerkungen wollte einfallen lassen, dergleichen Personen zu verachten, oder sich über sie hinauszusetzen, weil er mit diesen Kleinigkeiten in der That besser zurecht kömmt, der würde einen mächtigen Irrthum begehen, ungefehr wie diejenigen, welche die Leute nach dem äusserlichen Ansehen beurtheilen. Man weis, was dem Pelopidas wegen seiner Gesichtsbildung, die nicht vortheil-

theilhaft war, begegnet ist. La Fontaine sah dumm aus, und war nichts desto weniger La Fontaine, das ist, einer von den unsterblichen Schriftstellern, die die Zierde des Jahrhunderts von Ludwig dem XIV. gewesen sind. Moliere, ein eben so geschickter Kopf in einer andern Art, merkte solches auch wohl, als er diejenigen tadelte, die den La Fontaine seiner scheinbaren Dummheit wegen zum besten haben wollten. Die kleinen Geister sind froh, wenn sie sich auf solche Weise an den grossen Geistern rächen können; allein sie richten nichts aus mit dieser Rache. Der grosse Mann, wenn er solches in der That ist, mag immer Kleinigkeiten an sich haben. Er wandelt durch die Eigenschaften, die ihn groß machen, gerades Weges zur Unsterblichkeit; und alles, was ihn umgibt, verschwindet und geht in die Vergessenheit.

Indessen ist es für den grossen Mann besser, wenn er sich weniger ungleich ist, und auch zu Hause den Namen behaupten kan, den er sich öffentlich erworben hat. Es ist ihm so gar auch nicht unanständig, einen Theil von der Stärke, die er nur bey den grossen Gelegenheiten sehen lässet, zur Besorgung der täglichen Dinge aufzubehalten, als die er mit Unrecht für zu klein achten würde, um darauf zu merken. Die wahren grossen Männer, diejenigen, die diese Benennung nicht einer Ungestümmigkeit, welche sie dazu gebracht hat, dem Ansehen nach übermenschliche Dinge zu thun, nicht einer unbiegsamen Härte des Temperaments, welche sie in ausserordentlichen Stellungen unterstützet hat, nicht einer seltenen und besondern Gabe, welche die Natur ihnen verliehen hat, zu danken haben; die wahren grossen Männer, bey denen Einsicht, Muth, Weisheit

und Wohlanständigkeit (denn meiner Meinung nach kan man nicht wohlfeileres Kaufes ein grosser Mann seyn;) in glücklicher Verbindung und richtigem Verhältnisse stehen, flössen daher auch mehr Bewunderung und Verehrung ein, je näher und öfter man sie sieht.

IV. Brief.

Multa beneficia in multos contulisti; ausim contendere, nullum te melius, æque bene vix unum aut alterum collocasse.

* * *

Du hast oft Bedienungen vergeben; ich wollte aber wohl versichern, daß du nie eine besser, und kaum eine oder zwo eben so gut angelegt habest.

Dieß ist eine Empfehlung, welche Plinius an den Soßius zum Besten des Calvisius richtet, dem er zu der Stelle eines halbjährigen Tribunen verhelfen will. Das einzige, so eine Begierde erwecken kan, mit den Grossen in Bekanntschaft zu stehen, eine Bekanntschaft, die übrigens allemal beschwerlich ist, ist dieses, daß man Gelegenheit haben möge, zu dienen, und Personen zu empfehlen, die es würdig sind. Und dabey muß man gleichwohl solche Bekanntschaften nicht suchen, um seinen Credit zu zeigen, und sich zum Patronen einer Menge Clienten aufzuwerfen. Die Absicht eines ehrlichen Mannes in solchen Fällen ist, Mittel zu erhalten, um Gutes zu thun, und den Streichen und schlimmen Kunstgriffen so vieler Advocaten, die ohne Unterlaß die ungerechtesten Sachen von der

Welt

Welt entweder aus einer niederträchtigen Gefälligkeit für die, von welchen sie darum gebethen werden, oder aus Lohnsucht vertheidigen, rechtmäßige Wege entgegen zu setzen, auf welchen die Wahrheit, Unschuld, und Rechtmäßigkeit zur Kentniß der Personen gelangen möge, die hohe Stellen bekleiden.

Es ist schwer, sich desfalls in den rechten Schranken zu halten; die Eitelkeit verdirbt oft alles. Diejenigen, welche bey den Grossen Zutritt und Gehör haben, bilden sich bald ein, selbst auch eine Art von Grossen zu seyn, und spielen die Rolle derselben so lächerlich, daß es besser ist, gerade zur Quelle zu gehen, als sich bey so verdorbenen Bächen aufzuhalten.

V. Brief.

Æschinem ajunt petentibus Rhodiis, legisse orationem suam, deinde *Demosthenis*, summis utrinque clamoribus.

* * *

Man sagt, Aeschines habe auf der Rhodier Begehren zuerst seine, hernach auch des Demosthenes Rede gelesen, und auf beyde sey ein lautes Geschrey zum Zeichen des Beyfalls erfolget.

Aeschines gab bey dieser Gelegenheit eine Probe von seiner Bescheidenheit. Denn nachdem er anfänglich den Rhodiern seine Rede wider den Ktesiphon vorgelesen hatte, und sah, daß sie sich wunderten, wie er mit einem so schönen Stücke habe unterliegen können, so zog er des Demosthenes Rede hervor, die über die seinige obgesieget hatte,

und sagte, daß sie noch ganz anders würden seyn gerühret worden, wenn sie den Demosthenes selber gehöret hätten.

Plinius hingegen nimmt von dieser Begebenheit Anlaß, eine ziemlich starke Eitelkeit zu Markte zu bringen. „Der Beyfall, fährt er fort, den die „Stücke dieser vortrefflichen Männer erhalten ha„ben, wundert mich nicht mehr, seitdem ich letz„tens, als ich eines von den meinigen in einer „Versammlung von Gelehrten vorlas, eben die „Aufmerksamkeit, eben die Begierde zween ganze „Tage lang gefunden habe. Gleichwohl hatte ich, „um ihre Aufmerksamkeit rege zu machen, den „Vortheil nicht, der sich bey der Vergleichung „zweyer Stücke, und bey dieser Art von Streite „befindet, den sie unter sich machen, und der den „Zuhörer anlocket. Ausser der Schönheit der bey„den Reden hatten die Rhodier noch das Vergnü„gen, sie mit einander zu vergleichen. Die mei„nige hat gefallen, ob sie gleich diesen letzteren „Reitz nicht hatte. Verdienet sie es? Du wirst „davon urtheilen können, wann du dieses Werk „gelesen hast, dessen Länge keine weitläufigere „Vorrede verstattet. Mein Brief muß wenig„stens kurz seyn, um mich wegen der Grösse des „Buches desto füglicher entschuldigen zu können. „Doch glaube ich nicht, daß ich den Umfang der „abzuhandelnden Sache überschritten habe.

Man kan nicht läppischer sich loben, noch um Lob betteln. Konnte einer von den ersten Magistratspersonen des Römischen Reiches, ein Günstling des Kaisers, oder der doch wenigstens sehr gut bey ihm stund, bey Versammlung einer Anzahl von Gelehrten,

ten, um ihnen seine Werke vorzulesen, etwas anders als einen frohlockenden Beyfall, als Bezeugungen des Entzückens erwarten? O Eigenliebe, wie geschickt bist du, uns zu verführen! Oder vielmehr, wie wenig Geschicklichkeit hast du nöthig, weil wir alle deine Vorspiegelungen blindlings annehmen.

Zu allen Zeiten haben die Freunde der Grossen ihr Handwerk besser verstanden, als Gilblas bey seinem alten Erzbischoffe. Dieß ist eine von den Ursachen, warum die Eigenschaft eines Schriftstellers sich nicht für Personen von einem hohen Range schikket. Sie können sich niemals versprechen, daß man ihnen die Wahrheit über ihre Aufsätze sage. Der Streich, welcher sich in der letzten Sammlung der Briefe von der Frau von Sevigne (das sind die an den H. von Pomponne,) befindet, passet gar zu gut auf die vorhergehenden Betrachtungen, als daß ich mich nicht befugt halten sollte, ihn hierher zu setzen.

„ Ich muß, sagt die witzige Marquisinn zu ihrem erlauchten Correspondenten, ihnen ein kleines „ Histörchen erzehlen, das seine vollkommene Richtigkeit hat, und sie vergnügen wird. Der König „ gibt sich seit kurzem mit Versemachen ab. Die Herren von Saint-Aignant und Dangeau zeigen ihm, wie man es damit anfangen müsse. „ Neulich machte er ein kleines Madrigal, das ihm „ selber nicht gar zu artig vorkam. Eines Morgens „ sagte er zum Marschall von Grammont: Herr „ Marschall, lese er doch einmal dieses kleine „ Madrigal, und sage er mir, ob er jemals

„ et-

„ etwas so ungereimtes gesehen habe; weil
„ man weis, daß ich seit kurzem die Verse
„ liebe, so bringt man mir deren von allerley
„ Gattung. Nachdem der Marschall sie gelesen
„ hatte, sagte er zum Könige: Sire, Eure Maj.
„ urtheilen göttlich von allen Dingen; es ist
„ wahr, das ist das albernste und lächerlich-
„ ste Madrigal, so ich in meinem Leben gese-
„ hen habe. Der König lachte, und sagte zu ihm:
„ Nicht wahr, der, der es gemacht hat, ist
„ recht abgeschmackt? Sire, man kan ihm
„ keinen andern Namen geben. Gut! sagte
„ der König, es freuet mich recht, daß er so
„ aufrichtig gesprochen hat: ich selbst habe
„ es gemacht. Ach! Sire, wie bin ich hin-
„ tergangen! Eure Majestät geruhen es mir
„ noch einmal zu zeigen; ich habe es nur
„ flüchtig gelesen. Nein, Herr Marschall,
„ die ersten Urtheile und Empfindungen sind
„ allemal die natürlichsten. Der König hat
„ über diese Thorheit sehr gelachet; und jedermann
„ findet, daß dieses unter allen kleinen Streichen
„ der grausamste sey, den man einem alten
„ Hofmanne spielen könne.

VI. Brief.

VI. Brief.

Ac jam possum tibi, ut aliis in locis horreum plenum, sic ibi scrinium ostendere.

* * *

Anderwärts kan ich dir eine volle Scheune, hier einen vollen Bücherschrank zeigen.

Dieß ist ein witziger Scherz. Plinius redet von einigen Landgütern, die er hat, und von ihrer verschiedenen Erträgniß. „ Mein Gut im „ Toscanischen, sagt er, ist vom Kieselschlage „ heimgesuchet worden; das, welches ich jenseit des „ Poflusses habe, ist glücklicher gewesen. Alles ist „ daselbst im Ueberflusse; allein man kan nichts ver„ kaufen. Ich kan auf nichts als auf die Einkünfte „ von meinem Gute zu **Laurentum** rechnen. Es „ ist wahr, daß ich da weiter nichts als ein Haus „ und einen Garten habe; das übrige ist Sand. „ Doch ist das Erdreich nicht unfruchtbar für mich; „ ich schreibe daselbst ohne Zerstreuung, und wenn „ ich keine Aecker bauen kan, die ich nicht habe, so „ bearbeite ich wenigstens meinen Verstand. Ander„ wärts . . . . Wenn dich also ein dauerhaftes und „ sicheres Einkommen reizet, so kaufe dir auch etwas „ an diesem Ufer.

Ein kleines ruhiges Gut, wo man sich dem Studiren und Nachdenken überlassen kan, ist wirklich ein gelehrtes Peru für einen Mann, der die Wissenschaften liebet. Er richtet daselbst mehr aus in einem Tage, als anderwärts in ganzen Wochen.

* *

VII. Brief.

Minor vis bonis, quam malis ineſt.

* * *

Die Böſen haben mehr Eifer and Standhaftigkeit, als die Guten.

Wir haben ſchon den ganzen Inhalt dieſes Briefes angezeiget, da wir ihn zu dem zweyten fügten, um alle Züge von der Schilderey des Regulus neben einander zu ſtellen. Hier wollen wir uns noch einen Augenblick bey dem angeführten Gedanken aufhalten. Er enthält eine von den Hauptürſachen der Unordnungen im geſellſchaftlichen Leben, und des Uebergewichtes des Böſen über das Gute. Es iſt ſolches dieſer Eifer der Böſen in ihren Unternehmungen, der da machet, daß ſie dieſelben mit weit mehrerer Lebhaftigkeit und Standhaftigkeit, und folglich auch mit beſſerm Fortgange betreiben, als die Gutem in dem, was ſie thun, zu zeigen pflegen. Ein ehrlicher Mann ſieht ſeine Ruhe für eine höchſtſchätzbare Sache an, die er nicht leicht auf das Spiel ſetzen, und nur bey ſehr wichtigen Fällen aufopfern will, wo dieſes Opfer unvermeidlich iſt. Solchergeſtalt begnüget er ſich in den gewöhnlichen Vorfällen des Lebens, zu gehen, wie und ſo weit die Vernunft ihn führet, ohne den laſterhaften Leidenſchaften einige Gewalt über ſich zu laſſen. Dieſe aber wirken mit ganz anderer Stärke; und wann es geſchieht, daß paßionirte und vernünftige Leute einander entgegen arbeiten, ſo iſt der Vortheil des Streites allemal auf der erſtern Seite.

Man kan zum Beyspiele dessen, was ich sage, die Streitigkeiten nehmen, die sich in den Gesellschaften zuweilen hervorthun. Ein verständiger Mann sagt etwas, das vernünftig und wahr ist; ein unbesonnener kömmt in die Queere, und behauptet kühnlich das Gegentheil. Der Erstere wird höchstens einmal darauf antworten, und seinen Satz auf eine Art rechtfertigen, die ihn in sein völliges Licht setzet. Wenn alsdann der Feind der gesunden Vernunft auf neue Ungereimtheiten verfällt, so überlässet er ihn seiner Narrheit. Dieses gibt dem Vertheidiger der guten Sache das Ansehen, als ob er wiche, und überwunden wäre; allein er bekümmert sich wenig um einen Sieg, der ihn eine Anstrengung der Brust, und eine Menge Worte kosten würde, die er nicht verdienet.

So verhält es sich durchgängig in allen Fällen, wo die Dreistigkeit, der Muthwillen, die List, die Bosheit es mit der Bescheidenheit, mit der Sanftmuth, mit der Liebe, mit der Sittsamkeit, und mit der Redlichkeit zu thun haben. Allein auf etwas muß man wohl Acht geben, als auf eine Sache, die nicht allein das Gleichgewicht wieder herstellet, sondern auch die Wagschale zum Vortheile der rechtschaffenen Leute neiget. Es besteht darin, daß, wann diese von löblichen Leidenschaften getrieben werden, und sie überzeuget sind, daß eine Sache alle ihre Sorgfalt und Bemühung verdiene, alsdann ihr Muth und ihre Standhaftigkeit den Muth und die Standhaftigkeit der Bösen unendlich überwieget. Alle unredliche Leute sind natürlicher Weise feig; nur die Hitze und Raserey unterstützen sie. Diese gewaltsame Stellung aber kan von keiner anhaltenden Dauer seyn, zumal wenn sie so starke Hinder-

nisse

nisse antrift als diejenigen sind, die ihr von der Klugheit und Weisheit entgegen gestellet werden. Alsdann ist aller Vortheil auf Seiten des ehrlichen Mannes; er geht mit einem sichern Schritte, nichts hält ihn auf, und alle Versuche des Lasters sind in Ansehung seiner, wie die Meereswellen, die braussend daher kommen, und sich am Fusse eines unbeweglichen Felsen brechen.

VIII. Brief.

Te quidem, ut scribis, ob hoc maxime delectat auguratus meus, quod *Marcus Tullius* augur fuit.

* * *

Was dir aber bey meinem Augurate am meisten Vergnügen machet, ist, wie du schreibest, dieses, daß Cicero Augur gewesen ist.

Plinius hatte so eben diese Bedienung erhalten, die auf den sonderbarsten Aberglauben gegründet ist, dem sich der menschliche Verstand jemals überlassen hat. Man kan indessen sagen, daß dieser Aberglauben mit zu dem Plane der römischen Staatsklugheit gehöret, und nicht wenig zum Wachsthume und zur Unterstützung dieser furchtbaren Macht beygetragen habe, welcher die ganze bekannte Welt lange Zeit unterworfen war. Seit den Kaisern hatten sich die Sachen geändert, und der Einfluß der Vorsteher des Gottesdienstes erstreckte sich nicht mehr bis zu den Staatsgeschäften. Indessen erhielt ihre Würde ihnen doch immer gewisse Vorrechte, deren eine erleuchtete Regirung diejenigen niemals berauben soll, die das Volk als Dollmetscher der Gott-

Gottheit anzusehen gewohnt ist. Es scheinet auch Plinius, ob er gleich zuvor Stellen, bey denen mehr wirkliches war, erhalten hatte, eine wahrhaftige Zufriedenheit über diejenige zu haben, die ihm hier ist ertheilet worden. „ Du freuest dich mit „ mir, sagt er zu seinem Freunde Arrian, über „ meine Beförderung zu der Würde eines Auguren, „ und du hast Recht. Es ist allezeit rühmlich, den „ Beyfall eines so weisen Fürsten, als der unserige „ ist, zu erhalten, sollte es auch bey den geringsten „ Gelegenheiten seyn. Uebrigens ist dieses Priesterthum nicht allein seines Alterthums wegen ehrwürdig, sondern es hat auch vor andern diesen „ Vorzug, daß es nicht eher als mit dem Leben aufhöret. Alle Priesterstellen, die ungefehr gleiche „ Vorrechte haben, können genommen werden, wie „ sie gegeben werden; die Gewalt des Glückes über „ diese aber geht nicht weiter, als sie zu geben. „ Was mir dieselbe noch angenehmer machet, ist „ dieses, daß ich dem Julius Frontinus, einem „ Manne von seltenen Verdiensten, nachgefolget „ bin. Seine Standhaftigkeit, mir verschiedene „ Jahre hindurch an dem Wahltage seine Stimme zu geben, schien anzuzeigen, daß ich sein Nachfolger seyn würde. Der Erfolg hat mit seinem „ Wunsche so wohl überein gestimmet, daß es kein „ blinder Zufall zu seyn scheinet. Was dir aber ... „ Denn du freuest dich, daß ich einem Mann in „ den Ehrenämtern nachfolge, dem ich in den Wissenschaften nachzueifern verlange. Und wollte der „ Himmel, daß, nachdem ich viel jünger als er, „ zum Consulate und Priesterthume gelanget bin, „ ich wenigstens in meinem Alter einen Theil von „ seiner Geschicklichkeit besitzen möchte! Allein was „ in den Händen der Menschen steht, ist wohl mir

» und vielen andern zu Theile geworden; was aber
» nur von den Göttern kan gegeben werden, das ist
» eben so schwer zu erlangen, als man es ohne Stolz
» nicht hoffen kan.

Man sieht hier, und überhaupt, bey dem Plinius eine besondere Aufmerksamkeit, alle Umstände, die ihm vortheilhaft sind, alles was den Werth seiner Vorzüge erheben kan, aufzulesen und geltend zu machen. Dieses ist insgemein eine Verrichtung, welche die Eitelkeit gerne übernimmt, weil sie der Grund davon ist; allein es kan solches auch von einem guten Charaktere, und aus einem lobwürdigen Grunde herkommen. Die Menschen überhaupt genommen, sind mit ihrem Schicksale unzufrieden, weil sie hochmüthig und ungerecht sind. Der Hochmuth beredet sie, daß sie nicht haben, was sie verdienen; und die Ungerechtigkeit machet, daß sie den Werth der Güter miskennen, deren sie geniessen. Es ist also diejenige Gemüthsfassung, welche machet, daß man fühlet wie fern man gut sey bedacht worden, und wie grosse Ursache man habe, mit seinem beschiedenen Theile zufrieden zu seyn, allerdings sehr schätzbar und liebenswürdig. Wenn man so denket, und dabey nur einen Blick auf so viele Leute thut, die mehr zu beklagen sind, als wir, wird es wenige Stellungen geben, deren Unannehmlichkeiten man sich nicht sollte erträglich machen und versüssen können. Allein man fängt es gerade verkehrt an. Man fühlet von seinem Stande nichts als die Dornen, und man richtet seinen Blick blos auf diejenigen, die ein besser Loos haben. Und dabey ist das Urtheil, welches wir über die uns besser scheinenden Umstände fällen, oft nur etwas eingebildetes. Wir haben es besser, als die, deren Schick-

sal wir beneiden; und wenn wir an ihrem Platze wären, würden wir uns gar bald wieder nach dem unsrigen sehnen.

Wir wollen hier nun noch weiter die Begierde des Plinius bemerken, sich nach dem Ciccro zu formen. Die Gleichheit der Bedienungen ist unter allen die kleineste, die zwischen zwoen Personen seyn kan, und man kan daraus nur einen sehr schwachen Schluß auf die Gleichheit der Gaben und der Verdienste ziehen. Plinius aber, wie er hier erkläret, hatte sich seit dem Anfange seines Laufes den Cicero zum Muster vorgesetzet; und er maß alles nach diesem Gegenstande ab, was nur einige Beziehung darauf haben konnte.

Man kan hierüber die Frage aufwerfen, ob es vortheilhaft sey, sich dergleichen Muster vorzustellen, und ob die daraus entstehende Beeiferung wirklich geschickt sey, den Fortgang des Nachahmers zu beschleunigen? Es gibt Gründe dafür und dagegen; ich halte aber die letztern für stärker. Die Nachahmung ist allemal eine geringere Rolle. Sie setzet eine genaue Gleichheit voraus, die nur unvollkommen zu bewirken steht; dabey legt sie der Natur desjenigen, der nachahmet, einen Zwang an, und bringt ihn zuweilen dahin, daß er sich Gewalt thut, daß er die Sache übertreibet, daß er das Ziel weit überschreitet. Es war Carl dem XII. höchst schädlich, daß er sich den Alexander in den Kopf gesetzet hatte, und in seine Fusstapfen tretten wollte.

Der beste Plan für einen Menschen, der in die Welt tritt, und hoffen kan, sich in derselben einiger maassen hervor zu thun, ist dieser, daß er alle Muster, die sich zu der von ihm ergriffenen Lebensart

schicken, aufmerksam betrachte, daß er mit sich selbst zu Rathe gehe, um die Eigenschaften, die er mit ihnen gemein hat, richtig und reiflich zu beurtheilen, und daß er sich nachgehends angelegen seyn lasse, diese Eigenschaften immer vollkommener zu machen, jede nach derjenigen Person, die ihm geschickt scheinet, die beste Anweisung, die nützlichsten Beyspiele an die Hand zu geben. Dennoch muß er sich aller sclavischen Nachahmung enthalten, und seinem Geiste Freyheit, Raum, und Wirksamkeit lassen; denn hierauf kömmt es an, um glücklichen Fortgang zu haben, und seiner Seits hinwiederum ein Muster zu werden. Und hiernach muß man hauptsächlich streben, weil nichts eindringender ist, als sein Leben unter dem elenden Haufen der Nachahmer zuzubringen. Man muß aber nicht durch Vergehungen dazu zu gelangen suchen, wie so viele berühmte Leute unsers Jahrhunderts thun, die, weil sie unglücklicher Weise zu einer Zeit kommen, wo schon alles gesagt ist, sich einbilden, daß sie nur die wunderlichsten Grillen zu Markte bringen dürften, um berechtiget zu seyn, ihnen diese Ueberschrift vorzusetzen:

Avia Pieridum peragro loca, nullius ante
Trita Solo.

IX. Brief.

Fecerat eum favorabilem renovata discriminum vetus fama, notumque periculi nomen, & in procero corpore moesta & squalida senectus.

* * *

Das erneuerte Andenken seiner vormaligen Widerwärtigkeiten, sein durch Gefahren bekanntgewordener Name, ein seinen sonst ansehnlichen Körper drückendes kummervolles Alter hatten ihm jedermanns Gewogenheit zugezogen.

Dieses ist der Schluß einer umständlichen Beschreibung, die **Plinius** in diesem langen Briefe seinem Freunde **Ursus** von dem Handel des **Junius Bassus**, eines durch seine Widerwärtigkeiten und Unglücksfälle berühmten Mannes, macht. Die letzte wider ihn angebrachte Klage war von besonderer Art. Er war Statthalter in **Bithynien** gewesen, und hatte Geschenke angenommen, welches durch die Gesetze verbothen war. Er gestund die Sache; allein es war solches nicht geschehen, um das Recht zu verkaufen, sondern es war ein Gewerb der Freundschaft und Freygebigkeit zwischen ihm und einigen Personen aus seiner Provinz, wozu die Aufrichtigkeit des **Bassus** ihn verleitet hatte, ohne die Folgen davon einzusehen.

Die Strenge des Gesetzes machte nichts desto weniger den Fall schwer, und setzte den **Plinius**, der seine Vertheidigung übernommen hatte, in Verlegenheit. „ Sollte ich, sagt er, meine Zuflucht „ zur Gnade nehmen? ich hätte dem Beklagten

„ das Schwert an die Kehle gesetzet. Man ist ein
„ Verbrecher, so bald man Gnade nöthig hat.
„ Sollte ich behaupten, daß seine Handlung un-
„ schuldig wäre? ohne ihn zu rechtfertigen hätte
„ ich mich beschimpfet. Ich glaubte, daß es nöthig
„ wäre, ich weis nicht was für einen Mittelweg
„ einzuschlagen, und ich meine, ihn gefunden zu
„ haben.

Man sieht aus diesem Briefe nicht, was dieß für ein Mittelweg gewesen sey; allein nachdem die Sache weitläufig war verhandelt worden, so theilten sich die Meinungen in zwo Hauptstimmen. Bebius Macer urtheilte, daß Bassus wider das Gesetz *de Repetundis* gehandelt habe; Cäpio hielt dafür, daß man, ohne die Ehre des Bassus anzutasten, eine Civilsache daraus machen, und sie an die ordentlichen Richter verweisen müsse. „ Beyde,
» fährt Plinius fort, hatten ohne Zweifel Recht.
» Wie ist dieses möglich, sagest du? Deswegen,
» weil Macer sich an den Buchstaben des Gesetzes
» hielt, und weil man, nach der Schärfe des Ge-
» setzes, welches Geschenke zu nehmen verbiethet,
» sich nicht entbrechen konnte, denjenigen zu verur-
» theilen, der welche genommen hatte. Cäpio
» hingegen, der sich versichert hielt, daß der Rath
» die Schärfe der Gesetze mindern und mehren kön-
» ne, wie er denn solches allerdings kan, glaubte
» das Recht zu haben, eine Uebertrettung zu ver-
» zeihen, die der Gebrauch eingeführet hatte.

» Des Cäpio Meinung behielt die Oberhand;
» man kam ihm so gar, so bald er sich nur aufrichtete,
» um zu reden, durch den Zuruf zuvor, der sonst
» nur zu erfolgen pfleget, wenn diejenigen, die ihre
» Stimme gegeben haben, sich wieder niedersetzen.

» Aus dem Beyfalle, der vor seiner Rede hergieng,
» kanst du denjenigen abnehmen, der auf dieselbe
» folgete. Indessen ist Rom nicht weniger als der
» Rath, über diese Sache getheilet. Einige be-
» schuldigen den Macer einer übelverstandenen
» Strenge; andere werfen dem Cäpio eine Nach-
» sicht vor, die gegen allen Wohlstand laufe . . . .
» Nachdem der Rath auseinander gegangen war,
» wurde Bassus von allen Seiten mit ausserorden-
» lichen Freudensbezeugungen und grossem Geschreye
» empfangen. Das erneuerte Andenken . . . .

Es ist gewiß, daß es Schicksale gibt, an denen man, ohne es zu wollen, besondern Antheil nimmt; und daß gewisse äusserliche Umstände, dergleichen die Gesichtsbildung und das Alter einer Person sind, diesen Antheil verdoppeln. Wann man zumalen einen Mann, der unter der Last der Jahre gebückt geht, und dem Ende seines Laufes nahe ist, in irgend einer grossen Gefahr sieht, so ist man, dafern seine Aufführung nichts ärgerliches und gehäßiges hat, geneigt, ihm verzeihliche Fehler zu gute zu halten, und ihn durch einen Trieb des Mitleidens los zu sprechen: so ich als eine Art der Rückkehr in sich selbst ansehe, indem man an die Begegnung denket, die man in eben solchem Falle zu erfahren wünschet.

X. Brief.

Neque enim minus apud nos honestas, quam apud alios necessitas valet.

* * *

Bey uns muß der Wohlstand eben so viel vermögen, als bey andern die Nothwendigkeit.

Hierdurch unterscheidet man wirklich Personen, die edle Empfindungen haben, und wissen, wie man leben muß, von denen, welche die Niederträchtigkeit beherrschet. Die letzteren halten sich an alle strenge Rechte, und würden in keinerley Rücksicht den mindesten Theil davon abtretten; sie können nicht begreifen, wie sie von gerechten und unstrittig gesetzmäßigen Dingen abstehen sollten. Edle Seelen hingegen verfahren nach erhabnern Grundsätzen, und kennen Wohlanständigkeiten, Rücksichten, Arten zu handeln, von denen der Pöbel keinen Begriff hat. An statt der Beweisthümer wollen wir das Beyspiel des **Plinius** in diesem Briefe anführen. Er schreibt folgender maassen an seinen Freund **Sabinus**.

„ Du meldest mir, daß **Sabina**, die uns zu
„ ihren Erben eingesetzet hat, in ihrem Testament
„ nirgends verordnet habe, daß **Modestus**, ihr
„ Sclav, frey seyn solle; daß sie ihm aber doch etwas
„ mit diesen Worten vermacht habe: dem Mode-
„ stus, dem ich schon die Freyheit gegeben ha-
„ be, vermache ich. Du willst hierüber meine
„ Meinung wissen? Ich habe mich deswegen bey
„ unsern Rechtsgelehrten befraget. Sie behaupten
„ alle, daß wir diesem Sclaven weder die Freyheit,

„ die

„ die ihm nicht ist gegeben worden, noch das Legat,
„ dessen der Sclav des Testatoren, und der sein
„ Sclav auch bleibet, nicht fähig ist, zu geben schul-
„ dig seyn. Ich aber zweifle nicht, Sabina habe
„ sich geirret; und ich bin versichert, daß wir schul-
„ dig sind, dasjenige zu thun, was wir thun wür-
„ den, wenn sie geschrieben hätte, was sie zu schrei-
„ ben glaubte. Ich halte mich versichert, du wer-
„ dest meiner Meinung seyn, du, der du dir angele-
„ gen seyn lässest, den Willen der Todten heilig zu
„ beobachten. Er muß würdigen Erben statt aller
„ Gesetze seyn, so bald sie ihn vernehmen können.
„ Bey uns muß der Wohlstand .... Modestus
„ mag also mit unserm guten Willen der Freyheit
„ geniessen, und sich seines Vermächtnisses freuen,
„ als ob die Erblasserinn alle Vorsichtigkeit, die das
„ Gesetz erfordert, gebrauchet hätte. Wer seine
„ Erben wohl wählet, der brauchet die beste Vor-
„ sicht.

Ein sehr geschicktes Beyspiel, die eigennützigen und zänkischen Erben zu beschämen, welche alle Syllben und Buchstaben eines Testamentes durchgrübeln, um etwas darin zu entdecken, das ihnen behülflich seyn könne, durch Verminderung des Theils ihrer Miterben den ihrigen zu vergrössern.

XI. Brief.

Quos tibi, fortuna, ludos facis? Facis enim ex Professoribus Senatores, ex Senatoribus Professores.

* * *

O Glück, was treibst du für Spiele? Du machst aus Schulmeistern Senatoren, aus Senatoren Schulmeister.

Sollte wohl Boileau hieraus den Gedanken dieser so bekannten Verse Sat. I. V. 63. 64. genommen haben?

Das poßirliche Glück kan in dieser eisernen Zeit,
Wann es will, aus einem Pedanten einen Duc und Pair machen.

Wie dem seyn mag, so ist die Erzehlung, die Plinius seinem Freunde Minutianus von der Lebensgeschichte eines Römers, mit Namen Licinianus, machet, sehr sonderbar, und verdienet hier eine Stelle.

» Hast du gehöret, (so fängt er seinen Brief an,)
» daß Lucinian in Sicilien die Redekunst lehret?
» Ich glaube schwerlich, daß du es weist, denn die
» Nachricht ist erst jetzo eingelaufen. Er war zuvor
» Prätor gewesen, und stund noch kürzlich unter un-
» sern geschicktesten Sachwaltern oben an. Welch
» ein Fall! Nun ist er aus einem Senator ein Ver-
» banneter, aus einem Redner ein Sprachmeister
» geworden. Er selbst nahm bey Eröfnung seiner
» Schule daher Anlaß, mit Nachdruck und Be-

» trübniß aus zu rufen: O Glück . . . . Ich
» finde in diesem Gedanken so viele Galle, so viele
» Bitterkeit, daß es mir vorkömmt, als ob er nur
» zu dem Ende den Lehrstand erwählet habe, da-
» mit er denselben anbringen könne. (*)

» Als er von seinem Lehrstuhle Besitz nahm, war
» er nach griechischer Art mit einem Mantel beklei-
» det, (denn die Verbanneten verlohren das Recht,
» ein Römisches Kleid (Toga) zu tragen.) Nach-
» dem er sich zurecht gestellet, und die Augen auf
» seine Kleidung geworfen hatte, sagte er: ich will
» lateinisch reden; und im Verfolg mischte er
» die traurigsten und beweglichsten Sachen in seine
» Rede.

» Ist es glaublich, daß er eine so grosse Gelehr-
» samkeit durch eine Blutschande verunehret habe?(**)
» Es ist wahr, daß er dieses Verbrechen eingestan-
» den hat; allein man weis noch nicht, ob die Furcht
» oder die Wahrheit ihm dieses Bekenntniß ausge-
» presset habe. Domitian wollte rasend werden,
» daß er sich von jedermann gehasset sah, und wuste
» nicht, an wen er sich halten sollte. Er hatte sich
» in den Kopf gesetzet, die Cornelia Maximilla,
» eine Vestaline, lebendig begraben zu lassen; und
» dieses aus dem närrischen Einfalle, sein Jahrhun-
» dert

(*) Diese Anmerkung ist sehr frostig, wenn es Scherz seyn soll; oder ganz falsch, wenn es damit ernstlich gemeynet ist.

(**) Warum nicht? War es zu des Plinius Zeiten seltener, als heutiges Tages, die gröste Geschicklichkeit mit den allerschlimmsten Sitten gepaaret zu sehen?

„ dert durch ein solches Exempel berühmt zu machen.
„ Als Pontifex Maximus, oder vielmehr als ein
„ grausamer Tyrann und als ein despotischer Herr,
„ berief er die übrigen Priester nicht in den Kaiser-
„ lichen Pallast, sondern in sein Albanisches Land-
„ haus. Hier erklärete er ohne alle Umstände, und
„ durch ein Verbrechen, welches grösser war, als
„ dasjenige, so er bestrafen wollte, diese unglückse-
„ lige Person der Blutschande schuldig, ohne sie
„ vorzuladen, ohne sie zu hören: er, der seines
„ Bruders Tochter durch Blutschande nicht nur um
„ die Ehre, sondern gar um das Leben gebracht hat-
„ te. Sie war Wittwe. Ihr Umgang hatte die
„ gewöhnlichen Folgen des Ehestandes. Sie wollte
„ ihnen vorkommen, und sie verbergen, welches sie
„ das Leben kostete.

„ Gleich nach diesem barbarischen Urtheile wi-
„ der die Cornelia, wurden die Priester zurück ge-
„ schicket, um es vollstrecken zu lassen. Sie schreyet,
„ hebt die Hände gen Himmel, ruft bald die Vesta,
„ bald die übrigen Götter an, und unter andern
„ Ausrufungen widerholete sie diese öfters: Was!
„ der Kaiser erkläret mich für eine Blutschän-
„ derinn, mich, über die er unter dem Opfern
„ gesieget, triumphiret hat! Man weis nicht
„ recht, ob sie durch diese Worte habe dem Kaiser
„ schmeicheln, oder seiner spotten wollen; ob das
„ Zeugniß ihres Gewissens, oder ihre Verachtung
„ für den Kaiser, ihr dieselben eingegeben habe.
„ Dieß ist gewiß, daß sie selbige immerfort bis an
„ den Ort ihrer Hinrichtung widerholet habe.

„ Sie langte daselbst an. Als unschuldig? ich
„ weis es nicht; sie war wenigstens als eine Ver-
„ brecherinn hingeführet worden. Wie sie in die

„ Gruft

» Gruft eingeschlossen werden sollte, und ihr Rock
» beym Hinuntersteigen hängen blieb, kehrte sie sich
» um, und machte ihn los. Der Scharfrichter
» wollte ihr dabey die Hand reichen; sie entsetzte sich
» aber davor, und wich zurück, gleichsam als könnte
» sie dieses Erbiethen nicht annehmen, ohne die Rei-
» nigkeit ihres keuschen Leibes zu beflecken. Sie
» vergaß bis an das Ende nichts von dem, was der
» strengste Wohlstand von ihr forderte;

und gebrauchte die gröste Sorgfalt, um züchtig zu fallen.

» Uebrigens, als Celer, ein römischer Ritter,
» den man der Cornelia zum Buhlen gab, auf dem
» Versammlungsplatze des Volkes öffentlich mit
» Ruthen gestrichen ward, konnte man niemals et-
» was anders von ihm herausbringen, als dieses:
» Was habe ich gethan? Ich habe nichts
» gethan. Man warf daher ohne Scheu dem
» Domitian die Grausamkeit und Ungerechtigkeit
» seines Urtheils vor, worüber er rasend werden
» wollte. Er fällt auf den Licinian, und läßt
» diesen anklagen, unter dem Vorwande, daß er ei-
» ner Freygelassenen der Cornelia auf einem seiner
» Güter heimlich Aufenthalt gegeben habe. Die-
» jenigen, die diese Sache trieben, gaben ihm vor-
» läufige Nachricht, daß nichts als ein Bekenntniß
» ihn erhalten, und ihm Gnade zuwege bringen
» könnte. Er that es. Senecio redete für ihn in
» seiner Abwesenheit, ungefehr in diesen Ausdrük-
» ken Homers: Patroklus ist todt. Denn er sag-
» te nichts als etwa dieses: Aus einem Advoca-
» ten bin ich ein Both geworden; Licinianus
» hat sich weg begeben. Dieß erweckte dem

„ Domitian so viel Vergnügen, daß seine Freude
„ ihn verrieth, und ihm die Worte entriß. Licinian
„ hat uns freygesprochen. Man muß, fügte
„ er hinzu, seiner Gutheit nicht weiter zusez-
„ zen. Er vergönnete ihm, von seinem Vermögen,
„ so viel er könnte, in Sicherheit zu bringen, ehe
„ dasselbe an den Meistbiethenden verkauft würde,
„ und wies ihm zu seiner Verbannung einen sehr
„ gemächlichen Ort an, um dadurch seine Gefällig-
„ keit zu belohnen. Der gütige Nerva hat ihn
„ nachgehends nach Sicilien bringen lassen. Hier
„ hält er nunmehr eine Schule, und rächet sich an
„ dem Glücke in den Vorreden zu seinen Lectionen.

Dieses Gemählde der Grausamkeiten Domitians erwecket einen wahren Schrecken. Wenn nicht Gründe genug vorhanden wären, die die Wege der Vorsehung hinlänglich rechtfertigten, so würde keine Schwierigkeit stärker in die Augen fallen, als diejenige, die von dem Schicksale so vieler Millionen Menschen hergenommen wird, welche so oft dem Eigensinne der närrischen Köpfe, den Gewaltthätigkeiten der boshaftigsten Seelen blos gestellet sind. Wie es auch mit dem Anfange und Ursprunge der bürgerlichen Gesellschaften beschaffen seyn mag, so können diejenigen, die sie errichtet haben, nimmermehr die Absicht gehabt haben, einzuwilligen, daß ihre Güter, ihre Freyheit, ihre Ehre, und ihr Leben das Spiel eines ehrlosen Tyrannen werden könnten.

Es ist aber hierbey ein wichtiger Unterschied zu machen. Er verdienet desto mehr Aufmerksamkeit, weil er des berühmten H. von Montesquieu seiner, in seinem *Esprit des Loix*, scheinet entgegen zu seyn. Er verwirft daselbst den Despotismus

gänz-

gänzlich, als eine unrechtmäßige und sündliche Regierungsform, und vermenget ihn durchgehends mit der Tyranney. Dieses ist ungegründet. Ein Despot kan nicht nur ein rechtmäßiger Herr seyn, weil die Menschen sich so weit, als sie es gut finden, ihrer Rechte begeben können, und weil sie, nachdem sie sich derselben begeben haben, demjenigen mit völligem Rechte zugehören, dem sie selbige übertragen haben; sondern er kan auch ein Herr seyn, unter dessen Herrschaft die Unterthanen das größte und sicherste Glück geniessen, dessen je eine Regierungsform fähig seyn kan. Dieses hat H. Kofod Ancher, Sr. Dänischen Maj. Geheimer Rath, und Professor der Rechtsgelahrtheit auf der hohen Schule zu Copenhagen, sehr gründlich erwiesen. Sein Werk (*) ist bestimmet, die Grundsätze des H. von Montesquieu in Ansehung des Despotismus aufs geziemendste zu widerlegen, und bey dieser Gelegenheit von einem despotischen Regimente, das wirklich vorhanden ist, oder um genauer zu reden, von der unumschränkten monarchischen Regirung in Dännemark, einen richtigen Begrlff zu geben. Alles was er saget, ist am Lichte einer gesunden Vernunft geläutert; allein man muß gestehen, daß seine Anmerkungen eine ungemeine Stärke von dem Vortheile erhalten, daß sie von einem Verfasser vorgetragen werden, der unter einem Monarchen lebet, welcher der weiseste und beste unter allen Despoten ist, in deren Händen sich die höchste Gewalt befunden hat; vielleicht der einzige Despot, der die un-

(*) Der Titel ist: *De indole Juris privati pro habitu Imperii Danico-Norvegici, libri duo.* Hafniæ, 1756. in 4to.

unumschränkte Gewalt beliebt gemacht, und ein Verlangen nach der und Dauer derselben erwecket hat. Wir entlehnen diese letzteren Ausdrücke von dem H. Freron, der sie in den Auszug der Reise nach Ägypten und Nubien, vom seel. H. Norden, gesetzet hat. Sieh *l'Année Litteraire*, Th. V. auf das Jahr 1756. S. 74.

XII. Brief.

Omnes enim, qui gloria famaque ducuntur, mirum in modum adsensio & laus, a minoribus etiam profecta, delectat.

* * *

Alle, die sich von der wahren Ehre leiten lassen, vergnügen sich am Beyfalle und Lobe, sollte es auch von Geringern herkommen.

Ja, in diesem heydnischen System, wo man bey allem nur auf das Urtheil der Menschen, und auf den eitlen Weyrauch ihres Beyfalles sah. Nicht als ob die Vernunft selbst nicht die Thorheit dieser Lobsucht, und die einigen Kennzeichen eines dauerhaften und verlangenswerthen Ruhmes entdekken könnte. Man kan diese Merkmale auf zwey Hauptpunkte zusammen ziehen. 1. Die Handlung, um derentwegen man gelobet wird, muß wirklich lobwürdig seyn: welches voraussetzet, daß man sie blos aus dem Beweggrunde der Tugend gethan habe, ohne an die Lobeserhebungen zu denken, die sie etwa zu Wege bringen könnte. 2. Diejenigen, die loben, müssen die Handlung verstehen, und sie um deswillen loben, weil sie wirklich lobenswerth ist; denn die

Un-

Unwissenheit oder Schmeicheley können für einen Mann, der denket, nur verächtliche Lobsprüche ertheilen.

Es fehlet viel, daß man, wenn man Lob suchet, oder welches erhält, alle diese Vorsicht gebrauche. Doch unsere Moralisten haben das beste, so hierüber gesagt werden kan, so oft gesagt, daß ich mich dabey nicht aufhalte. Wir wollen nur sehen, von welcher Art diejenige Handlung sey, die **Plinius** in diesem Briefe erhebet, und die ihn auf den Gedanken führet, den wir zum Texte dieser Anmerkung genommen haben.

Ein Rathsherr, Namens **Egnatius Marcellinus**, war als Quästor, oder Obereinnehmer, in eine Provinz gegangen. Sein Schreiber starb vor der Zeit, da er seine Besoldung hätte empfangen konnen. **Marcellin**, der diese Besoldung bereits in Empfang genommen hatte, um sie dem Rentschreiber zuzustellen, beschloß alsobald, dieselbe wieder herauszugeben. Nach seiner Zurückkunft fragte er bey dem Kaiser, und auf dessen Befehl, bey dem Rathe an, wohin er dieses Geld bezahlen sollte. Die Frage war von keiner Erheblichkeit; aber es war doch eine Frage. Auf der einen Seite machten die Erben, auf der andern die Vorsteher der Schatzkammer Anspruch darauf. Es wurde für beyde Theile gerichtlich verfahren. **Strabo** stimmte für die Schatzkammer; **Bebius Macer** für die Erben. Des **Strabo** Meinung drang durch.

Mir kömmt es vor, als ob in dem ganzen Verfahren des **Egnatius Marcellinus** viele unnütze Weitläufigkeit und Pralerey sey. Dem Anscheine nach würde es bey einem etwas weiten Gewissen

nur auf ihn angekommen seyn, sich dieses Geld zuzueignen; und man muß glauben, daß andere solches in dergleichen Falle thaten. Allein wenn er nicht das Recht dazu hatte, so ist es eben keine Heldenthat, daß er sich desselben enthalten hat. Es steht dahin, ob er dieses Geld nicht durch einen kürzern Weg an seinen rechtmäßigen Ort hätte bringen können; ich bin sehr geneigt, es zu glauben.

Wie dem seyn mag, so erschöpfet sich Plinius recht an Lobsprüchen, und lädt seinen Freund Arrian ein, die seinigen hinzuzufügen. Doch kan man sagen, daß er bey dem Schlusse seines Briefes seine Schwäche zeige, die allen denen gemein ist, welche so begierig auf den Ruhm waren. » Marcellin, sagt er, wird nie vernehmen können, daß » der Ruf von seiner That bis in das Land, wo du » bist, gedrungen sey, ohne sich zu freuen, daß sein » Namen einen solchen Weg gemacht hat. Denn » ich weis nicht, warum ein ausgebreiteter Ruhm » den Menschen lieber ist, als ein grosser Ruhm. « Ich weis es wohl; es kömmt daher, weil sie mehr Dünkel und Eitelkeit, als Vernunft und Tugend besitzen.

XIII. Brief.

XIII. Brief.

Educentur hic, qui hic nascuntur.

* * *

Hier, wo euere Kinder gebohren sind, sollen sie auch erzogen werden.

Plinius theilet dem Tacitus einen Entwurf mit, den er zum Besten seiner Geburtsstadt Novocomum gemacht hatte. Er wollte daselbst eine öffentliche Schule, eine Art von Universität gründen, welche die Comische Jugend der Mühe überheben könnte, des Studirens wegen anders wohin zu gehen. Wir wollen zuerst sehen, was er von der Gelegenheit sagt, die ihn auf diesen Gedanken gebracht hatte.

„ Als ich, sagt er, dieser Tagen in meinem Va-
„ terlande war, kam ein Knab, der Sohn eines
„ meiner Landsleute, zu mir, um mir seine Aufwar-
„ tung zu machen. Du studirest, sagte ich zu ihm?
„ Er antwortete mit Ja. Und wo denn? Zu
„ Meiland. Warum nicht hier? Sein Vater,
„ der bey ihm war, und ihn zu mir gebracht hatte,
„ nahm hierauf das Wort. Wir haben, sagte
„ er, allhier keine Lehrer. Und warum habt
„ ihr keine? Es sollte euch, ihr Väter allesamt,
„ (es waren eben viele Väter zugegen, die mich hö-
„ reten,) viel daran gelegen seyn, daß eure
„ Kinder hier unterwiesen würden. Wo
„ könnt ihr einen angenehmern Aufenthalt
„ für sie finden, als das Vaterland? Wo
„ können ihre Sitten sicherer gebildet werden,

» als unter den Augen ihrer Aeltern? Wo
» kan man sie mit geringern Kosten halten,
» als zu Hause? Wie hoch glaubet ihr, daß
» die Summe sich belaufen werde, um hier
» Professores zu halten? Wie viel müßte et-
» wa noch zu dem hinzu gesetzet werden, was
» euch eure Kinder in der Fremde kosten, wo
» die Reise, der Tisch, die Wohnung bezahlt,
» und alles gekauft werden muß; denn alles
» kostet Geld, wenn man in der Fremde ist.
» Ich, der ich noch keine Kinder habe, bin
» bereit, zum Besten unserer Stadt, die ich
» kindlich und väterlich liebe, den dritten
» Theil von der Summe zu geben, die ihr zu
» diesem Werke ausetzen werdet. Ich wür-
» de sie ganz übernehmen, wenn ich nicht be-
» fürchtete, es möchte, wenn niemand zu
» dieser Ausgabe etwas beytrüge, die bey
» Wählung der Lehrer nöthige Vorsichtig-
» keit bey Seite gesetzet werden, die Besetzung
» der Stellen blos nach Gunst geschehen, und
» dadurch meine Freygebigkeit ohne Nutzen
» bleiben. Ich sehe, daß dieses sich an vielen
» Orten zuträgt, wo Stiftungen zu Bezah-
» lung der Lehrer gemacht sind. Diesem
» Fehler kan durch dieses einzige Mittel vor-
» gebeuget werden, wenn allein den Aeltern
» das Recht der Wahl gelassen, und ihnen
» zugleich durch die Theilnehmung an den
» Kosten die Verbindlichkeit aufgeleget wird,
» richtig zu urtheilen, und vernünftig zu
» wählen. Denn diejenigen, die vielleicht
» mit fremdem Gute nachläßig verfahren,
» werden ohne Zweifel vorsichtig bey dem ih-
» rigen seyn, und sorgen, daß mein Geld nur

» würdigen Leuten zu Theil werde, wenn
» auch das ihrige dabey ist. Entschliesset und
» vereiniget euch demnach; laßt euch meine
» Gesinnung zur Reizung dienen; ich möchte
» gern, daß die Summe, die ich zu meinem
» Antheile geben soll, recht groß wäre. Ihr
» könnt nichts nützlicheres für euere Kinder,
» nichts angenehmers für euer Vaterland
» thun. Hier, wo euere Kinder . . . . .
» Gewöhnet sie von ihrer Kindheit an, den
» Ort ihrer Geburt zu lieben, und gerne da
» zu seyn. Möchte es euch doch gelingen, so
» berühmte Lehrmeister zu bekommen, daß
» künftig die jungen Leute aus den benach-
» barten Ländern sich hieher begeben, um et-
» was zu lernen! Dieß sagte ich zu ihnen.

Und ich setze hinzu, daß man über diese Sache nichts bessers sagen könne, indem es wenige Reden von dieser Kürze gibt, die mit wichtigern und gründlichern Anmerkungen angefüllet wären.

Es ist gewiß, daß aller Fortgang in der Erziehung fast einzig von der Wachsamkeit der Aeltern abhänget, vorausgesetzet, daß sie dabey einige Geschicklichkeit haben. Gebet euern Kindern so gute Lehrmeister, als ihr könnet; sparet keine Kosten bey ihnen: wenn ihr sie aus den Augen verliehret, und die Lehrer so wohl, als die Untergebenen merken, daß man nicht Acht auf sie hat, oder daß man ihnen nicht auf Schritte und Tritte nachgeht, so ist es etwas seltenes, wenn nicht Unordnungen daraus entstehen, unter welchen die Schläfrigkeit und der Mangel an anhaltendem Fleise die geringste ist, derjenigen Erfahrung zufolge, die ich in dem Erziehungs-

wesen erlanget habe, kan ich also diejenigen, denen an der Erziehung ihrer Kinder gelegen ist, nicht genug ermahnen, selbige so wenig, als möglich ist, aus dem Gesichte zu lassen, und dieses von ihren zartesten Jahren an, bis sie zu einer gewissen Reife gekommen sind, welche sich bey einigen früher, bey andern später einfindet.

Allein da findet sich nun die Unbequemlichkeit noch heutiges Tages, welcher **Plinius** auf eine so vernünftige und edelmüthige Weise abhelfen wollte. Die academischen Studien bringen es nothwendig mit sich, daß man sich von seinen Kindern trenne und entferne, wann sie bis dahin gekommen sind. Die Zahl der Städte, wo Universitäten sind, ist in Ansehung derer, die derselben ermangeln, sehr gering; und wenn überall ein **Plinius** wäre, so würde es nicht möglich seyn, seine lobwürdige Absichten zu unterstützen. Was soll man nun in dergleichen Noth thun? Wenn es wirklich eine ist, so muß sie statt eines Gesetzes dienen; und es bleibt nichts übrig, als daß man alle mögliche Vorsicht gebrauche, um genau zu erfahren, wie sich die uns zugehörigen Studenten aufführen, und um dem geringsten Hange zu Ausschweifungen abzuhelfen, ehe er gar zu gefährliche Wirkungen hervor gebracht hat. Man hat Väter, Mütter gesehen, die den Entschluß gefaßt haben, ihre Söhne auf Universitäten zu begleiten; und wenn man sich in Umständen befindet, die es erlauben, so ist dieses eine der vernünftigsten Entschliessungen, die man nehmen kan.

Ueberhaupt sind die academischen Studien der Erlernung der Wissenschaften nicht so vortheilhaft, und den Sitten weit nachtheiliger, als man glaubet.

bet. Es sey ferne von mir, die Geschicklichkeit und die Bemühungen einer Menge vortrefflicher Professoren, die die Zierde vieler hohen Schulen sind, verkleinern zu wollen! Allein kan man sagen, daß sie die größte Zahl ausmachen? Und ist nicht in den Lectionen der übrigen die Dunkelheit, das Gemeine, die Pedanterey, an statt der erforderlichen Geschicklichkeit? Was die Sitten betrift, so ist leicht abzunehmen, was man sich von einem Jünglinge versprechen könne, der nun glaubet, sein eigener Herr zu seyn, und der in eine Gesellschaft mit seines Gleichen tritt, wovon die meisten schon verderbet sind. Oefters erkaufet man das Verderben seiner Kinder mit gutem baaren Gelde, indem man beträchtliche Summen auf die Unterhaltung ihres academischen Lebens verwendet.

Man hat demnach hohe Ursache, wohl zu prüfen, ob eine wahre Nothwendigkeit vorhanden sey, seine Kinder also von sich zu lassen, und die Gefahr zu laufen, wovon jetzo ist geredet worden. Diese Nothwendigkeit findet sich nicht so oft, als man sich es einbildet. Ein junger Mensch, der eine gute Anleitung hat, (und er mag leicht in einer mäßigen Stadt wohnen, so findet er Leute, die ihm diese Anleitung geben können;) kan gar weit kommen, ohne in die Fremde zu gehen. Wenn mein Beyspiel etwas beweiset, so bin ich in diesem Falle gewesen. Ich hatte mir theils nach meinen eigenen Gedanken, theils nach dem Rathe erfahrner Personen einen Entwurf zu studiren gemacht, und durch treuliche Befolgung desselben die einem Diener am Worte GOttes nöthigen Wissenschaften so geschwind und mit so gutem Erfolge durchgelaufen, daß mir

diese Stelle vor meinem zwanzigsten Jahre anvertrauet werden konnte. Ich führe diese Dinge blos deswegen an, weil sie andern nützlich seyn, und wenigstens dem Verluste einiger köstlicher Jahre zuvorkommen können, die man glaubt auf die Besuchung der Universitäten verwenden zu müssen, in Fällen, (denn man muß immer gehörig unterscheiden,) wo diese Besuchung mehr Schaden, als Vortheil, nach sich ziehet.

Uebrigens wäre es nicht unmöglich, den Gedanken des Plinius ins Werk zu setzen. In allen Städten, wenigstens in den mittelmäßigsten, könnte man, ohne eine Universität zu stiften, durch einen freywilligen Beytrag der Hausväter eine gewisse Anzahl von Lehrmeistern, oder Professoren, herbeyziehen und besolden, die hinlänglich wäre, in den so genannten vier Facultäten Unterricht zu geben. Wenn man dem Rathe des Plinius folgte, so dürfte die Wahl dieser Lehrer auf würdigere Leute fallen, als diejenigen sind, die die meisten academischen Stellen bekleiden.

XIV. Brief.

XIV. Brief.

Accipies cum hac epistola hendecasyllabos nostros: quibus nos in vehiculo in balineo, inter cœnam oblectamus otium temporis.

* * *

Du wirst mit diesem Briefe kleine Verse erhalten, die ich in dem Wagen, im Bade, bey Tische, gemacht habe, um mich in meinen müßigen Stunden zu vergnügen.

Der Geist muß allerdings eine Veränderung haben; sonderlich ein mit ernsthaften Wissenschaften, oder sonst mit wichtigen Sachen beschäftigter Geist. Es gibt vielleicht niemanden von einem grossen Geiste, der nicht zuweilen den Einfall gehabt hätte, Verse zu machen; und wenn es einem darin glücket, so ist dieses in der That ein recht angenehmer Zeitvertreib. Indessen sind, wie ich glaube, zwey Dinge dabey zu bemerken. Eines, daß man sich in Ansehung der poetischen Gabe nicht irre, und daß man, wenn man weiter nichts als elend reimen kan, geschwind und auf immer darauf Verzicht thue. Das andere, daß man sich hüte, die Lust zur Dichterey zu keiner Leidenschaft werden zu lassen. Denn sonst ist es kein Zeitvertreib mehr; es ist eine mit einer Anstrengung des Geistes verknüpfte Arbeit, die unsere Kräfte erschöpfet, und uns von wesentlichen Beschäftigungen abziehet. Ich setzte gerne noch eine dritte Regel oder Rath hinzu, wenn ich nicht von der Vergeblichkeit desselben fast versichert wäre. Er ist dieser, daß man nicht suche, seine Verse an das Licht zu bringen und bekannt zu

machen, es sey denn, daß man sich nichts daraus mache, für verdrieslich, oder für lächerlich gehalten zu werden. Allein zum Unglücke ist dieses die Schwäche eines jeden schlechten Versmachers. Er will gelesen seyn, und es ist schon viel, wenn er nicht auf den Druck denket. Daher haben wir diesen Schwarm elender Dichter, von welchen der französische Parnaß immerzu überschwemmet wird. Die Nation überhaupt hat Witz, und sie will ihn sehen lassen; allein mit etwas mehr Urtheilskraft würde sie dessen weniger zeigen.

Man sieht gar wohl, daß **Plinius** eine gute Meinung von seinen Gedichten hatte. Er bedienet sich dieser kleinen Umschweife der bey allen Menschen, sonderlich aber bey den Dichtern, so erfindungsreichen Selbstliebe, um zu verstehen zu geben, daß er in seinen Versen Schönheiten angebracht habe, die ihnen Leser verschaffen könnten. » In diesen Früchten meiner müßigen Stunden, sagt er, scherze, » spiele, liebe, seufze, klage und zürne ich. Bald » mache ich einfältige, bald hohe Beschreibungen; » und durch diese Mannigfaltigkeit suche ich den verschiedenen Geschmack der Leser zu vergnügen: » manches dürfte auch Allen gefallen. Sollte dir » einiges etwas muthwillig scheinen, so wirst du » nach deiner Gelehrsamkeit dich erinnern, daß die » größten und ernsthaftesten Männer, die dergleichen geschrieben, nicht nur schlüpferige Sachen » gewählet, sondern auch alles mit dem rechten » Namen genennet haben. Diese Freyheit habe ich » mir nicht verstattet; nicht als ob ich strenger seyn » wollte, (denn warum?) sondern weil ich furchtsamer bin. Sonsten weis ich, daß die Regel für

» die-

» diese Art Gedichte ihre Richtigkeit habe, welche
» Catullus in diesen Versen ausgedrücket hat:

Züchtig sey des Dichters Herz;
Seinem Vers geziemt der Scherz:
Der erst schön und witzig klingt,
Wenn er frey und schlüpfrig singt.

Dieses gibt uns Anlaß über den Wohlstand in der Dichtkunst einige Anmerkungen zu machen. Es ist derselbe eine Eigenschaft, die ihr viel Ehre machet, und wodurch, wenn ich mich nicht irre, die französische Poesie sich hauptsächlich hervorgethan hat. Sie ist den Dank dafür vornehmlich dem Despreaux schuldig, dessen keusche Muse allen Unflath, der das Wasser der Hippokrene in einen rechten Schlamm verwandelte, von dem Parnasse verbannet hat. Man mache immerhin einen Unterschied unter den Sitten des Poeten, und unter seinen Versen: alle diese unzüchtigen Früchte kommen doch allemal aus dem Ueberflusse des Herzens her. Sie können zwar vielen Witz entdecken; aber sie verrathen immer noch mehreres Verderben. Denn, man irre sich nicht hierin! man kan gar wohl ein verderbtes Herz haben, ohne in eine wirkliche Lüderlichkeit zu verfallen, von welcher man durch tausend Ursachen kan zurückgehalten werden.

Ich halte also dafür, daß ein Dichter seine Gaben wahrhaftig beschimpfe, und allen Ruhm, den er durch Gedichte vom ersten Range etwa erlanget hat, beflecke, wenn er aus einem unzüchtigen, oder ruchlosen Tone singet. Verachtet man nicht, und zwar mit Rechte, in den Gesellschaften ehrlicher Leute diejenigen, die aus diesem Tone reden, und sich kein Gewissen machen, die Schranken der

Schaam

Schaam oder der Religion niederzureissen? Sollte die Gesellschaft der Autoren, die Republick, welche von Rechts wegen ein Ausschuß der Leute, die denken, seyn sollte, weniger Zärtlichkeit haben? Und sollte sie nicht einen jeden ihrer Mitbürger, so berühmt er auch sonsten seyn mag, seiner gelehrten Vorzüge verlustig erklären, wenn er eine Verachtung des Wohlstandes öffentlich zu Tage leget, und gött- und menschlichen Gesetzen Hohn spricht? Wie kan man sich doch durch den scheinbaren Namen der Toleranz verblenden lassen, wenn es auf die Handhabung dessen, so das heiligste ist, und auf die Ausrottung eines öffentlichen Uebels ankömmt? Man beschimpfet, man strafet den, der einem andern etwa eine Kleinigkeit stiehlt; und man lobet, man erhebet den Unglückseligen, der dem ganzen menschlichen Geschlechte die Begriffe zu rauben suchet, mit welchen seine Pflichten, die öffentliche Sicherheit, die gegenwärtige und zukünftige Glückseligkeit unzertrennlich verknüpfet sind. Wenn nicht die Menschen von Geschlechte zu Geschlechte schlimmer werden, so wird dasjenige Geschlecht, welches dergleichen Abscheulichkeiten ruhig duldet, bey den zukünftigen in keinem guten Gerüchte stehen.

XV. Brief.

XV. Brief.

In ea civitate, in qua omnia quasi ab occupantibus aguntur, quæ legitimum tempus expectant, non matura, sed sera sunt.

* * *

In einer Stadt, wo gleichsam alles nur für die ist, die am ersten zugreifen, geschieht das, womit man bis zur gesetzmäßigen Zeit wartet, nicht zeitig, sondern zu spät.

Dieß erwecket den Begriff von einem übel eingerichteten Staate, obgleich das römische Reich damals von einem der besten Herren regiret wurde, die es jemals gehabt hatte. Allein es war solches eine Folge von Misbräuchen, die durch die Länge der Zeit fast unheilbar geworden waren. Es war gleichsam zur Vorschrift geworden, daß man, eine Bedienung zu erhalten, um die Stimmen werben mußte; und die ehrlichsten Männer konnten sich nicht entbrechen, zu diesem Mittel zu greifen. Sie unterschieden sich nur dadurch, daß ihr Gesuch auf tüchtige Gründe und rechtmäßige Bewegursachen gebauet war. Uebrigens mußten sie allen Fleis, alle Wachsamkeit gebrauchen, so bey Sachen, wobey es aufs Laufen und Werben ankömmt, erfordert wird. Man kömmt in dergleichen Sachen nicht zu rechter Zeit, als wann man der erste ist. Es verhält sich damit wie im Kriege, wo der Erfolg einer Schlacht von einem oder dem andern Posten abhänget, dessen ein geschickter General sich vor dem Feinde zu bemeistern gewußt hat. Zwar treibt man unterweilen den andern heraus, und wird herausgetrie-

trieben; allein es ist doch allemal ein grosser Vorsprung, der erste zu seyn.

Alle Arten, die Bedienungen zu ertheilen und die Beförderungen einzurichten, haben ihre Unbequemlichkeiten. Obgleich diejenige, welche der Ordnung der Zeit, und der Länge der Dienste folget, die vernünftigste und billigste zu seyn scheinet, so können doch manchesmal höchstschädliche Folgen daraus entstehen, weil die ersten Stellen solchen Leuten in die Hände fallen, die in den niedern Bedienungen alt geworden sind, deren Fähigkeit jederzeit sehr eingeschränket gewesen ist, und bey denen das Alter diejenige, die sie etwa gehabt haben, geschwächet hat. Blos ein erleuchteter Monarch kan hier die nöthige richtige Mittelstrasse halten, um alte Diener nicht um eine Belohnung, zu welcher sie sich natürlicher Weise Hoffnung machen müssen, zu bringen, und die Führung wichtiger Geschäffte keinen ungeschickten oder zitternden Händen anzuvertrauen. Die Werbungen fallen weg unter einem solchen Fürsten; und dieß ist einer von den grossen

Vortheilen der auch despotischen Monarchie.

XVI. Brief.

XVI. Brief.

Sunt qui audiant; sunt qui legant; nos modo dignum aliquid auribus, dignum chartis elaboremus.

* * *

Es fehlet nicht an Zuhörern, nicht an Lesern; lasset uns nur dafür sorgen, daß es nicht an guten Reden, an guten Büchern fehle.

Es gibt Redner, die ihre Zuhörer zu sehr verachten; es gibt Schriftsteller, die für das Publicum nicht genug Achtung haben. Sie gründen sich auf den guten Erfolg, den mittelmäßige Reden und Bücher von je her gehabt haben. Was die Redner betrift, so betrüget gemeiniglich ihr Vortrag, und gibt sehr seichten Sachen einigen Werth. In Ansehung der Werke muß man die Orte unterscheiden, wo sie zum Vorscheine kommen.

Manches Buch wird in der Hauptstadt so gleich unter die Bank gestecket, welches in den Provinzen mit Lust oder Bewunderung gelesen wird. Werke, die auf besondere Umstände gemacht sind, haben auch groſſen Abgang; allein dieser Abgang nimmt mit den Umständen ein End, es wäre denn, daß eine Schrift etwa eine vorzügliche Stärke hätte. Unter der entsetzlichen Menge Schriften, die die Wuth der Ligue ausgebrütet hat, liest man nur noch die *Satyre Menippée*. Es gibt ungeheuere Sammlungen von Factums, von Spott- und Schmähschriften wider den Cardinal Mazarin; niemand sieht sie an.

Was aber die Werke anlanget, die von allgemeinen Materien, und welche für alle Zeiten sind, handeln, so fällt zwar die Welt gar bald ein der Wahrheit gemässes Urtheil über dieselben; indessen gibt es doch zuweilen Bücher, die grosses Glück machen, ohne daß man die Ursache davon einsehen könnte. Mir fällt eins bey, welches viele Leser und Auflagen gehabt hat. Es ist dieses der Tractat vom wahren Verdienste, (*Traité du vrai merite,*) so gleichwohl ein schlechtes Werk, eine unausgearbeitete Sammlung, ein langweiliges und verdriessliches Geschwätz ist.

Es ist heutiges Tages nicht mehr Zeit, den Schwarm der Autoren, der immer grösser werden muß, zu erinnern, Achtung für die Welt zu tragen; die allermeisten von denen, die die Feder ergreifen, denken hieran am wenigsten. So viel ist immer gewiß, daß die Zahl der Kenner weit grösser ist, als man glaubet: wenn man durch Kenner nicht einen Kunstrichter, der nach Regeln urtheilet, und eine gründliche Kenntniß hat, sondern bloshin einen Menschen versteht, der ein richtiges Gefühl hat, der nach dem Eindrucke urtheilet, den eine Rede oder ein Buch bey ihm machet, und der in Gefolg dieses Eindruckes das Recht hat, seine Meinung zu sagen, ob er gleich keinen Grund davon angeben kan. Diese Gattung von Kennern macht den gröβten Haufen der Zuhörer und der Leser aus; und wenn man auf die Wirkung Acht gibt, die die Sachen, die man ihm vorstellet, bey ihm hervorbringen, so sieht man, daß ihm das Gute gefällt, und das Schlechte misfällt, und dieses vermöge eines gewissen angebohrnen Vermögens. Das Wahre und Gute ist wesentlich in dem Menschen: er erken-

net

net es immer, und findet Belieben daran, wenn man es ihm in einem gewissen Grade der Deutlichkeit vorstellet. Nur eine grosse Dummheit oder Verderbniß nehmen ihm dieses Vermögen zu denken und zu fühlen, welches gleichwohl öfters noch durch alle Hindernisse durchdringet: so stark ist die Natur.

Es wird daher ein Schriftsteller, der für sich und für andere Achtung hat, nichts versäumen, um nach dem Geschmacke der vernünftigen und unpartheyischen Welt zu seyn; und wenn er es nicht thut, so wird er es über kurz oder lang durch den Fall seiner Schriften empfinden. Ein Redner wird nach Beschaffenheit der Zuhörer ab- und zuzugeben wissen; wie aber auch die Zuhörer seyn mögen, wird er ihnen doch nichts schlechtes und falsches vorsagen, als ob dieses gut genug für sie wäre. Hauptsächlich aber soll ein geistlicher Redner, ein Mann, der die hohen Wahrheiten der Religion vorträgt, nicht anders öffentlich auftretten, als durchdrungen von der Wichtigkeit dessen, so er sagen will, und voller Begierde, die andern eben so zu rühren.

Lasset uns noch einen Augenblick auf den Plinius zurück kommen. Er gibt seinem Freunde Valerius Paulinus mit unendlicher Selbstgefälligkeit Nachricht von einem ohnlängst gehabten Vergnügen, welches für einen Redner, der nur einiger Maassen eitel ist, mit keinem Gelde bezahlet werden kan. Der Nachdruck, womit er es ankündiget, ist fast lächerlich. Die ganze Welt soll Theil daran nehmen. » Freue dich, sagt er, für dich, für mich,
» für unser ganzes Jahrhundert. Man liebet noch
» die Wissenschaften. Dieser Tagen mußte ich vor
» den Centumvirn reden. Ich erschien; allein

» das Gedräng war so groß, daß ich keinen Weg
» zu dem Stande der Advocaten finden konnte, als
» mitten durch den Platz, wo die Richter sitzen.
» Es war ein vornehmer Jüngling da, dem der
» Rock zerrissen ward, wie es im Gedränge zu ge-
» hen pfleget. Gleichwohl blieb er in seinem Un-
» terkleide sieben ganzer Stunden stehen; denn so
» lange habe ich mit vieler Bemühung, und mit
» noch mehrerem Fortgange geredet. «

Dieses erinnert mich an den Einfall des Scuderi, welcher verlangte, daß man den Werth seiner und des Corneille Schauspiele nach der Zahl der bey derselben Vorstellung erdrückten Thürhüter beurtheilen sollte. Indessen muß man gestehen, daß eine siebenstündige Gedult bey Zuhörern etwas vieles ist.

* * * * * * * * * * * * * * * * *

XVII. Brief.

Quod admones, gratias ago: quod rogas, queror.

* * *

Ich danke für die Benachrichtigung, beschwere mich aber, daß du mich bittest.

Gallus hatte den Plinius Nachricht gegeben, daß C. Cäcilius, designirter Consul, ein Urtheil wider die Corellia vollstrecken wollte, die nicht zu Rom war; und er bittet ihn, sie zu vertheidigen. Hierüber fügt Plinius unmittelbar die Worte hinzu, die man gelesen hat. Er führet hernach die Gründe an, die ihn auf das stärkeste antrieben, die Vertheidigung der Corellia zu übernehmen.

Man

Man kan sie als eine Zugabe zu dem schönen zwölften Briefe des ersten Buches ansehen, der den Bericht von dem freywilligen Tode des Corellius Rufus enthält. Plinius setzet hier neue Züge zu dem Lobe dieses vornehmen Römers hinzu; er zeiget neue Quellen der Ergebenheit an, die er für desselben Person gehabt hatte, und die er noch für sein Andenken erhält. Alles dieses verdienet einen Platz in dieser Anmerkung.

» Soll ich mich bedenken, rufet Plinius aus,
» mich für die Tochter des Corellius zu erklären?
» Es ist wahr, daß ich mit dem, gegen welchen ich an-
» gehen soll, ob zwar nicht in der engesten Vertrau-
» lichkeit, doch in der Verbindung einer gewöhnlichen
» Freundschaft stehe. Es ist wahr, daß man grosse
» Achtung für ihn hat, und daß die Stelle, zu welcher
» er bestimmet ist, desto mehr Rücksicht von mir er-
» fordert, als ich selbst die Ehre gehabt habe, sie zu
» bekleiden. Denn es ist natürlich, daß man, so viel
» es thunlich ist, den guten Begriff von den Würden,
» die man gehabt hat, zu vermehren suche. Allein
» alle diese Gründe verschwinden, so bald ich bedenke, daß es auf die Tochter des Corellius ankömmt. Dieser grosse Mann, der niemanden
» seiner Zeit an Ansehen, an Redlichkeit und an
» Verstande etwas nachgegeben hat, schwebet mir
» noch beständig vor Augen. Die Bewunderung,
» welche seine Verdienste mir eingeflösset hatten,
» brachte meine Ergebenheit für ihn hervor; und es
» geschah wider die Gewohnheit, daß ich ihn nie so
» sehr bewunderte, als da ich ihn von Grunde aus
» kennen lernete. Man konnte ihn nicht näher
» kennen. Er hatte für mich kein Geheimniß. Er
» theilete seine Lustbarkeiten, seine Geschäfte, seine

» Freude, sein Leid mit mir. Ich war noch ganz
» jung, und dennoch hatte er für mich nicht nur
» Achtung, sondern ich darf wohl sagen, eben so
» viele Ehrerbiethigkeit, als wie für einen Mann
» von seinem Alter. Ich habe mich zu keiner Be-
» dienung gemeldet, daß er nicht mein Fürsprecher
» und mein Bürgen gewesen wäre. Ich habe von
» keiner Besitz genommen, daß er mich nicht geführ-
» ret, nicht begleitet hätte. Ich habe keine ver-
» waltet als nach seinem Rathe, und mit seiner
» Hülfe. Mit einem Worte, so oft es auf meinen
» Nutzen ankam, war er bey aller seiner Gebrech-
» lichkeit und Schwachheit so geschäftig, als ob er
» ein junger starker Mann wäre. Was hat er
» nicht zu meinem Ansehen theils zu Hause, theils
» in dem Staate, theils selbst auch bey Hofe bey-
» getragen? Einstens fiel bey dem Kaiser Nerva
» die Rede auf die wohlgerathenen Jünglinge; und
» die meisten lobeten mich. Corellius hielt an-
» fänglich an sich, welches seinen Worten ein neu-
» es Gewicht gab. Drauf sagte er mit der ihm ge-
» wöhnlichen Ernsthaftigkeit: was mich betrift,
» so muß ich den Secundus mit einiger Mäs-
» sigung loben, denn er thut nichts ohne mei-
» nen Rath. Dieß war ein grösserer Ruhm für
» mich, als ich hoffen durfte. Er gab zu verste-
» hen, daß meine Schritte unter einem so guten
» Führer nicht anders als sicher seyn könnten. End-
» lich als er starb, sagte er seiner Tochter, die sol-
» ches öfters widerholet, zum Abschiede: Ich ha-
» be dir während meines langen Lebens viele
» Freunde gemacht; aber rechne auf keinen
» als auf den Plinius und den Comutus. Ich
» kan mich dessen nicht erinnern, ohne die Schul-
» digkeit zu begreifen, die mir oblieget, so zu han-
» deln,

» deln, damit es nicht scheine, als ob ein Mann, » dessen Urtheilskraft so richtig war, sich in dem » auf mich gesetzten Vertrauen geirret habe. Ich » bin daher bereit, mich der Corellia mit dem er- » denklichsten Eifer anzunehmen, und ihr zum Be- » sten die größte Feindschaft auf mich zu laden. «

Dieses sind gewiß sehr schöne Muster, nachahmungswürdige Beyspiele. Die heydnische Tugend zeiget sich hier in dem schönsten Lichte, dessen sie fähig ist; und so tief sie unter der christlichen Tugend in Ansehung der Grundsätze steht, so sehr beschämet sie dieselbe, oder wenigstens diejenigen, die sie bekennen sollten, wenn man sie von der Seite der Wirkungen betrachtet.

Die Verbindung des Plinius mit dem Corellius, und nach seinem Tode, mit seinem Hause, hat alles, was sie verehrungswürdig machen kan. Nichts kömmt der Verbindlichkeit gleich, die Plinius gegen seinen vornehmen verstorbenen Freund hatte. Ein junger Mensch, der in die Welt tritt, kan solches nicht glücklicher thun, als wann er einen bejahrten, erfahrnen, und weisen Mann antrifft, der sich die Mühe nehmen will, seine ersten Schritte zu ordnen, ihn gewisser Maassen in die Gesellschaft einzuführen, ihn vor so vielen Verirrungen zu bewahren, die nicht selten diejenigen, welche das Feuer der Jugend und der Leidenschaften dahin reisset, auf immer verderben, ihn bey Gelegenheiten, wo man, um sein Glück zu machen, Freunde haben muß, zu empfehlen, mit einem Worte ihn zu bilden wie Mentor den Telemach.

Allein es ist rar, Personen von Jahren, und die bey der Welt in einem gewissen Ansehen stehen,

zu finden, die geneigt wären, die Mühe und Sorgfalt zu übernehmen, welche Corellius sich für den Plinius gab. Man giebt sich zwar gerne das Ansehen eines Patronen; allein dieses zwecket nicht leicht zu etwas anders ab, als um die hohe Mine davon anzunehmen, oder etwa einen Dienst aus Eitelkeit zu leisten, ohne daß die Bemühung für das Beste der Personen, die man sich also von ungefehr verbindlich gemacht hat, von gehöriger Dauer und Beständigkeit wäre. Ein jeder lebet für sich; Man sorget für seine Sachen, schränket sich auf seine Familie ein, und hält alle Schritte für verlohren, die man für einen andern thun würde. Man saget kaltsinnig: Dieses geht mich nichts an, ich sehe keinen Grund, warum ich dem und dem, der gerne möchte, daß ich mich für ihn bemühete, dienen, oder ihn recommandiren sollte.

Was! die Menschlichkeit, die Liebe zum gemeinen Besten, die Gesinnungen, die vernünftige Wesen, welche bestimmet sind, eine und eben dieselbe Gesellschaft auszumachen, einander schuldig sind, alles dieses ist nichts, dieß sind keine giltige Ursachen, keine hinlängliche Beweggründe, sich aus dieser wahrhaftigen Schlafsucht zu erwecken, in der man sich befindet, so bald die Selbstliebe und der Eigennutz uns nicht in Bewegung setzen? Ich kenne keinen schönern Charakter, als den von einem aufrichtig dienstfertigen Menschen, und der sonderlich aus Liebe für das Schicksal junger Leute sie dergestalt leitet und unterstützet, daß sie zu einigem gutem Zwekke gelangen. Würde gleich auch zuweilen sein gutes Zutrauen hintergangen, so ist es doch immer besser, daß er bey einigen wenigen Gelegenheiten seine Gutheit übel anlege, als bey vielen andern, wo sie

so nützlich ist, die Quelle derselben gänzlich zu verstopfen.

Sind aber, wie ich gleich Anfangs bemerket habe, die Corelle so selten, so sind es die Plinius noch mehr. Man findet mehr reife Leute, die geneigt sind, denen, welche ihr Probjahr in der Welt halten, guten Rath zu geben und erspriesliche Dienste zu leisten, als man unter diesen solche antrifft, die den Vorsatz haben, das, was man ihnen saget, anzuhören und zu befolgen, sich um die Freundschaft und das Vertrauen der Personen zu bewerben, die ihnen wahrhaftig nützlich seyn könnten, und sich gegen ihre guten Absichten so zu betragen, daß sie in selbigen befestiget, und unveränderlich werden. Der Dünkel leitet insgemein die ersten Schritte der Jugend, sonderlich wann einige Gaben ihr Fortgang und Beyfall verschaffet haben. Gleich schwindelt der Kopf, das Herz blähet sich, man glaubet, das *non plus ultra* der Weisheit und des Ruhms erreichet zu haben; und das lächerliche Betragen, so durch diese Einbildung gewirket wird, verderbet einen jungen Menschen völlig, der anfänglich die gröste Hoffnung von sich erwecket hatte. Ein Mann, der Einsicht und Erfahrung hat, kan leicht bemerken, mit was für Sorgfalt ein einbildischer Jüngling alle Gelegenheiten vermeidet, wo er einen guten Rath erhalten könnte, den er eben so sehr fürchtet, als er nach demselben begierig seyn sollte. Wann er bey Leuten ist, die schon lange im Besitze sind, ihm welchen zu geben, und die fortfahren, sich ihrer wohlhergebrachten Rechte zu bedienen, so entdecket man die Verlegenheit, den Zwang, ja gar den Verdruß und Unwillen, so ihm die vernünftigsten und nützlichsten Vorstellungen verursachen. Man muß be-

kennen, daß diese fast durchgängige Gemüthsart unter den jungen Leuten, diejenigen sehr zurück hält und abschrecket, die ihnen dergleichen Dienste erzeigen wollten und könnten. Sie mögen nicht gerne Gefahr laufen, von närrischen Köpfen übel angelassen zu werden.

Dagegen aber kan ein junger Mensch, der vortrefliche Gaben hat, und dieselbe durch Freundlichkeit, durch Bescheidenheit, durch das Verlangen, sich vollkommener zu machen, und durch eine Begierde nach allen Mitteln, die etwas dazu beytragen können, erhöhet; ein solcher Phönix, sage ich, kan nicht genug aufgemuntert, unterstützet, und in seinem Laufe gefordert werden. Man soll ihm alle mögliche Gelegenheiten verschaffen, daß er von seiner Fähigkeit Proben geben, und die Früchte davon einärnten könne. Nur muß man aufmerksam seyn, ihn durch schädliche Lobeserhebungen nicht zu verderben, und ihn immer merken lassen, daß er nur in so fern schätzbar seyn könne, als er bescheiden seyn werde. Sich dergleichen Personen verbindlich machen, heiset sich Söhne erwerben, die mit uns enger verknüpfet sind, als diejenigen, die wir der Natur zu danken haben. Man versichert sich dadurch Herzen, in denen man noch nach dem Tode leben wird, und die unsern Familien das Gute reichlich wieder erstatten werden, so sie von uns empfangen haben.

Dieses hier ist auch einer von den Punkten, in dessen Ansehung die Gesinnungen und Sitten der Welt sehr vom rechten Pfade abgekommen zu seyn scheinen. Man weis nicht leicht, was diese Erbfreundschaft sey, die von einem Geschlechte auf das andere fortgepflanzet wird, und die eines von den

köstlichsten

köstlichsten Erbstücken ist, so die Aeltern ihren Kindern hinterlassen. Ohne Zweifel kömmt solches daher, weil die Freundschaften selbst noch bey Lebzeiten derer, zwischen welchen sie obwalten, nicht von dem Gehalte sind, wie sie seyn sollten. Es sind blos gesellschaftliche oder eigennützige Verbindungen; Wann sie aufhören, so höret alles mit ihnen auf; und die Familie eines Verstorbenen, welche sich an seine gewesenen Freunde wendet, findet selbige in Ansehung seiner eben so fremd, als ob sie ihn niemals gekennet hätten.

❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀

XVIII. Brief.

In deterius tamen accidit hoc: primum imbecillitate ingenii mei, deinde inopia, ac potius, ut *Lucretius* ait, egestate patrii sermonis.

* * *

Sie haben in der Uebersetzung viel verlohren; erstens weil ich nicht Witz genug habe, und dann wegen der Unzulänglichkeit, oder, wie Lukrez saget, wegen der Armuth unserer Muttersprache.

Die Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten der Uebersetzungen sind von geschickten Uebersetzern, in den Vorreden zu ihren übersetzten Werken, sehr gut entwickelt worden. Man hat besonders die Frage gründlich abgehandelt: Ob die Verse in Versen oder in Prose zu übersetzen seyn? Es ist nicht wohl möglich ein Gedicht für die Uebersetzung eines andern Gedichtes zu halten. Man müßte zween Menschen voraussetzen, deren vollkommen gleiche Begeisterung einem jeden einerley Gedanken mit einerley Wendungen eingäbe, so daß zu-

gleich der Eigenschaft zwoer verschiedener Sprachen kein Eintrag geschähe, und die Regeln der Dichtkunst, die in diesen Sprachen auch noch verschieden sind, genau beobachtet würden. Dieser Grad der Uebereinstimmung ist unmöglich. Segrais ist nicht Virgil; Brebeuf ist nicht Lucan: obgleich beyde sehr schätzbare Uebersetzer sind.

Eigentlich zu reden gibt es vielleicht keine Uebersetzungen als die, da Prose in Prose übersetzet wird; und auch hier giebt es niemals Uebersetzungen, wenn es auf gewisse Werke von einer eigenthümlichen Wendung, von einer höchst nachdrücklichen Kürze ankommt. Es sind alsdann nur Umschreibungen. Dergleichen sind Sallust und Tacitus, besonders der letztere. Eben dieses muß man auch vom Seneca sagen, an den sich noch keiner von unsern neuern guten Uebersetzern gewaget hat. Seine scharfsinnigen Gedanken, seine Stacheln werden ganz stumpf, wann man sie handthieren, und einer andern Sprache gerecht machen will. Nun so drücke man denn die Gedanken solcher Autoren in einer ihnen fremden Sprache überhaupt und beyläufig aus; Man bilde sich aber nach verrichteter Arbeit nicht ein, daß man übersetzet habe, und wer diese Uebersetzungen liest, der sehe sich vor, daß er nicht meyne, er verstehe die Autoren und könne sich einen richtigen Begriff von ihren Schriften machen.

Dieß ist ein Vortheil, den diejenigen beständig entbehren müssen, die die Urschriften nicht verstehen. Personen von einigem gutem Herkommen, die sich für die ganze Zeit ihres Lebens ein recht grosses Vergnügen verschaffen wollen, müssen so viel Latein, als zu Lesung der guten Autoren gehöret, frühzeitig zu erlernen und sorgfältig zu erhalten suchen. Die ge-

ringe Mühe, die dieses sie kosten wird, ist mit dem Vergnügen, so sie daraus schöpffen werden, in keine Vergleichung zu setzen. Es ist schlecht, ja niederträchtig und schimpflich gedacht, so wohl von Seiten der Aeltern, die junge Leute erziehen, als von Seiten derer, die erzogen werden, wann man saget: das Latein ist in dem und dem Berufe von keinem Nutzen; es wäre ein Zeitverlust, dasselbe zu lernen. Die vergebliche Reue beweiset zu spät das Gegentheil. lasset uns aber wieder auf die Uebersetzungen kommen.

Diejenigen, die aus gebundener in ungebundene Schreibart gemacht werden, können, auch wenn sie auf dem höchsten Grade der Vollkommenheit sind, mit Versen verglichen werden, denen man das Sylbenmaas nimmt. Nun weis man aber, wie sehr, wenn man dieses an den schönsten Versen unserer grossen Dichter probiret, dieselben dadurch geschwächet und um ihre Hauptschönheiten gebracht werden. Man nehme alle Aeneiden in französischer Prose. Blos das günstige Vorurtheil, so man für den Virgil hat, wird machen, daß man sie für schön hält, und daß man im Lesen die Aufmerksamkeit nicht verliehret.

Lasset uns hieraus schliessen, daß Plinius mit Rechte befürchtete, er möchte die Poesien seines Freundes Antonius mit seiner Uebersetzung aus dem Griechischen in das Lateinische, und in Verse, verderbet haben. Er spricht als ein Mann, der die Schwierigkeiten des Unternehmens gefühlet hat; ob er gleich sich einbildet, sie gutes Theils überwunden zu haben. Es ist wahr, daß von Sinngedichten die Rede ist; und wenn es irgend eine Gattung gibt, wo man die zuvor angezeigten Unbequemlich-

keiten

keiten vermeiden kan, so sind solches kurze Stücke, dergleichen die Epigrammata sind. Wie es hierbey nicht auf ein anhaltendes Feuer, sondern nur auf eine fliegende Hitze ankömmt, so kan man sie zuweilen glücklich erreichen und ausdrücken. Ueberhaupt kan ein Fragment, ein Stück aus einem Poeten, von einem Dichter auf einen andern, und aus einer Sprache in eine andere kommen, ohne etwas von seinen Schönheiten zu verliehren. Auf solche Art hat Despreaux seine Poesien mit so vielen glücklichen Nachahmungen der Alten angefüllet; und wie er alle Geschicklichkeit fühlte, die er in diesem Betrachte hatte, so nannte er dieses mit den Urschriften kämpfen. Allein er würde diesen Wettkampf in einer anhaltenden Uebersetzung nicht ausgedauert haben. Es hat wenig gefehlet, daß des La Motte Ruhm durch seine erbärmliche und fast abscheuliche Iliade gänzlich zu Grunde gegangen wäre.

XIX. Brief.

Certatim ergo tibi gratias agimus: ego quod illam mihi: illa quod me sibi dederis, quasi invicem elegeris.

* * *

Wir danken dir in die Wette: ich, daß du sie mir, sie, daß du mich ihr gegeben, und gleichsam eines für das andere ausgelesen hast.

Hier sind die ersten Merkmale der ehelichen Liebe in des Plinius Briefen. Die Materie ist zu anziehend, (denn man kan diejenigen nicht genug verachten, die das vornehmste und süsseste Band der Gesellschaft verachten) als daß wir uns mit unsern Betrachtungen nicht ein wenig dabey verweilen sollten.

ten. Wir wollen gleich sehen, in was für Ausdrücken Plinius an die Hispulla, die Tante von seiner Frau, von deren Hand er sie bekommen zu haben scheinet, schreibe, und wie er derselben ihre Vereinigung abmale. Diese Beschreibung ist gewiß geschickt, das lebhafteste Verlangen nach dem Genusse einer gleichen Glückseligkeit zu erwecken: wenn nicht die Seltenheit derselben eine sehr bekümmernde, und wenn ich so sagen mag, sehr hemmende Betrachtung für diejenigen wäre, die geneigt seyn möchten, darnach zu trachten. Doch lasset uns den Plinius hören.

» Wie ich versichert bin, sagt er der Hispulla,
» daß du daß beste Gemüth hast, daß du deinen
» Bruder eben so sehr geliebet hast, als er dich,
» und daß seine Tochter in dir nicht allein die
» Freundschaft einer Tante, sondern auch alle Zärt-
» lichkeit des ihr entrissenen Vaters gefunden hat;
» so will ich dir etwas melden, das dir eine rechte
» Freude machen wird. Deine Nichte schlägt
» nicht aus der Art. Täglich zeiget sie, daß sie ih-
» res Vaters, ihres Großvaters, und deiner wür-
» dig sey. Sie ist überaus vernünftig und einge-
» zogen, und hat viele Zärtlichkeit für mich: wel-
» ches ein sicherer Beweis ihrer Tugend ist. Uebri-
» gens liebet sie die Wissenschaften; und dieses aus
» Begierde, mir zu gefallen. Sie hat beständig
» meine Schriften in Händen, sie liest immer da-
» rin, und lernet sie auswendig. Du kanst dir
» nicht vorstellen, wie unruhig sie sey, ehe ich vor
» Gerichte rede, noch wie frölich, wann ich geredet
» habe. Sie bestellet immer jemanden, der kom-
» men und ihr sagen muß, was für Beyfall und
» Geschrey ich erreget habe, und wie die Sache

für

» für mich abgelaufen sey. Wenn ich etwas öffent-
» lich vorlese, so stecket sie sich hinter einen Vor-
» hang, und höret das Lob, das mir beygeleget wird,
» mit Entzückung an. Sie singet meine Verse;
» und blos von der Liebe unterrichtet, die der beste
» Lehrmeister ist, spielet sie auf der Cither dazu.
» Ich habe also Ursache, mir feste Hoffnung zu ma-
» chen, daß unsere Einigkeit ewig dauern, und von
» Tage zu Tage zunehmen werde. Denn sie liebet
» an mir weder die Jugend, noch die Gestalt, wel-
» ches vergnügliche Dinge sind, sondern den Ruhm,
» der nie vergehet. Konnte ich von einer Person,
» die unter deiner Aufsicht erzogen, und durch dei-
» ne Lehren ist gebildet worden, die in deinem Um-
» gange nichts als tugendhaftes gesehen hat, und
» die endlich durch das viele Gute, so du ihr von
» mir gesagt hast, ist gewöhnet worden, mich zu
» lieben, wohl etwas anders erwarten? Dann da
» du meine Mutter wie deine eigene verehretest, so
» nahmest du an meiner Erziehung von meiner Kind-
» heit an Theil, und pflegtest mich zu loben, und
» immer zu sagen, daß ich derjenige werden wür-
» de, den nun meine Frau an mir zu finden ver-
» meynet. Wir danken dir daher . . . . "

Der Inhalt dieses Briefes zeiget an, daß er kurz nach der Verheirathung ist geschrieben worden, und gibt Anlaß, zuförderst an die Entzückung Neuvermählter zu denken, die einander Anbetenswürdig scheinen, und das, was eins für das andere empfindet, nicht genug auszudrücken wissen. Dieses führet öfters auf viele lächerliche Dinge, und auf Liebkosungen, die denenjenigen, welche Zeugen davon sind, sehr beschwerlich fallen. Daher werden Personen, so jung sie auch sind, die sich in diesem

Falle

Falle befinden, allezeit einen gesetzteren und schätzbarern Charakter zeigen, wenn sie, dem Vergnügen unbeschadet, so eine noch neue Verbindung ihnen gewähret, und welches auszulassen sie sonst Gelegenheit genug finden, sich dieser zärtlichen Auftritte enthalten, die nicht nach den Regeln der besten Lebensart sind, und nebst dem einen verdrieslichen Contrast mit andern Scenen machen, die oft nicht weit entfernet sind. Die meisten Heirathen fangen sich mit diesem Eifer an; allein wie viele erhalten sich dabey? Die Hitze führet bald zur Laulichkeit, und diese zu einer gänzlichen Kaltsinnigkeit, oder auch zu Widerwillen und Abscheue. Das war denn wohl der Mühe werth, sich so schön zu thun, um sich nachher alles mögliche Böse zu sagen. Allein man kan von dem Geiste und Herzen der Menschen, wie sie insgemein sind, nichts anders erwarten, zumahl wenn man auf die Beweggründe sieht, die die Heirathen zu Wege zu bringen pflegen.

Ich habe diese Materie in dem ersten Theile meines Christlichen Philosophen weitläufig abgehandelt. Der Charakter der Gemahlinn des Plinius gibt mir einige Betrachtungen an die Hand, die denen, welche ich in jenem Werke angebracht habe, beyzufügen sind. Diese Dame scheinet von ihrem Gemahle ganz voll zu seyn; allein es ist dieses ein glücklicher Fehler, und eine von den Hauptquellen der ehelichen Glückseligkeit. Meistens sind die Weiber nur für die Sinnlichkeit eingenommen; und dieß währet so lange, als die Dinge dauern, die der Grund davon sind. Allein sie können nicht gar lange dauern, weil die Weiber, die diesen Geschmack haben, wenig Streithelden finden, die sie damit unterhalten können. Es sind also hauptsächlich die Eigenschaften

genschaften des Geistes, und alles, was bey dem Manne moralisch ist, wovon die Frau aus Neigung zu ihm sich einen höhern Begriff machen soll, als sich in der Wirklichkeit findet. Man begreifet wohl, daß ich bey der Forderung, oder wenigstens bey dem Wunsche, daß eine Frau so gesinnet seyn möge, wirkliche schätzbare Eigenschaften bey dem Manne voraussetze. Denn wenn die Frau in Ansehung des Mannes blind ist, so daß sie einen Schöps für witzig, und einen bösen Kerl für ein Muster der Ehrlichkeit hält, so muß sie dumm seyn, und folglich ist mit ihr keine Glückseligkeit zu hoffen.

Diese Erklärungen vorausgesetzet, sage ich nun, daß es ein entzückender Vortheil für einen Mann ist, eine Frau zu haben, die an allem Antheil nimmt, was er thut, die dem Laufe seiner Beschäftigungen folget, die mit seinen Entwürfen, mit seinen Gedanken einverstanden ist, die sich über das, was ihm glücklich von statten geht, freuet, die ihn stärket, wenn etwas mislinget, mit einem Worte, die sich in alle Stellungen, in die er geräthet, zu schicken weis, und bald einige mit Blumen bestreuet, bald andern die Dornen benimmt. O unschätzbarer Schatz!

Allein da die vollkommenen Männer selten sind, und diejenigen, die man so nennen kan, noch immer viele Fehler behalten, so ist die Art von Irrthum, wovon wir geredet haben, bey den Weibern nöthig, um die beyderseitige Glückseligkeit der Verehlichten zu befördern. Die Frau ist glücklich, wenn sie sich einbildet, einen vollkommenen Mann zu besitzen; der Mann ist glücklich, diese Haushülfe gegen so vielen von aussen entstehenden Verdruß zu finden, gesetzt auch daß er das liebenswürdige Vorurtheil seiner Frau wahrnähme.

Kan hingegen ein Zustand betrübter seyn, als immer eine Frau vor Augen zu haben, die dumm und gleichgültig, oder spitzfindig und murrisch ist! Wie gerne wäre man da wieder im ledigen Stande! Wie bereuet man da die Verlassung desselben! Was kan insonderheit verdrieslicher seyn, als Weiber, die alles zur Unzeit thun, die sich des Augenblickes, wo ein bereits unruhiger, oder von sonst her aufgebrachter Mann sich kaum zu fassen weis, bedienen, um ihn einmal über das andere anzufallen, wobey auch wohl eine englische Geduld ermüden müßte! Ich habe mich nie gewundert, daß es so wenig glückliche Ehen gibt. Es müssen gar zu viele Dinge zusammen treffen, um dergleichen zuwege zu bringen. Die herzlichste Neigung, die reineste Hochachtung, die beständigste Aufmerksamkeit, der liebreichste Beystand, (denn das heisset nicht beystehen, wenn man etwas ungern thut,) müssen so lange fortdauern, als das Leben. Welche Aussicht für diejenigen, die die Natur nicht aus einem vortrefflichen Thone gebildet hat! Nöthige Einsicht und Urtheilskraft haben, um die Person, mit welcher man lebet, recht auszulernen und auf den Grund zu kennen; die erforderlichen Absichten und Gesinnungen hegen, um nach dieser Erkenntniß den bequemsten Weg einzuschlagen, seine Gehülfinn glücklich zu machen: Dieß ist etwas fast eben so seltenes als weisse Raben, oder singende Schwanen.

Uebrigens sind beyde Geschlechte einander wechselsweise in dem Ehestande alles schuldig, was ihre gegenseitige Glückseligkeit befördern kan; allein vernünftige Frauen werden selber nicht in Abrede stellen, daß es tausend kleine Schuldigkeiten gibt, deren Beobachtung einen unendlichen Einfluß in die Ruhe

des Ehestandes hat, die ihr besonderes Theil sind, und wovon sie eben so viele Ehre als Vortheil haben, wenn sie dieselben nie aus dem Gesichte verliehren.

Genug hievon zu einer Anmerkung. Einige andere Briefe des **Plinius** werden uns Gelegenheit geben, wieder auf diese wichtige Materie zu kommen.

XX. Brief.

In quo tu ingenii simul dolorisque velis latissime vectus es.

* * *

Dein Witz und dein Schmerzen haben beyde alle ihre Stärke gezeiget.

Die Leidenschaften vermehren die natürlichen Kräfte des Geistes, ungefehr wie hitzige Getränke den Umlauf unseres Blutes in stärkere Bewegung setzen. Sie geben so gar denenjenigen Witz, die keinen hatten, oder vielmehr, die keinen zu haben schienen, weil ihm diese Hülfe fehlete, die ihn entwickelt, und so zu sagen, sublimiret. Allein es sind hierbey zwey Stücke zu bemerken. Eines, daß nicht alle Leidenschaften diese Wirkung hervorbringen. Es gibt welche, die den Geist vielmehr niederschlagen und entkräften, als daß sie ihn erhöhen und schärfen sollten. Das andere, daß, wenn sie auf einen gewissen allzu hohen Grad gestiegen sind, sie die Kräfte der Seele verwirren, an statt selbige vollkommener zu machen, und sich nicht anders zeigen als durch die Unordnung, in die sie denjenigen stürzen, der damit angefüllet ist.

Es ist also die Gegenwart, die Freyheit, das Spiel, so zu sagen, des Geistes, wovon die Leidenschaften denen, die vorgeben, daß sie von denselben belebet werden, den Gebrauch lassen, und gar erleichtern, eine Art von Vorurtheil gegen ihre Wirklichkeit, oder wenigstens gegen ihre Stärke. Ein Verliebter, bey dem diese Leidenschaft heftig ist, stylisiret seine Briefe niemals so, wie der Ritter von Her. Ein im Schmerzen versunkener Mensch macht keine *concetti*; und wäre er wirklich der witzigste Mensch von der Welt, so lässet er nicht leicht merkliche Proben davon entfahren, sonderlich wenn es auf etwas lange Reden, oder gar auf Schriften und Aufsätze ankömmt.

Der vom Plinius angenommene Satz, daß Witz und Schmerz zugleich alle ihre Stärke zeigen können, ist also nicht zum besten gegründet; und es ist zu vermuthen, daß der Maximus, an den er schreibet, eben nicht der allerbetrübteste war, als er ein Werk schrieb, welches, nach des Plinius Urtheile, schön, gründlich, mannigfaltig, fein, zierlich, nett, erhaben, voll angenehmer Figuren, und von einem Umfange war, der den Ruhm des Autoren noch mehr vergrösserte. » Der Witz, setzet unser Autor hinzu, gibt » da dem Schmerze Hoheit und Pracht, der Schmerz » aber gibt dem Witze Feuer und Stärke. « Dieses ist die Natur nicht. Plinius kannte sie nicht, als er so dachte und urtheilete.

* *

XXI. Brief.

Triſtem & acerbum caſum *Helvidiarum* ſororum!

* * *

Wie traurig und ſchmerzhaft iſt das Schickſal der Helvidiſchen Schweſtern!

Die Begebenheit iſt folgende. „Dieſe beyden „Schweſtern, ſchreibet **Plinius** ſeinem „Freunde **Velius Cerealis**, ſind in den Wochen „gestorben, nachdem beyde eine Tochter zur Welt „gebohren hatten. Ich bin darüber ſchmerzlichſt „betrübet, und kan mich nicht zu ſehr betrüben; „ſo grauſam ſcheinet es mir zu ſeyn, daß eine un„glückſelige Fruchtbarkeit dieſe zwo liebenswürdigen „Perſonen in der Blüte ihres Alters dahin geraf„ſet hat. Ich beklage die armen Kinder, denen „eben derſelbe Augenblick das Leben gibt und ihre „Mutter raubet. Ich beklage die wackeren Män„ner. Ich beklage mich ſelbſt. Ich liebe den „Vater der Helvidien noch jetzo, ob er gleich todt „iſt; meine Reden, meine Bücher bezeugen es, „wie beſtändig meine Liebe zu ihm ſey. Ich kan „ohne Bekümmerniß nicht daran denken, daß von „ſeinen dreyen Kindern nur noch ein einiger Sohn „übrig iſt, und daß ſein Haus, welches ſonſt auf „ſo vielen Stützen ruhete, nun nur noch dieſe ein„zige hat. Doch ſoll es mir ein groſſer Troſt ſeyn, „wenn das Glück uns dieſen Sohn läßt, und uns „in ſeiner Perſon den Großvater und Vater wieder „gibt. Ich bin nun für ſein Leben und für ſeine „Sitten um ſo mehr beſorget, weil er der einzige „geworden iſt. Du kenneſt meine Schwachheit

» und meine Aengstlichkeit; wundere dich also nicht,
» daß ich wegen eines Jünglings, der die größte
» Hoffnung gibt, in so grossen Sorgen stehe.

Entweder aller Anschein betrieget, oder **Plinius** hatte ein gutes, zärtliches, und edelmüthiges Herz; und die häufigen Proben, die er davon gibt, müssen ihn bey der Nachwelt schätzbar und ehrwürdig machen. Der Fall, den er hier beweinet, ist in der That der beweglichste in dem menschlichen Leben. Kinder, die bey der Geburt ihrer Mutter beraubet werden, leiden insgemein einen unersetzlichen Verlust. Wenn der Vater Wittwer bleibet, und die Sorge für ihre Kindheit entweder selbst übernimmt, oder sie ausser seinem Hause erziehen lässet, so ist dieses alles doch lange nicht mit der Wachsamkeit einer Mutter zu vergleichen. Wenn er wieder heirathet, und den Kindern aus der ersten Ehe eine andere Mutter gibt, so ist dieses insgemein eine böse Stiefmutter; und wenn sie auch ein gutes Gemüth hätte, so darf man doch nie eben so viel von ihr erwarten, als von derjenigen, die sie unter ihrem Herzen getragen hat. Der Verlust einer Mutter ist daher für Kinder von geringem Alter zweyfach beweinenswürdig; der Verlust des Vaters ist es zu allen Zeiten, vorausgesetzet, daß dieser Vater seiner Familie nützlich vorsteht, da er denn öfters die wesentliche Stütze derselben ist.

Man hat wohl Ursache, sich der Wayfen zu erbarmen, und zu ihrem Besten Anstalten zu machen. Die sind die würdigsten Gegenstände unserer Hülfe. Denn obgleich das hohe Alter, und die dasselbe begleitenden Gebrechlichkeiten, wann die Armuth dazu kömmt, einen noch beweglichern Anblick, und der auch in der That allen möglichen Beystand verdie-

net, darzustellen scheinet; so haben sich doch im schlimmsten Falle die Greise nur noch mit einigen wenigen kümmerlichen Tagen zu schleppen, an statt daß die Kinder bey dem Anfang ihrer Wallfahrt die Aussicht einer langen Reihe von Jahren vor sich haben, die sie in dem Elende, und was noch betrübter ist, in der Gottlosigkeit zubringen müssen, als welche insgemein eine Wirkung dieses Elendes, und die Frucht einer vernachläßigten Erziehung ist.

XXII. Brief.

Utque in corporibus, sic in imperio, gravissimus est morbus, qui a capite diffunditur.

* * *

So wohl in dem Staatskörper, als in dem menschlichen Leibe, sind diejenigen Krankheiten die gefährlichsten, die aus dem Haupte herkommen.

Das Beyspiel der Fürsten hat einen Einfluß auf ihren Hof, auf ihre Residenz, und von da auf alle ihre Staaten. Dieß ist zu bekannt, als daß ich mich dabey aufhalten sollte. Indessen ist dieser Einfluß nicht allgemein. Es gibt Dinge, die dem Hofe eigen sind, und gleichsam ankleben, ohne in die Stadt zu kommen; es gibt andere, die sich auf die Residenz einschränken, und wovon die Orte, die in einer gewissen Entfernung sind, kaum Kenntniß haben.

Nur mit der Länge der Zeit geschieht es, daß eine gewisse herrschende Denkungs- und Lebensart um sich greifet, sich ausbreitet, und überall wenigstens schlechte Copeyen von den Originalen hervor bringet, die

die der Hof und die Hauptstadt in sich schliessen. Auf diese Art hat sich der schöne Witz, es sey der wahre, oder der falsche, von Paris bis an die äussersten Gränzen von Frankreich fortgepflanzet, wie solches seine Archive, ich meyne der *Mercure*, beweisen. Auf diese Art entstehen die Academien an allen Orten, wo sich einige Köpfe befinden, die sich für Academisch halten.

In dem alten Rom wurde der Geschmack für die Schau- und andere Spiele bis zur Raserey getrieben; und da dieses ein dem Volke natürlicher Geschmack ist, so war nicht leicht eine kleine Stadt, die denselben nicht befriedigen wollte, und diese Befugniß nicht unter ihre kostbarsten Vorrechte zehlete. Eine Befugniß, die gleichwohl fast immer unglückliche Folgen nach sich ziehet, weil die Schauspiele überhaupt an den Orten, wo sie üblich sind, eine Leichtsinnigkeit, eine Zerstreuung, einen Haufen Misbräuche verursachen, die die gute Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig stöhren müssen. Doch ich will hier nicht die Materie von den Schauspielen überhaupt abhandeln.

Die öffentlichen Spiele in dem Alterthume waren noch mehrern Gebrechen unterworfen, als die unserigen. Sie nähreten die Wildigkeit und Barbarey, an statt daß die heutigen weichlich machen und entkräften. Die heydnische Weisheit hatte angefangen, die Gefährlichkeit derselben einzusehen; und die christliche Frömmigkeit schaffte sie, als mit der Religion unvereinbarlich, ab. Der Brief des Plinius, der hiervon handelt, verdienet unter der Zahl derer zu seyn, die wir unsern Anmerkungen einverleiben. Ausser dem, was die Schauspiele angehet,

enthält er Züge von einer edlen Freymüthigkeit, die bey einem Hofmanne selten ist, und demjenigen, von dem **Plinius** sie anführet, Ehre machet.

» Ich bin, sagt er, in den geheimen Rath des » Kaisers berufen worden, um meine Meynung » über eine sonderbare Frage zu sagen. Man feyer- » te zu **Vienne** Kampfspiele, die eine Privatperson » in ihrem Testamente gestiftet hatte. **Trebonius** » **Rufinus**, ein sehr wackerer Mann und mein gu- » ter Freund, schaffete sie ab, in währender Zeit » als er **Duumvir** war. Man behauptete, er » hätte nicht das Recht dazu gehabt. Er führete » selbst seine Sache mit eben so gutem Erfolge als » grosser Beredsamkeit. Was seiner Vertheidi- » gungsrede mehr Ansehen machte, war dieses, daß » er in seiner eigenen Sache als ein **Römer**, als » ein Patriot, mit vieler Weisheit und Anständig- » keit sprach. Als die Stimmen gesammlet wur- » den, war es dem **Junius Mauricus**, dessen » Standhaftigkeit und Aufrichtigkeit nichts gleiches » hat, nicht genug, zu sagen, daß man diese Spiele » zu **Vienne** nicht wieder herstellen müßte, sondern » er setzte hinzu: **Ich wollte, daß sie auch zu** » **Rom abgeschaffet würden.** Dieses, sagest » du, heisset viel Herz und Stärke zeigen; allein » man muß sich bey dem **Mauricus** darüber nicht » wundern. Was er bey dem **Nerva** über Tafel » sagte, ist nicht weniger kühn. Dieser Kaiser » speisete mit einer kleinen Anzahl seiner Freunde. » **Vejento**, ein berühmter Fuchsschwänzer, saß » ihm am nächsten, und war so gar in seinen Schooß » hingelehnet. Ich habe dir schon alles gesaget, » da ich ihn genennet habe. Die Rede fiel auf den » **Catullus Messalinus**, der von Natur grausam

» war, und mit dem Verluste seines Gesichtes vol-
» lends alles Gefühl der Menschlichkeit verlohren
» hatte. Er kannte weder Scham noch Mitleiden.
» Er war unter den Händen Domitians wie ein
» Pfeil, allezeit fertig, um mit blinder Ungestüm-
» migkeit abzufahren; und dieser Kaiser schoß ihn
» oft nach den rechtschaffensten Leuten. Ein jeder
» unterhielt sich in währender Mahlzeit von der
» Büberey des Messalinus, und von seinen blut-
» dürstigen Rathschlägen. Da nahm Nerva das
» Wort, und sagte: Was meynet ihr wohl, daß
» ihm widerfahren würde, wenn er noch leb-
» te? Daß er mit uns speisete, antwortete Mau-
» ricus kühnlich. Ich bin etwas ausgeschweifet,
» allein ich habe es mit Fleise gethan. Man gab
» den Bescheid, daß die Spiele abgestellet werden
» sollten, die die guten Sitten zu Vienne verder-
» bet hatten, so wie unsere Spiele die Sitten der
» ganzen Welt verderben. Denn die Laster der
» Vienner bleiben innerhalb ihren Ringmauern:
» die unserigen verbreiten sich über den ganzen
» Erdboden. So wohl in dem Staats-
» körper . . . .

XXIII. Brief.

Nam & prima vitæ tempora & media Patriæ, extrema nobis impertire debemus.

* * *

Unser erstes und zweytes Alter gebühret dem Vaterlande: das letzte sollen wir uns selbsten widmen.

Eine von den Unbequemlichkeiten der bürgerlichen Gesellschaft, wogegen es zwar nicht ganz unmöglich, aber doch sehr schwer ist, Mittel zu finden, ist diese, daß man genöthiget ist, die Verrichtungen seines Amtes bis in das graueste Alter, wenn man es erreichet, fortzusetzen, ohne daß man sich einigen Ruhestand, einige Zwischenzeit zwischen dem Leben und dem Tode versprechen könnte. Ein ehrlicher Bürger, der in einer Bedienung das seinige vom fünf und zwanzigsten Jahre bis zum sechzigsten redlich gethan hätte, verdienete wohl, daß er die noch übrige Lebenszeit nach seinem Belieben anwenden könnte: und wenn er diese Hoffnung, diese Gewißheit in währender Führung seines Amtes selbsten hätte, würde er alles mit mehrerer Munterkeit, und folglich mit besserem Fortgange thun; denn man macht alles besser, was man mit Lust thut. An statt dessen bemächtigen sich die Sorgen eines in Bedienung stehenden Mannes frühzeitig, wann er bedenket daß er nicht allein eben die Mühe und Arbeit, bis ihm der Athem ausgeht, haben müsse, sondern daß er auch gar, wenn seine Gesundheit Noth leidet, und seine Kräfte erschöpfet sind, zur Belohnung für seinen Schweiß und für die Blüte seiner Jahre nichts als ein dürftiges Alter zu gewarten habe.

Wel-

Welche Annehmlichkeit, wenn man sich nach einem ehrlich und nützlich vollbrachten Leben zur Ruhe begeben kan! Diejenigen, welche so einträgliche Bedienungen haben, daß sie etwas zurücklegen könnten, um davon hernach in der Stille zu leben, sind sehr unvorsichtig, und sehr zu tadeln, wenn sie das Ueberflüßige durch Verschwendung durchbringen, und sich selbst in die schwere Nothwendigkeit setzen, wovon ein gütiges Schicksal sie hatte befreyen wollen. Man kan sie nicht beklagen, wie man diejenigen beklagen muß, die niemals mehr als die Nothdurft gehabt haben, und ihr ganzes Leben in diesem unangenehmen Kampfe wider die Bedürfniß zubringen.

Im übrigen ist es, wie ich schon gesagt habe, schwer, und bey nahe unmöglich, in der wirklichen Einrichtung der Gesellschaft Veränderungen zu machen, die eine so gewünschte Hülfe verschaffen könnten. Es müßten neue Geldquellen hierzu eröffnet werden, die allezeit schwer zu finden sind. Sonst begreifet man wohl, daß wenn es möglich wäre, einen solchen Entwurf jemals hinaus zu führen, es jedem frey stehen müßte, sich in Ruhe zu setzen, oder nicht. Diejenigen, die mit dem Alter Kräfte und Willen behielten, würden nicht abgedanket, sondern vielmehr mit aller der Achtung und Erkenntlichkeit beybehalten werden, deren sie so würdig wären.

XXIV. Brief.

Quod potest esse documento, nihil desperare, nulli rei fidere, quam videamus tot varietates tam volubili orbe circumagi.

* * *

So viele plötzliche Veränderungen können uns lehren, daß man an nichts verzweifeln, und sich auf nichts verlassen müsse.

Das Bild des veränderlichen Schauplatzes dieser Welt muß nothwendig ein gemeiner Gegenstand der Betrachtungen eines vernünftigen Menschen werden, der in seinem Laufe fortrücket. Kaum hat man die vierzig Jahre zurückgeleget, um dem halben Jahrhunderte zuzueilen, so erstaunet man über die Veränderungen, die sich in der Gesellschaft, worin man lebet, seit der Zeit zugetragen haben, da man hinein getretten ist, über die Verneuerung der Geschlechte in allen Familien, die man gekennet hat, der Bedienten in allen Collegien, und so weiter. Alles dieses gibt dem Leben gänzlich das Ansehen eines Traumes; dieß bestättiget völlig alle die schönen Aussprüche der Schrift über die Eitelkeit der Welt, über die flüchtige Erscheinung aller Dinge in derselben, über die Unbeständigkeit der Güter, die sie gibt, und über die Ungewißheit dererjenigen, die sie verspricht.

Weites Feld für allerley Betrachtungen! bey denen man sich aber nicht auf das blosse Denken einschränken muß. Das nothwendigste ist, practische Vortheile daraus zu ziehen. Wenn es auch gleich weder Religion, noch zukünftiges Leben gäbe, so wür-

würde es doch allezeit eine Thorheit seyn, über Erdäugungen, die von keiner Dauer sind, über Umstände, die mit unbegreiflicher Schnelligkeit wechseln, sich zu beunruhigen und zu quälen; eben so, als wegen einiger Vortheile, deren sicherster Besitz nie mehr als den Augenblick fasset, da man ihrer geniesset, sich unmäßig zu freuen, hochmüthig zu werden, oder sonst in Uebermaasse zu fallen. Man hat sehr wohl gesaget, daß man diese Dinge besitzen müsse, ohne von ihnen besessen zu werden. Doch bekenne ich, daß das, was die Welt völlig verächtlich machet, die Grösse und Gewißheit der Güter sey, die uns die Religion verspricht. Lasset uns aber sehen, auf was für Folgerungen diese Gedanken den **Plinius** führeten.

» Dieser Tagen, schreibet er seinem Freunde
» **Valens**, als ich vor den **Centumvirn** redete,
» und alle vier Cammern versammlet waren, erin-
» nerte ich mich, daß mir eben dieses in meiner Ju-
» gend begegnet war. Ich gieng, wie es zu ge-
» schehen pfleget, in meinen Betrachtungen weiter.
» Ich fieng an, zu denken, was für Collegen im
» Advociren ich zur Zeit der ersten Sache, und nun
» bey dieser gehabt hätte; und nahm wahr, daß ich
» der einzige sey, der bey beyden zugegen gewesen.
» So grosse Veränderungen bringet theils die Hin-
» fälligkeit der Menschen, theils die Unbeständigkeit
» des Glückes hervor. Einige, die damals bey
» diesem Gerichte dieneten, sind gestorben: andere
» sind verbannet. Dem einen hat Alter und
» Schwachheit ein Stillschweigen aufgeleget: der
» andere hat freywillig eine glückselige Ruhe erwäh-
» let. Dieser führet ein Kriegsheer: jenen hat die
» Gnade des Fürsten von den bürgerlichen Dien-

» sten

» sten befreyet. Was für Veränderungen haben
» sich mit mir selber zugetragen! die Wissenschaften
» haben mich anfänglich erhoben, in der Folge her-
» unter gebracht, und dann wieder erhoben. Mei-
» ne Freundschaft mit rechtschaffenen Leuten ist mir
» nützlich, darauf schädlich, und am Ende wieder
» höchst vortheilhaft gewesen. Wenn man die Jahre
» zählet, in welchen diese Veränderungen vorgefal-
» len sind, so scheinet die Zeit sehr kurz zu seyn;
» sieht man aber auf die Begebenheiten, so meynet
» man, es wären hundert Jahre. So viele ....

XXV. Brief.

Quo te vertas? Quæ remedia conquiras? Ubique vitia remediis fortiora.

* * *

Wo soll man sich hinkehren? Was für Mittel soll man suchen? Ueberall ist das Uebel stärker, als die Mittel, die man dagegen brauchen könnte.

Die Rede ist von den Unbequemlichkeiten der geheimen Stimmen, deren Einführung Plinius im XX. Briefe des vorhergehenden Buches, seinem Freunde Meßius Maximus bekannt gemacht hatte. Plinius hatte diese Unbequemlichkeiten vorher gesehen. » Ich hatte dir wohl gesagt,
» schreibet er in diesem Briefe hier, es wäre zu be-
» fürchten, daß aus den geheimen Stimmen Unheil
» entstünde. Dieß ist nun bey der letzten Wahl der
» Obrigkeiten wirklich geschehen. Auf verschiedenen
» Zetteln fand man Possen, auf einigen gar grobe
» Unanständigkeiten. Auf einem unter andern war

» an

» an statt des Namens der Candidaten, der Namen
» der Wahlherren geschrieben. Der Rath gerieth
» in Feuer, und wünschete dem Urheber dieses Fre-
» vels des Kaisers höchste Ungnade an den Hals.
» Allein er ist diesem Unwillen entgangen, und ver-
» borgen geblieben. Vielleicht war es einer von
» denen, die am meisten Aufhebens machten. Was
» meynest du so wohl, daß derjenige sich zu Hause
» erlauben werde, der sich untersteht in einer so
» ernsthaften Sache und bey einer so wichtigen Ge-
» legenheit einen Possenreisser abzugeben, und der
» mitten im Rathe solche Pickelhäringsstreiche ma-
» chet? Ein solcher denket bey sich selbst: wer weis
» es? Und dieser Gedanken allein bringet in nieder-
» trächtigen Seelen dergleichen Verwegenheit her-
» vor. Er fordert Papier, nimmt die Feder, bük-
» ket sich, um zu schreiben, hat keine Ehrerbiethig-
» keit für andere, und verachtet sich selbst. Dieß
» ist die Quelle einer solchen Spaßhaftigkeit, die
» sich für die Harlekine und in die Häringsbuden
» schicket. Wo soll man . . . .

Wie mag man noch zum Vortheile einer grössern Freyheit reden, als diejenige ist, deren die Menschen in den bürgerlichen Gesellschafften geniessen, wo über einer guten Policey gehalten wird? Es ist dem Menschen nichts schädlicher, als jeder Zustand, wo er heimlich und ohne Furcht der Strafe handeln kan; er befindet sich niemals in demselben, ohne ihn zu misbrauchen. Es müssen also diejenigen entweder gar keine Klugheit, oder gefährliche Absichten haben, die ohne Unterlaß nach Freyheit schreyen, und in der That nichts als eine Zügellosigkeit einzuführen trachten. Die erträumten Plane von Gesellschaften, in denen die Menschen blos nach Grundsätzen, nach

Ver-

Vernunft, aus Liebe zur Tugend handeln, können denenjenigen kein Blendwerk machen, die das menschliche Herz besser kennen, und die Erfahrung zu Rathe ziehen. Man muß sich billig wundern, daß H. Bayle getrauet habe, seine Sätze zum Vortheile eines aus lauter Atheisten bestehenden Staates mit so vieler Zuversicht vorzutragen. Leider! es brauchet nur eine kleine Anzahl solcher Unglückseligen, um denjenigen Staat, davon sie Glieder sind, zu vergiften, alle Bande desselben zu zerreissen, und alle Arten von Greuel darin einzuführen. Wie sollten sie nicht, wenn sie bey einem Haufen wären, der Schandfleck des menschlichen Geschlechtes, und die Sammelpfütze aller Laster seyn?

XXVI. Brief.

Neque enim mediocriter me ad nova opera tu lector hortaris.

* * *

Nichts kan mich zu Schreibung neuer Werke kräftiger ermuntern, als ein Leser, wie du.

Nepos, ein angesehener Mann, der eine grosse Gelehrsamkeit, und ungemeine Beredsamkeit besaß, wollte abreisen, um die Statthalterschaft von einer grossen Provinz zu übernehmen; und da er des **Plinius** Werke gekaufet hatte, um sie mit zu nehmen, so hatte er ihn gebethen, dieß Exemplar von jemanden sorgfältig durchsehen, und von Fehlern reinigen zu lassen. Eine Bitte, womit **Plinius** sich viel weis, wie jeder Autor in solchem Falle thut.

» Ich will es besorgen, sagt er. Was könnte ich
» lieber übernehmen, zumahl da du mich darum er-
» su-

» sucheſt? . . . Wie groß iſt nicht meine Verbind-
» lichkeit, zu ſorgen, daß dieſer Theil deines Ge-
» päckes dir nicht als unnütz beſchwerlich ſey? Ich
» will daher machen, daß dieſe Geſellſchaft dir nicht
» zur Laſt falle, und bedacht ſeyn, daß du bey deiner
» Wiederkunft etwas neues finden mögeſt. Denn
» nichts . . . .

Wer eine herrſchende Leidenſchaft oder Gewohnheit hat, findet überall Gründe, um ihr zu folgen; und dieſe Gründe, die in andern Umſtänden ſchwach ſcheinen würden, erhalten ſogleich eine überzeugende und beſtimmende Stärke.

XXVII. Brief.

Vides quam acuta omnia, quam apta, quam expreſſa!

* * *

Du ſiehſt, wie fein, wie richtig, wie nachdrücklich alles iſt.

Was Plinius hier ſo vortrefflich findet, ſind Verſe, die ein junger Menſch, Namens Sentius Augurinus, zu ſeinem Lobe gemacht hatte. Um dem Leſer die Freyheit zu laſſen, zu urtheilen, ob die Selbſtliebe an einer ſo vortheilhaften Beurtheilung mehr Antheil hatte, als der Werth dieſer Verſe, muß ich ſie zuerſt lateiniſch, und dann auch in der Ueberſetzung hieher ſetzen.

Canto carmina verſibus minutis,
His, olim quibus & meus Catullus
Et Calvus, *veteresque. Sed quid ad me?*
Unus Plinius *eſt mihi; priores*

Mavult versiculos, foro relicto,
Et quærit quod amet, putatque amari.
Ille Plinius? *ille, quod* Catones.
I nunc, quisquis amas, amare noli.

Ich sing in kleinen Versen,
In welchen mein Catullus,
Und Calvus, und die Alten
Vorzeiten zärtlich sangen.
Doch warum nenn ich diese?
Ein Plinius gibt alle;
Wie dieser will ich singen.
Wann er sich dem Geräusche
Der streitenden Partheyen
Zuweilen müd entreisset,
Dann macht er kleine Verse,
Und singt von seiner Schönen,
Und fühlt das Glück der Liebe.
Was! Plinius? der Weise?
Der sollte tändelnd scherzen?
Ja, Er. Thats nicht auch Cato?
Nun gehet, die ihr liebet,
Und sagt, ihr wollt nicht lieben.

Dieß ist artig; allein die Häufung der Beywörter, die Plinius verschwendet, ist ein wenig übertrieben. Er scheinet sich auch in der That selbst nicht recht zu trauen, wann er saget: »Dafern die Freundschaft, die ich zu ihm trage, oder die Lobsprüche, die er mir beygeleget hat, mich nicht blenden, so ist seit einigen Jahren in dieser Art nichts vollkommeners geschrieben worden.

Allein eben diese Freundschaft, eben dieses Lob ist es, so ihn wenigstens hätte vorsichtiger machen sollen, wenn er auch gleich gedacht hätte, wie er sich aus-

ausdrücket. Ein vernünftiger Mann ist nicht ohne Eigenliebe; denn es gibt niemanden, dem die Natur nicht eine Dose davon, und zwar eine ziemlich starke Dose, zugetheilet hätte: allein er nimmt sich sorgfältig in Acht, keine allzumerkbare Wirkungen davon sehen zu lassen, nicht gerade zu zeigen, daß diese Eigenliebe die Richtschnur seiner Urtheile und die Triebfeder seiner Handlungen sey.

Wir wollen das übrige vor der Beschreibung sehen, die **Plinius** von den Gedichten und dem Dichter gibt, denen er so gut war. » Es sind drey Tage, daß ich mit vielem Vergnügen, ja mit Bewunderung, die Vorlesung der Werke des **Sentius Augurinus** angehöret habe. Er nennet sie kleine Gedichte, *Poëmatia*. Es sind ungekünstelte, erhabene, verliebte, zärtliche, sanfte, beissende darunter.

Nachdem er dasjenige Stück, welches auf ihn gemacht ist, angeführet hat, so setzet er hinzu: » Das ganze Buch ist in diesem Geschmacke geschrieben. Ich verspreche dir ein Exemplar davon, » so bald es herauskommt. « Dieß ist noch heutiges Tages eine ganz gewöhnliche Sorgfalt derjenigen, die in gewissen Werken gelobet sind, daß sie die Kenntniß derselben zu verbreiten suchen, Exemplarien davon austheilen, und allen Fleis anwenden, diese Lobsprüche unter die Leute zu bringen, die jedem Menschen, der nicht in einer groben Dummheit dahin lebet, so schätzbar sind, von jedem Schriftsteller aber so begierig gehaschet werden. Diejenigen, die diese kleinen Kunstgriffe, zu welchen sich so viele grosse Leute erniedrigen, gelassen ansehen, können sich nicht enthalten, zu lachen, und sich zu trösten,

daß ihre Gaben geringer sind, da sie bey denen, die die vorzüglichsten Gaben besitzen, so viel Kleines wahrnehmen.

Lasset uns den Brief Plinius auslesen. » Liebe » immer, sagt er dem Falco, diesen jungen Men» schen zum voraus. Freue dich für unser Jahr» hundert, welches durch einen so schönen Witz, und » dem die damit verknüpften Tugenden einen neuen » Werth geben, berühmt gemacht wird. Er ist » immer entweder bey dem Spurinna, oder bey » dem Antonin; Mit dem einen stehet er in Schwä» gerschaft, mit beyden aber in vertraulichster » Freundschaft. Hieraus urtheile von den Ver» diensten eines jungen Menschen, den die ehrwür» digsten Greise so lieb haben. Denn nichts ist ge» gründeter, als diese Regel:

Um einen jeden recht zu kennen,
Darf man nur seine Freunde nennen.

Dieses hat seine Richtigkeit; allein wir haben eine andere Regel, deren Wahrheit sich nicht weniger oft zu Tage leget. Die meisten Menschen, auch die, die weit über den gemeinen Haufen erhaben sind, sind geneigt, zu sagen:

Kein anderer hat Witz, als wir und unsre Freunde.

Sie sagen es, und sie glauben es auch in allem Ernste.

XXVIII. Brief.

XXVIII. Brief.

Nam cum est arduum, similitudinem effingere ex vero, tum longe difficillima est imitationis imitatio.

* * *

Denn wenn es schwer ist, die Aehnlichkeit bey einem Originale zu treffen, so muß solches bey einer Copey noch viel schwerer seyn.

Es ist gewiß, daß die Copeyen, nach dem Maasse, als man sie nach einander vervielfältiget, sich von der anfänglichen Gleichheit mit dem Originale sehr entfernen müssen, etwa wie die Umstände einer Erzehlung verfälschet werden, wenn sie aus einem Mund in den andern kommen. Allein ich halte übrigens dafür, daß es leichter sey, abzucopiren, als ein Original zu malen. Wenn die Aehnlichkeit einmal gefasset, und so zu sagen, auf die Leinwand geheftet ist, so kan auch wohl ein mittelmäßiger Maler sie mit wenigerer Mühe von einer Copey in die andere bringen, als der grosse Maler gehabt hat, nach der Natur zu arbeiten. Dieses kömmt, wenn ich mich nicht irre, daher, weil bey den lebendigen Wesen oder menschlichen Gesichtern, worauf es hier ankömmt, die Stellung, ja selbst die Bildung, sich von einem Augenblicke zum andern verändert, so daß der Maler nicht weis, bey welchem Pinselstriche er sich aufhalten solle; und wenn er einen gezogen hat, den er eben vor Augen hatte, so ist er ganz verwundert, daß er ihn bey dem Original nicht wieder findet. Da hingegen das Bild, wenn es einmal gemacht und getroffen ist, unbeweglich und unverändert bleibet; so daß, wenn es gleichet, man diese

Gleichheit nur auf einen andern Grund abziehen darf. Doch wir wollen diese Untersuchungen den Liebhabern der Künste, die insgemein Kenner sind, überlassen, und uns begnügen, die Veranlassung der Stelle anzuführen, worüber wir diese Anmerkung gemacht haben. Plinius drücket sie seinem Freunde Severus in folgenden Worten aus:

„ Herennius Severus, ein sehr gelehrter „ Mann, schätzet es sich für eine grosse Ehre, die „ Bildnisse deiner zween Landsleute, Cornelius „ Nepos, und Titus Cassius, in seiner Biblio„ theck aufzuhängen. Er bittet mich, ihm davon „ Copeyen nehmen zu lassen, wenn sie, wie zu ver„ muthen ist, an dem Orte, wo du dich aufhältst, „ anzutreffen sind. Ich habe drey Ursachen, warum „ ich dir diese Besorgung auftrage. Vor das erste, „ weil du mir in allem, was ich begehre, auf das „ freundschaftlichste zu Willen bist. Zum andern, „ weil du die schönen Wissenschaften ehrest, und „ diejenigen liebest, die ihnen obliegen. Drittens, „ weil du für dein Vaterland, und für alle, die ihm „ Ehre machen, so wie für das Vaterland selbst, „ eine zärtliche Hochachtung hast. Ich ersuche dich „ also gar sehr, den allergeschicktesten Maler zu „ nehmen. Denn . . . . Mache ja, daß er in „ nichts abweiche, auch nicht einmal, um es besser „ zu machen.

Diesen letzten Zug dürfen wir nicht entwischen lassen, ohne ein paar Worte dabey anzumerken. Wenn die Gleichheit nicht den einzigen Werth der Bildnisse ausmachet, die bestimmet sind, Originale vorzustellen, so ist sie doch wenigstens der vornehmste, und sie macht dergestalt den Grund von dem übrigen aus, daß das schönste Bild von der Welt nichts werth ist, wenn es nicht gleichet.

Un=

Unterdessen haben die grossen Maler einen gewaltigen Hang, zu schmeicheln, und eben dadurch die Aehnlichkeiten zu verderben. Es ist wahr, einige thun es so künstlich, daß man den Gegenstand sogleich erkennet, ob er gleich so sehr verschönert ist, daß die Anmuth sich an die Stelle der Häßlichkeit setzet. Sie haben ihre guten Ursachen, diese Geschicklichkeit zu üben, wobey sie besser zurecht kommen, als wenn sie alles aufs getreueste vorzustellen wissen. Die meisten von denen, welchen die Natur nicht günstig gewesen ist, wollen sich nicht erkennen, wann man ihnen ihre Züge ohne Milderung vorhält: die Eigenliebe spielet hier ihre gewöhnliche Rolle. Im Gegentheil bewundern sie die Geschicklichkeit des Malers, der ihnen eine Schminke angeleget hat; sie besehen sich in seiner Arbeit; sie rühmen den Meister, und bringen ihn leicht in die Höhe, weil diese Art zu malen nach dem allgemeinsten Geschmacke ist. Sie ist den Regeln gemäs, wenn sie nicht zu weit getrieben wird. Man soll eine Person, die man malen will, nehmen, wie sie ist, wann sie am schönsten ist; und der Pinsel gibt immer ein Ansehen, eine Farbenhöhe, die niemals auf der ganzen Fläche des Gesichtes so angetroffen wird. Allein weiter zu gehen, das wäre eine Untreue, uud eine Beschimpfung seiner Kunst.

XXIX. Brief.

Eia tu, quum proxime res agentur, quoquo modo ad judicandum veni.

* * *

Höre, Fauler! daß du ja an dem nächsten Gerichtstage die Seßion nicht versäumest.

Dieß ist ein Scherz, woben aber gleichwohl etwas ernsthaftes ist. Die Rathsherren, oder Ritter, die ernennet waren, Recht zu sprechen, durften nicht ausbleiben als in gewissen Fällen, und mit gewisser Erlaubniß. Allein dem ungeachtet thaten es viele ohne die erforderlichen Bedingungen. Dieß gieng insgemein hin; allein, da das Gesetz immer vorhanden war, so mußte man sich ihm fügen, so bald der Vorsteher der Gerichte ihm seine Kraft wieder geben wollte. Dieß war geschehen; und Plinius benachrichtiget seinen Freund Romanus davon, damit er seine Maaßregeln darnach nehme.

» Es ist vergeblich, sagt er, auf mich zu rechnen,
» daß ich deine Faulheit entschuldigen werde. Man
» kan nicht ungestrafet ausbleiben. Der Prätor
» Licinius Nepos, ein standhafter und strenger
» Mann, hat so gar einen Rathsherren zu einer
» Geldbusse verdammet. Der Rathsherr hat sich
» in dem Rathe verantwortet; aber er hat es ge-
» than, als einer, der um Gnade bittet. Es ist
» wahr, die Strafe ist ihm erlassen worden; aber
» er hat doch sich fürchten, doch bitten müssen, doch
» Verzeihung nöthig gehabt. Aber, sagest du, die
» Prätoren sind auch nicht alle so streng. Du irrest.

» Um

» Um dergleichen Exempel einzuführen und in Gang
» zu bringen, dazu gehöret ein strenger Mann;
» wenn sie aber einmal eingeführet und in Gang ge-
» bracht sind, so können auch die gelindesten ihnen
» folgen.

Nichts greift geschwinder um sich, als die Nachläßigkeit; und die Collegien, die einen strengen Präsidenten haben, ob sie gleich insgemein darüber missvergnügt sind, sind ihnen doch den wesentlichsten Dank dafür schuldig.

XXX. Brief.

Attuli tibi ex patria mea pro munusculo quæstionem altissima eruditione dignissimam.

* * *

Ich habe dir aus meinem Vaterlande zum Geschenke eine Frage mitgebracht, die wohl werth ist, daß du deine tiefe Gelehrsamkeit dabey übest.

Dieser letzte Brief des IV. Buches gibt uns eine merkwürdige Probe von der Naturkunde der Alten. Plinius saget hierüber alles, was er weis; und im Grunde ist man über diese Sache noch nicht viel weiter gekommen. Wir können nicht besser davon urtheilen, als wenn wir seine Vorstellung mit einigen Stellen der besten Naturkündiger unserer Zeit vergleichen.

» Eine Quelle, sagt er, entspringet auf einem
» Berge, läuft zwischen den Felsen durch, und
» kömmt in einen kleinen Eßsaal, der durch die Kunst
» gemacht ist. Hier hält sie sich ein wenig auf, und

» fällt dann endlich in den larischen See. Das
» wunderbarste bey dieser Quelle ist eine Art von
» Ebbe und Fluth, und daß sie täglich dreymal um die
» nämliche Zeit zu- und abnimmt. Dieses Spiel
» der Natur ist ganz sichtbar; und man kan es ohne
» das gröβte Vergnügen nicht ansehen. Man sez-
» zet sich daneben hin, ißt, und trinket auch von
» dem Wasser, denn es ist ungemein kühl; inzwi-
» schen sieht man, wie es bald nach und nach an-
» wächset, bald sich unvermerkt wieder verliehret.
» Man leget einen Ring, oder was man will, auf
» das Trockene; das Wasser erreichet ihn allmählich,
» und bedecket ihn zuletzt: bald aber fängt es an,
» sich wieder zurück zu ziehen, und der Ring wird
» wieder sichtbar. Will man länger Acht geben,
» so kan man dieses zwey- ja dreymal sehen. Sollte
» etwa ein verborgener Wind den Schlund dieser
» Quelle erweitern oder zuschliessen, nachdem er
» entweder dagegen stösset, oder, wann er zurück-
» getrieben worden, sich wieder entfernet? dergleі-
» chen geschieht bey einer Flasche, die einen engen
» Hals hat. Wenn man sie umkehret, so läuft
» das Wasser nicht in gleicher Bewegung heraus,
» sondern Stoßweise und in Kluckfern, eben als ob
» die Luft, die hinein dringen will, es zurückhielte.
» Sollte eben die Ursache, die machet, daß das
» Meer so ordentlich wächset und fällt, auch die
» regelmäßige Bewegung dieser Quelle hervorbrin-
» gen? Sollte es sich nicht damit wie mit den Flüs-
» sen verhalten, die sich in das Meer stürzen, zu-
» weilen aber von den Winden, oder von der ent-
» gegen kommenden Fluth zurückgetrieben werden:
» so daß auch der Ausfluß dieser Quelle von Zeit zu
» Zeit durch etwas zurückgehalten würde? Sollten
» nicht die verborgenen Adern ihr Maaß, ihren ge-

» wissen Raum haben, welcher machet, daß, wenn
» es statt des ausgeflossenen Wassers wieder neues
» sammlet, die Quelle vermindert wird, und daß sie
» hingegen, wann dieser Raum wieder angefüllet ist,
» das von neuem gesammlete Wasser in grösserer
» Menge von sich gibt? Oder sollte nicht endlich an
» dem Orte, wo das Wasser ist, eine verborgene
» Bewegung seyn, die bald, wann sie schwächer
» ist, eine freyere Ergiessung verstattet, bald aber,
» wann sie stärker wird, den Ausfluß hemmet und
» ersticket? Entdecke uns die Ursachen dieses
» Wunders; denn du hast die Geschicklichkeit
» dazu. Was mich betrift, so bin ich zufrie-
» den, wenn ich dir die Wirkung richtig vorge-
» stellet habe.

Ohne zu den Schriftstellern zu gehen, die besonders die Lehre von den Wassern abgehandelt haben, als **Mariotte**, **Huyghens**, &c. will ich dieser Stelle des **Plinius** nur folgende aus dem Vater **Regnault** entgegen setzen, der ein blosser Sammler ist, aber doch die angenommenen Meynungen ganz getreu anführet. Sie findet sich im zweyten Theile seiner *Entretiens Physiques*, S. 129. u. f. des zweyten Theils der **Amsterdammer** Ausgabe von 1732.

» Man nennet **nachlassende Quellen** diejeni-
» gen, die man bald fliessen, bald stillstehen sieht.
» Woher mögen wohl diese Erscheinungen kommen?
» Wenn die Sonnenstralen, die durch die Spitzen
» der Felsen unterbrochen werden, zu verschiedenen
» malen auf den Schnee fallen, der einigen Quel-
» len das Wasser gibt, so muß dieser Schnee, der
» zu verschiedenen malen schmilzt, unterbrochene
» Ergiessungen, oder nachlassende Quellen, verur-
» sachen.

» sachen. Es ist zu dergleichen Erscheinungen wei-
» ter nichts nöthig, als eine natürliche wie ein He-
» ber gebogene Röhre, deren kürzester Theil sich
» in einem unterirrdischen Wasserbehälter, der
» längste aber ausser dem Behälter befindet.
» Steiget das Wasser bis an die Krümme des na-
» türlichen Hebers, so wird es durch den längsten
» Theil hinunter fallen, nach den gemeinen Regeln
» des Hebers; und wenn mehr heraus läuft, als
» jeden Augenblick hinein kömmt, so nimmt das
» Wasser so lange ab, bis es unter dem kürzesten
» Theile der Röhre stehet. Alsdann höret der
» Ausfluß auf. Der Behälter füllet sich nach
» und nach wieder an, bis das Wasser wieder die
» Krümme des Hebers gewinnet. Alsdann wird
» es wieder anfangen zu laufen; und dieß ist eine
» andere Gattung von nachlassenden Quellen.
» Wird zur Anfüllung oder Ausleerung eines un-
» terirrdischen Behälters eine bestimmte Zeit erfor-
» dert, zum Exempel, sechs Stunden, um ihn zu
» füllen, und sechse, um ihn auszuleeren; so wird
» die Quelle sechs Stunden fliessen, und sechs
» Stunden still stehen. Und dieser Ausfluß wird
» eine Art von Ebbe und Fluth machen. Die
» Ebbe und Fluth, die man bey gewissen Quellen
» bemerket, kan auch noch von einer Gemeinschaft
» mit der Ebbe und Fluth des Meeres entstehen.
» Wenn eine Quelle mit dem Meere keine Ge-
» meinschaft hat, als nur zur Zeit der Fluth, so
» wird das Wasser, das sich in den Canälen befin-
» det, die mit der Oberfläche der Erde parallel,
» und mit dem Meer wagerecht sind, durch die
» nach und nach anwachsende Fluth mehr und mehr
» zusammen gedrücket. Wird es mehr zusammen
» gedrücket, so steiget es in die Behälter, oder

» drücket die Luft der Behälter zusammen. Hier-
» durch erhält das Wasser in den Behältern eine
» ausserordentliche Kraft, um durch den kürzesten
» Theil der natürlichen Heber in die Höhe zu stei-
» gen, oder in grösserer Menge durch andere Oeff-
» nungen abzulaufen; und dieß ist eine Art von
» Fluth. Wann das Meer wieder zurück tritt, so
» wird das Wasser in den Canälen, die mit der
» Oberfläche der Erde parallel sind, weniger zu-
» sammengedrücket. Wird es weniger zusammen-
» gedrücket, so wirket es weniger auf die Behäl-
» ter; das Wasser läuft nicht mehr so stark ab, der
» Ausfluß höret auf, oder wird schwach; und dieß
» ist eine Art von Ebbe. Die Ebbe und Fluth des
» Meeres kan bis auf die Hügel wirken, und da
» eine Art von Ebbe und Fluth zuwege bringen:
» weil die abwechselnde Bewegung des Meeres
» sich daselbst durch die Zusammendrückung oder
» Ausdehnung der Luft kan merken lassen, die so-
» wohl in den Communicationsröhren, als in den
» Behältern angetroffen wird. Endlich, warum
» sieht man Quellen nach den verschiedenen Monds-
» gestalten wachsen und abnehmen? deswegen,
» weil die Bewegungen dieser Quellen sich nach den
» Bewegungen des Meeres richten, und weil die
» Bewegungen des Meeres sich auf die verschiede-
» nen Mondsgestalten beziehen.

Ende des Vierten Buches
und des Ersten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Formey, Jean Henri Samuel, 1711-1797

Der Heydnische Philosoph, oder Gedanken des Plinius mit gelehrten und moralischen Betrachtungen

Bd.: [1]

Frankfurt [u.a.] 1761

A.lat.b. 1499 e-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10246168-8
VD18 9095548